This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

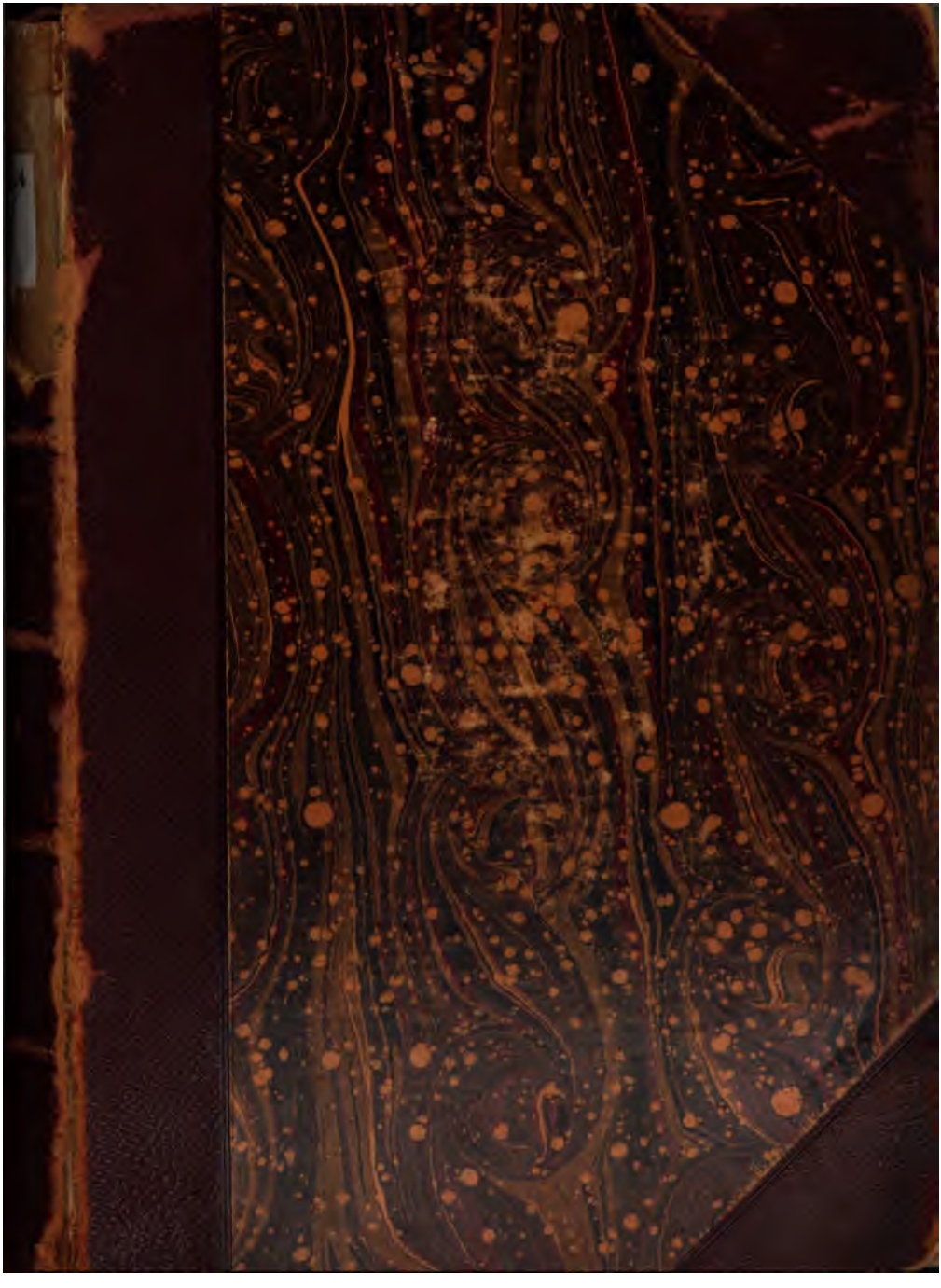
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.



5a 21.227

Harvard College Library

FROM THE

TREADWELL FUND

Residuary legacy from DANIEL TREADWELL, Rumford Professor and Lecturer on the Application of Science to the Useful Arts, 1834-1845.

S&F

Von **Gabriele Reuter** ist im gleichen Verlage erschienen:

Aus guter Familie. Roman. Sechzehnte Auflage.
Der Lebenskünstler. Novellen. Dritte Auflage.
Frau Bürgelin und ihre Söhne. Roman. Sechste Auflage.
Ellen von der Weiden. Roman. Sechste Auflage.
Frauenseelen. Novellen. Vierte Auflage.
Liselotte von Reckling. Roman. Sechste Auflage.
Das böse Prinzeßchen. Märchenspiel.
Wunderliche Liebe. Novellen. Vierte Auflage.

Der Amerikaner

Roman von

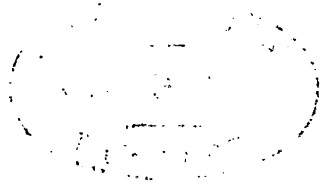
Gabriele Reuter

Sechste Auflage

E. 7. 1

S. Fischer, Verlag, Berlin
1908

2
505 A 7.22.7



Treadwell fund

Alle Rechte, beſonders das der Überſetzung, vorbehalten.

Published, October 1, 1907. Privilege of copyright in the United States reserved under the act approved March 3, 1905 by S. Fischer, Verlag, Berlin.

342.

Erſtes Kapitel

Die Buchenwipfel ſchauerten im Morgenwind. Aus den ſchattigen Gründen ſtieg eine ſcharfe Kühle, ein feuchter Tauatem des jungen Gekräutes empor, und ſchwankend zitterten die beperlten Sträucher unter dem Sprühregen der ſtürzenden Waſſer. Im brauſenden Übermut der ſchneegenährten Frühlingswildheit ſprang der Bergbach weißſchäumend die Felſenwand hinab und überſprudelte im Grunde das glattgewaſchene Geſtein.

Der alte Herr von Koſegarten ſchlug den Kragen ſeiner Joppe in die Höhe, nahm den Stock unter den Arm und vergrub die Hände in den Taſchen, weil es ihn fror, trotzdem die Sonne über den Bergen glitzerte. Neben ihm ſtand der Förſter, einen kleinen Zweig zwiſchen den Zähnen, an dem er kaute, weil er die Pfeife hatte daheim laſſen müſſen. Das dicke Notizbuch in der Fauſt, machte er ſich mit dem kurzen Bleiſtiftſtummel hieroglyphiſche Notizen. Aus dem Wald an der Lehne klang der Axthieb der Holzfäller.

„Aufgeforſtet mußte doch mal werden," brummte der Beamte in den Schnauzbart, der ihm taugenäßt an den Mundwinkeln niederhing.

„Na, alſo, das ſag ich auch. — Warum ſchließlich das Lamento? Donnerſchockſchwerenot, was ſein muß, muß ſein!" ſchimpfte der alte Herr. „Hundert-

jährig können die Bäume freilich nicht gleich wieder werden."

„Der gnädigen Frau geht's nahe", bemerkte der Förſter.

„Frauenzimmerſentimentalitäten!" brummte Koſegarten. „Maleriſcher Anblick . . . Was ich mir dafür kaufe! Schwarze, ich ſage Ihnen, dazu iſt das Leben nicht eingerichtet, nee, wahrhaftig nicht."

„Ja, ja, ſo is es", beſtätigte der Förſter.

Die beiden Männer ſchritten durch die Säulenhalle der grauſilbernen Stämme, von denen jeder einzelne ihnen ein guter Bekannter war. Sie alle trugen das rote Merkzeichen des Forſtbeamten, das ſie dem Tod weihte: die Rieſen, die mächtig zur Höhe wuchſen, mit ruhiger Majeſtät die weitgreifenden Kronen tragend. Noch ſah man im grünen Schleiergeweb des jungen Laubs ihre Äſte ſich abzeichnen wie ein kunſtvolles Gewinde aus geſchmiedetem dunkeln Eiſen, daran das bewegliche Leben der kleinen Zweige und Blätter flatterte. Das Laub des letzten Jahrs lag hoch, feucht, braunmodernd auf dem Waldboden, durchſtickt von Anemonen und hellen wilden Veilchen. Zu kleinen Beeten hatten ſich die zarten, bunten Blümchen zwiſchen den Wurzeln der Gewaltigen angeſiedelt.

Die beiden Männer traten aus dem Wald auf die vorgeſchobene Felſenplatte, gefährlich hing ſie über dem brauſenden Fall der Waſſer. Herr von Koſe-

garten ſtand lange auf ſeinen Stock geſtützt und ſtarrte in das unbändige Toſen des weißen Giſchtes. Mit Dröhnen und Donnern betäubte ihm der Geſang des Falles das Hirn und nahm alle die ſorgenden Gedanken daraus fort, mit denen er ſonſt ſchlafen ging und wieder aufſtand und aß und trank und durch ſeinen Wald und ſeine Fluren ſtampfte. Ein wohlig dumpfes Schauen des ewig Quellenden, ewig Strömenden, ewig ſich Erneuernden und ſich wieder Verſchwendenden war es, das ſtatt des bohrenden, unfruchtbaren Grübelns von ſeinem Geiſt Beſitz ergriff und ihn lange in ſeinen großen, ſtillen Bann zog. Der Förſter an ſeiner Seite ſagte zuweilen gelaſſen: „Ja, ja, ſo is es . . .“ Aber auch dieſe philoſophiſche Bemerkung verklang im Rauſchen der Waſſer.

Auf dem Felſen ſtand einzeln eine Buche; im unaufhörlichen Schwanken und Beben ihrer Zweige und Blätter war ſie erwachſen, lang und mühſelig mußten ihre Wurzeln ſich ſtrecken, um, die Felſenplatte umwindend, endlich zu fruchtbarem Erdreich zu gelangen. Ihr Leben war ein unerhörter Kampf geweſen. Gegen eine Unmöglichkeit, zu beſtehen, hatte ſie beſtanden und ſich zähe durchgetrotzt; nun war ſie ſtark und ſtolz in junger, friſcher Schöne.

„Die bleibt ſtehen,“ ſagte Herr von Koſegarten und klopfte mit dem Stock gegen ihren Stamm. „Ich habe es meiner Frau verſprochen. Na ja —

item—“ Er trat näher. Die glatte Rinde trug ein borkiges Mal, urſprünglich war es ein Herz geweſen, das zwei Buchſtaben umſchloß. Ein F und ein M konnte man noch ungefähr entziffern. Die Zahl darunter bedeutete einen Zeitabſchnitt von elf Jahren.

Der Förſter ſteckte ſein Buch in die Taſche. „Alſo die bleibt ſtehen,“ wiederholte er. „Dachte mir's ſchon. — Soll ich die Auktion noch mal im Blättchen anzeigen?“

„Iſt wohl kaum nötig — die Hauptreflektanten wiſſen ja Beſcheid. Koſtet alles Geld, Schwarze —. Na, und wir brauchen die Leute nicht noch aufmerkſam zu machen, wenn ich von meinem Wald was runterſchlagen laſſe.“

„Dann guten Morgen, Herr von Koſegarten!“

„Morgen, Schwarze!“ Koſegarten faßte mit der Hand an die Mütze.

Der Förſter blieb zögernd ſtehen. „Haben Herr von Koſegarten ſchon die Geſchichte von Debberitzen gehört?“

„Debberitz? Welcher Debberitz? — Das Luder, das ich damals fortgejagt habe?“

„Nee, der nich. Der ſoll tot ſein. Der Sohn iſt es. Thete . . . Herr von Koſegarten müſſen ihn doch noch kennen. Er ſtrolchte doch immer mit dem Herrn Fritz herum.“

„Natürlich — nun beſinne ich mich. Thete!

So'n ſtrohköpfiger, rotznaſiger Bengel. Was is denn mit dem?"

„Soll zu Gelde gekommen ſein. Die Leute reden, er will ſich hier ankaufen."

„Nee, Schwarze, was Sie ſagen? . . . Will ſich hier ankaufen? Is ja woll nich möglich!"

Der Förſter ſpuckte aus als Zeichen ſeines Mißvergnügens. „Ich hörte geſtern, er wäre in Schäfers Gaſthof abgeſtiegen. Tritt mächtig großſpurig auf, traktiert ſeine alten Schulfreunde mit Bier und Zigarren. Was weiß ich, ich bin nicht dabei geweſen."

„So — ſo — der will ſich hier ankaufen — na ja, Schwarze, erſtaunen tut mich nichts mehr. Das Leben iſt nun mal putzwunderlich."

„Ja, Herr von Koſegarten, das is es. Das is es wahrhaftig. So 'en Kerl — ſo 'en Schindluder — und macht ſich hier mauſig. — Wenn den ſein Vater nicht ins Zuchthaus kam, hat er's doch nur Ihrer Güte zu verdanken. Morgen, Herr von Koſegarten!"

Der Förſter ſtieg hinauf zu den Arbeitern.

Koſegarten ſtand in Gedanken. . . . . Debberitz, Thete Debberitz — und will ſich ankaufen! Er ſah in ſeiner Erinnerung den breitſchultrigen Bengel und den pfiffigen Blick ſeiner kleinen, grauen Augen, und neben ihm ſah er einen gertenſchlanken Jungen mit blitzſchneller Beweglichkeit der feinen Glieder und des hübſchen Kopfes . . . . .

Ein Stöhnen ging aus der Bruſt des alten Herrn, nie überwundene Schmerzen brannten plötzlich neu und quälend. Er näherte ſich wieder dem unförmig und borkig gewordenen Liebeszeichen an der Buche und ſtrich mit dem Finger langſam, ſcheu liebkoſend um das Herz. Hier hatte ſein Sohn vor elf Jahren von Glück und Jugend Abſchied genommen. — Elf Jahre Sorgen, elf Jahre nutzloſe Arbeit — alle Opfer umſonſt gebracht — —

Hätte man klüger ſein ſollen und ſich den Opfern entziehen wie ſo mancher andere? Wer kannte ſich noch aus in dem, was man geſollt und nicht geſollt hätte! —

Der alte Mann blickte verworrenen Sinnes in die toſenden Waſſer. Daß er ein alter Mann war, ſah man, nun ihn der Beamte verlaſſen hatte und er, ſeinen Träumen hingegeben, allein blieb, beſſer als zuvor. Die Straffheit der Haltung war von ihm gewichen, er ſtand gebückt und müde. Sein Fleiſch war ſchlaff, von Runzeln durchzogen, der Ausdruck ſeiner Züge unſicher uud leer, wie er zu einer Zeit wird, in der die Seele keine Kraft mehr fühlt, die Nöte des Lebens als ein ſchweres Eigentum zu tragen, wo ſie nur noch die Ruhe erſehnt. —

Und das ewig gleiche Brauſen des Waſſerfalles betäubte allmählich das wehe Erinnern, betäubte jeden Vorwurf, jede Frage zu dumpfer Ergebung.

Herr von Koſegarten empfand, daß er hungrig

war, und daß ihn fror. Er begann mit Vergnügen an den ſonnigen Gartenſaal zu denken, wo ſeine Frau nun ſaß und mit dem Tee auf ihn wartete. Aus allen Kümmerniſſen heraus entſtanden vor ſeiner Phantaſie Viſionen von knuſprigen Brötchen, mit heller gelber Butter beſtrichen, von roſigen Schinkenſcheiben und von einer guten Zigarre, zu der ihm Hilde mit ihren geſchickten Bewegungen Feuer geben würde. Gleich einem Kind wurde er überfallen von der Sehnſucht nach pflegender Liebe, nach kleinen Aufmerkſamkeiten, nach all dem Freundlichen, das ihn dort unten im Schloß empfangen ſollte. Sein Auge wurde heller, er nahm ſich in acht, einen Blick noch auf die Buche zu werfen. Was da hinten lag, mochte in der Vergangenheit bleiben. Nur nicht mehr daran rühren, nur die Gegenwart nicht mehr mit den fernen Dingen beſchweren. Er ſtieg energiſcher den ſchmalen, ſteilen Weg unter den taurieſelnden Ebereſchen und Hainbuchen am Waſſerfall nieder und kam bald, dem Lauf des wilden Bachs folgend, hinaus auf die ſonnige Wieſe. Mit vegetativem Behagen dehnte er die mächtigen Glieder in der Maiwärme, die ihn nun plötzlich umfing. Rüſtig ſchritt er aus, den ziemlich ſcharf bergab führenden Weg entlang, dem Park und dem Schloß entgegen.

Ein Herr ging an ihm vorüber und zog den Hut. Herr von Roſegarten dankte, leicht an die Jagdmütze greifend, wie er es gewohnt war in dieſer

Gegend, wo ihn jeder kannte und grüßte. Er hatte den ihm Entgegenkommenden nicht weiter angeſchaut. Dann drehte er ſich plötzlich um, blickte ihm nach, und in dem gleichen Augenblick wendete ſich auch der andere und kam zögernd auf ihn zu.

Eine breite, plumpe Geſtalt war es, doch in einer Kleidung, die nicht auf einen Landbewohner ſchließen ließ. In dem Schnitt von Rock und Hoſe, aus beſten engliſchen Stoffen, der, den ungefügen Formen geſchickt angepaßt, das Fett des Leibes verhüllte und die Kraft der Beine zeigte, verriet ſich die Meiſterſchaft eines denkenden großſtädtiſchen Schneiders. Das Geſicht des Mannes war derb, aber gutmütig, der aufgedrehte, ſtarke Schnurrbart über dem lebensgierigen Mund gab ihm etwas Martialiſches, aus den Augen glitzerten Pfiffigkeit und eine vergnügte Zufriedenheit mit dieſer angenehmen Welt.

Er hob den Hut noch einmal, ſo daß die Glatze ſichtbar wurde, und ſagte höflich: „Herr von Koſegarten kennen mich wohl nicht wieder?“

„Wüßte nicht“, brummte Koſegarten, dem der Mann mißgefiel, und den überdies nach ſeinem Frühſtück verlangte.

„Dann erlauben Sie mir wohl, daß ich mich vorſtelle: Theodor Debberitz! . . . Nun werden ſich Herr von Koſegarten ſchon erinnern?“

Der alte Herr ſah die pompöſe Erſcheinung, die da ſelbſtſicher im Sonnenſchein vor ihm ſtand,

verblüfft an und brach in ein lautes Gelächter aus.

„Potzdonnerschockschwerenot!“ rief er, sich auf den Schenkel schlagend, „da soll doch dieser und jener die Kränke kriegen — Ja, was hab ich denn vorhin gehört! Sie treten hier als Volksbeglücker auf! Na, alle Achtung! Sie scheinen es ja zu was gebracht zu haben.“

Der Mann lächelte, und dieses Lächeln ließ in seiner beleidigenden Überlegenheit die gute Laune des alten Gutsbesitzers so schnell wieder verfliegen, wie sie gekommen war.

„Ich kann mich nicht beklagen, Herr von Kosegarten. Na ja, ein Stück Arbeit steckt auch dahinter . . . Das hätten Sie wohl nicht gedacht, als ich die Ehre hatte, mit Ihrem Herrn Sohn auf dem Gutshof spielen zu dürfen . . . Ja, was haben Sie denn für Nachrichten von Fritzen? — Interessiere mich doch noch immer sozusagen für den armen Kerl! Hat er denn drüben einen guten Posten gefunden? Sonst — wie gesagt . . .“

Herr von Kosegarten reckte sich in die Höhe und trat einen Schritt von diesem Debberitz fort. Was unterstand sich der Kerl!

„Alles in Ordnung,“ brummte er undeutlich. „Also — wünsche Ihnen ferner Glück zu Ihren Unternehmungen. Bin jetzt eilig.“

Er wandte sich zum Gehen. Der pompöse Mann

ſchien die Verabſchiedung nicht zu bemerken und blieb an Herrn von Koſegartens Seite.

„Sie laſſen den Wald über dem Waſſerfall ſchlagen?“ fragte er ruhig.

„Wenn Sie geſtatten, laſſe ich den Wald an dem Waſſerfall ſchlagen,“ antwortete Koſegarten in höhniſchem und gereiztem Ton.

„Tun Sie das doch lieber nicht,“ ſagte der Pompöſe gelaſſen.

Herr von Koſegarten blieb ſtehen und ſtieß ein kurzes erbittertes Gelächter aus. „Sind Sie etwa Holzhändler? Oder was geht es Sie ſonſt an, ob ich in meinem Wald Holz ſchlagen laſſe oder nicht?“

„Scheinbar geht mich das gar nichts an — gebe ich zu. Könnte mich aber ſpäter was angehen. Der Rauſchenfall iſt ſozuſagen die Perle der Gegend. Wird in jedem Reiſehandbuch erwähnt. Mit Sternchen. Na, die Leute ſind ja jetzt koloſſal hinter ſo was her . . . Naturſchönheiten — was weiß ich . . . Muß man in ſeine Spekulationen mit aufnehmen!“

Koſegarten blieb ſtehen. Über ſeine Stirn jagte dunkelrot das Blut des aufſteigenden Jähzorns. „Kerl was wollen Sie eigentlich von mir? Denken Sie, daß ich ſpekulieren will? Ein Edelmann ſpekuliert nicht.“

„Manche tun's doch,“ ſagte Debberitz, ſeinen mo-

dernen Schnurrbart liebkoſend, „die andern gehen zugrunde.“

„Laſſen Sie mich in Ruh, und gehen Sie Ihrer Wege.“

Debberitz lächelte wieder — ſatt und klug lächelte er über den alten, zornigen Mann. Er wußte, daß er lächeln konnte.

„Ereifern Sie ſich nicht, Herr von Koſegarten. Ich ſprach doch nur ſo im allgemeinen. Habe ich nicht gehört, Sie wollten ſich zur Ruhe ſetzen, Rauſchenrode verkaufen? Na, nun — kurz und gut — vielleicht ließe ſich ein Geſchäft zwiſchen uns abſchließen . . . Einen zahlungsfähigen Käufer finden Sie nicht alle Tage! Das iſt es, worauf ich raus will!“

Koſegarten blieb ſtehen, ſah den großen, dicken, plumpen Mann mit den eleganten Kleidern und dem gewichtigen ſilbernen Krückſtock von oben bis unten an und brach wieder in ein Lachen aus. Laut klang's, aber unfreudig genug.

„Sie —? Sie ſind wohl nicht bei Troſte,“ entfuhr es ihm. „Suchen Sie ſich jemand anders für Ihre Späße.“

„Herr von Koſegarten, ich erlaube mir zu bemerken, daß ich mich Ihnen einfach als einen zahlungsfähigen Käufer für Rauſchenrode vorſtelle. Im erſten Moment ſind Sie davon vielleicht verblüfft. Aber Sie werden ſchon auf die Choſe zurückkommen. Sie

können ſich in Berlin nach mir erkundigen: Theodor Debberitz & Co., bekannte Firma für Käufe und Verkäufe in Grund und Boden."

„So — Sie betreiben Vermittlungen von Käufen?" fragte Koſegarten ein wenig ſanfter und aufmerkſamer. „Wer ſteht da hinter Ihnen?"

„In dieſem Fall niemand. Rauſchenrode will ich als einen Ruheplatz für meine alten Tage erwerben. Ja, Herr von Koſegarten, man hat doch ſo ne Art von Anhänglichkeit an ſeine alte Heimat ... Wo man die Tage der Jugend verlebte ... wie der Dichter ſingt ..."

„Na, nu hören Sie aber auf!"

„Herr von Koſegarten, ich habe mich in Ihrem Haus immer wohl gefühlt — die ſchönen Stunden mit Fritzen ..."

Eine Nachdenklichkeit kam über Koſegarten — eine müde Schwäche. So viel Geld hatte dieſer Kerl erworben, daß er Rauſchenrode kaufen wollte — mir nichts, dir nichts kaufen — wie man ſich ein belegtes Butterbrot auf dem Bahnhof kauft, wenn man Hunger hat. Und Fritz ...? Der alte Schmerz quoll wieder auf, wurde gewaltig, jäh — betäubend — raubte ihm jeden klaren Gedanken.

Debberitz beobachtete aus kleinen, ſcharfen Augen den leeren, dumpfergebenen Blick des andern. „Wann darf ich vorſprechen, Herr von Koſegarten?" ſagte er ſchonend milde, in der Gewöhnung, bei ſolchem

Geſchäft alle Regiſter von Stimmen und Tönen ſpielen zu laſſen. „Sie können ſich ja mal die Choſe überlegen. Ich bin in Schäfers Gaſthof abgeſtiegen. Empfehle mich, Herr von Koſegarten!“

Sie waren im Geſpräch auf die breiten Kieswege gelangt, die zwiſchen Wieſen und ſchönen Baumgruppen dem grauen Schloß entgegenführten, als Debberitz den alten Herrn endlich verließ. Der ſchüttelte ſchwermütig erſchrocken den Kopf und brummte vor ſich hin. Auf dem Kiesplatz unter der Rampe tummelten ſich ſeine fidelen Teckel mit Hildens ſchottiſcher Windhündin, die er nicht leiden mochte, weil ſie ihm zu vornehm war und tückiſch, unzuverläſſig dazu. So eine dumme, neue Mode von Hunden! Die Teckel fuhren ihm mit freudigem Gebläff entgegen, und er liebkoſte ſie mit einer Zärtlichkeit, als könnte ihn ihre treue Zuneigung über irgend etwas ſoeben unerſetzlich Verlorenes tröſten.

Zweites Kapitel

Durch die weiten offnen Glastüren fluteten Ströme von Morgensonnengold und frischer, herber Gebirgsluft. Die bunten Frühlingsblumen in den gelben Korbtischen vor den Fenstern, an denen leichte, weiße Mullgardinen niederhingen, waren ganz durchleuchtet von all dem Licht und schimmerten in einer fast kostbar erscheinenden Pracht der Farben. Die vergoldeten Tassen auf dem Frühstückstisch glitzerten und gleißten mit ihrem altmodischen drolligen Bilderprunk. Die Schale mit Honig erschien gefüllt von einem unerhört herrlichen Goldtopas. Die Kristalle des Kronleuchters funkelten in tiefem Blau, in zarten Rosenröten, in Grün und strahlendem Gelb. Sogar an den defekten Perlenstickereien der Kissen in den Lehnstühlen am Kamin ging der Triumphzug des Lichtes nicht vorüber, ohne Tausende von kleinen schimmernden Prismen aus ihrer schon längst verblaßten Pracht zu wecken. Wenn Hilde Kosegartens Kopf sich zu den Frühlingsblumen beugte, indem ihre Hand das kleine Gießkännchen über die Töpfe führte, dann leuchtete auch ihr Haar in tiefen, reichen Tönen von Braun und Gold. Bewegte die Tante in der Sofaecke ihre Stricknadeln, so sprang jedesmal ein flinker Blitz von einem der stählernen Stäbchen zum andern.

„Bitte, Hilde, zieh die Gardine zu, es ist unmög-

lich zu leſen in dieſem Sonnenſchein," ſagte Auguſt und hielt ſchützend ein Journal mit techniſchen Abbildungen vor die Augen. Gehorſam zog Hilde die Markiſe nieder. Ein ſtiller, ruhiger Schatten ſenkte ſich plötzlich über die Seite des großen Saals, auf der der Frühſtückstiſch ſtand, mit ſeiner kleinen Teemaſchine, mit geſchnittenen und bereits butterbeſtrichenen Brotſcheiben des ſäumigen Hausherrn wartend. Die Anweſenden hatten ihre Mahlzeit längſt beendet. Frau von Roſegarten erwähnte zuweilen ſeufzend, wie hungrig ihr Mann ſein werde, und daß er ſchon vor ſechs Uhr fortgegangen ſei, und wie er gewiß in ſchlechter Laune heimkommen werde.

Sie ſagte ‚Onkel', wenn ſie von ihrem Mann ſprach, denn ſie wendete ſich mit ihren ſorgenden Ausrufen immer nur an Hilde. Sie war es ſo gewohnt ſeit vielen Jahren, alles, was ihr Gemüt bekümmerte oder erfreute, mit dieſer Nichte zu teilen, weit mehr als mit dem Sohn, der ihr zur Seite ſaß, oder mit dem Mann, dem mancher ſtille Kummer doch in Liebe verborgen werden mußte. Männer hatten auch ſelten die Geduld, Dinge, die das Herz bewegten, in weitläufigen Geſprächen ſo lange um und um zu wenden, bis zuletzt alte, langweilige Sorgen ein neues und intereſſanteres Geſicht bekommen hatten. Dazu war ihr Hilde unentbehrlich, ſie wußte ſelbſt kaum, wie ſehr. Hilde verſtand, klug einzugehen, alles, was die Tante wichtig nahm, auch

wichtig zu nehmen und doch zuletzt, nachdem das Lamento erquickend ausgeſchöpft war, plötzlich irgend ein kleines Hoffnungstürchen zu öffnen und ſogar um Gräber liebe, kleine Troſtblumen zu pflanzen. Hilde beeinträchtigte die Freude ſolcher Ergießungen niemals durch die Störung mit eigenen Kümmerniſſen. Wenn man Frau von Roſegarten gefragt hätte, ob ſie ihre Nichte kenne, würde ſie erſtaunt über dieſe merkwürdige Frage geantwortet haben: Ich ſollte das Kind nicht kennen, das ich ſeit ſeinem achten Jahr unter meiner mütterlichen Obhut habe? Aber wir beſprechen ja alles miteinander! Keine Falte ihres Herzens iſt mir verborgen. Und doch hatte Frau von Roſegarten niemals darauf geachtet, wie feſt der von feinen liebenswürdigen Linien umgebene Mund des jungen Mädchens ſich zu ſchließen verſtand, ſobald ſich das Geſpräch zu ihrer eigenen Perſon hin zu verirren begann, wie die freundlichen braunen Augen, wenn niemand ſie beobachtete, einen ernſten geſammelten Blick nach innen bekamen, und wie zuweilen eine diskrete Ironie durch die Züge ſpielte, die ſchön zu nennen waren, obgleich eben dieſe ablehnende Kühle den Reiz ihrer Formen nicht ganz zur Geltung kommen ließ.

„Weißt du, Hilde,“ begann Frau von Roſegarten nach einem kleinen Weilchen, und nachdem ſie an ihrer groben Wollſtrickerei, einem Röckchen für ein Dorfkind, die Maſchen gezählt hatte, „ich habe Onkel

gebeten, die Buche ſtehen zu laſſen, die einzelne am Waſſerfall — mit dem Herzen, weißt du. — Der alte Baum mit dieſem Zeichen iſt mir ſolch liebe Erinnerung. Ich möchte nur wiſſen, ob Mimi je erfahren hat, in welcher Weiſe ſie dort verewigt iſt."

Hilde lächelte ein wenig, aber ſie ſchwieg. Sie hatte gute Gründe zu ſchweigen.

„Fritz muß ſie doch ſehr liebgehabt haben," ſagte Frau von Roſegarten wehmütig. „So rührend, daß er ſie in ſeinem letzten Brief wieder grüßen läßt."

„Den Gruß finde ich geradezu unverſchämt," brauſte Auguſt auf und warf das Journal, in dem er geleſen hatte, heftig auf den Tiſch. „Ich verſtehe auch nicht, Mama, wie du Mimi den Gruß beſtellen konnteſt. Fritz iſt wahrhaftig keine Perſönlichkeit mehr, von der es angenehm wäre, Grüße zu empfangen."

„Auguſt, wie kannſt du ſo hart von deinem Bruder reden!" begann Frau von Roſegarten bekümmert. „Du tuſt ja, als ſei es ehrlos, kein Glück in der Welt gehabt zu haben."

„Er ſcheint mir im Gegenteil viel zu viel vom Glücksritter zu beſitzen, der edle Bruder Fritz," ſagte Auguſt, und ſein ruhiges, blondbärtiges Geſicht bekam einen verdroſſenen, verachtenden Ausdruck. „Ich meine von einem, der ſeine Exiſtenz mehr auf glückliche Zufälle als auf regelmäßige tüchtige Arbeit geſtellt hat."

„Das iſt wohl von hier aus ſchwer zu beurteilen," bemerkte Hilde. Ihre Augen blickten nachdenkſam ins Weite. „Solch ein fremdes Leben — wo man hart ſein muß und liſtig, kühn und leichtſinnig zu gleicher Zeit, um den Vorteil des Augenblicks zu ergreifen und zu wahren . . ."

„Nun, das ‚wahren' ſcheint er wenig verſtanden zu haben, ſonſt wäre er wohl nicht wieder ſo tief drin im Elend. Ich muß geſtehen — mich degoutiert dieſe ganze Geſchichte — ja, Mama, mich degoutiert ſie. Und ich bin froh, daß ich wenigſtens zu rechter Zeit energiſch war und dich und Papa verhindert habe, den Abenteurer zurückkommen zu laſſen! Ihr . . . wahrhaftig in eurer törichten Gutmütigkeit wäret ihr dazu imſtande geweſen . . ."

„Ach, Auguſt," klagte die Mutter, „wenn einer aber doch ſolche Sehnſucht hat!"

„So ſoll er ſie bezwingen. Jeder von uns hat ſich zu bezwingen und liebe Wünſche der Pflicht zu opfern. Glaubſt du, es wäre mir leicht geworden, als Edelmann einen bürgerlichen Beruf zu ergreifen? Gewiß nicht! Aber durfte ich Offizier werden, da ich wußte, daß Papa mir keine Zulage geben konnte — und nach den Erfahrungen, die wir mit Fritz gemacht haben? . . . Ja doch, ja doch, ich bin keinen Augenblick im Zweifel geweſen, daß Papa recht hatte, für Fritzens Schulden aufzukommen. Das war Ehrenſache. Selbſtverſtändlich —

ſchön. Aber jetzt, wo ſich's auch um meine Exiſtenz handelt — wo ich mir eine Lebensſtellung ſchaffen will — wo ich den Leuten Vertrauen einflößen muß — da kann ich keinen verunglückten Abenteurer neben mir brauchen. Das darf mir niemand zumuten — am wenigſten meine Eltern!"

Frau von Roſegarten ſenkte den Kopf über ihre Arbeit. „Wir haben es dir ja auch nicht zugemutet," ſagte ſie leiſe und ergeben.

Wenn Auguſt Reden hielt, in denen er die Worte gut zu ſetzen wußte, in denen ſeine Stimme ſo würdig, ernſt und gemeſſen klang, imponierte er ihr unmäßig und ſie hätte nie gewagt, eine von der ſeinen abweichende Meinung laut werden zu laſſen. In ihrem Innern aber ſprang immer ein kleiner, ſcharfer Widerſpruch auf, den ſie faſt als ſündige Anmaßung, jedenfalls als unbegreifliche weibliche Dummheit empfand. Trotzdem ließ er ſich nicht erſticken. Und dieſer blinde Reſpekt vor dem Sohn, der ihnen niemals Sorge oder Kummer bereitet hatte, der ſo feſt alle Schulſchwierigkeiten überwunden und ſich ſo tapfer und ſparſam durch die Studienjahre geſchlagen hatte, deſſen Wille für ſie Geſetz war, während ihre eigene Natur ſie doch ſtets nach einem ihm entgegengeſetzten Tun und Denken trieb, gab ihrem Weſen etwas wunderlich Verwirrtes und Hilfloſes.

Mehr als irgend jemand in der Familie außer Hilde auch nur ahnte, lebte ſie in der Erinnerung

und in ſehnſüchtiger Liebe zu ihrem Älteſten, der vor ſo vielen Jahren, ein blutjunger, leichtherziger Geſell, vor ſeinen Gläubigern über den Ozean geflüchtet war. Nicht Auguſts geordnetes Daſein, das ihrer eingreifenden Fürſorge kaum bedurfte, ſondern die ſpärlichen Briefe, die flüchtige Kunde brachten von einer unſichern, abenteuerlichen, überſeeiſchen Exiſtenz, bildeten den Hauptinhalt ihrer Phantaſien und Träume. Wenig genug mochte die Frau, die niemals aus der friedlichen Enge der Harzberge herausgekommen war, die fürchterlichen und wilden Gefahren jener Untiefen, Klippen und Wirbelſtürme, zwiſchen denen der Sohn umherſchiffte, in dieſen Träumen ermeſſen. Dennoch trug ſie den unzerſtörbaren Mutterglauben in ſich, daß ihr Junge wie die guten Helden von Ritterbüchern und Indianergeſchichten am Ende allen Schrecklichkeiten glücklich entriſſen und als der gleiche liebe, unſchuldige, lachende Knabe, wie ſie ſein Bild im Herzen hegte, dereinſt zu ihr zurückkehren würde.

Vielleicht iſt das blinde Vertrauen auf einen ſehr ſtark im einzelnen Schickſal waltenden Vater im Himmel, der beſonders für ferne Söhne eine Menge von umſichtigen Schutzengeln bereit hält, von allen Menſchen den Müttern am nötigſten. Selten mit der Lebenserfahrung ausgerüſtet, die ſie befähigen würde, ſich einen deutlichen Begriff von der Exiſtenz eines jungen Mannes ſchaffen zu können, fühlen ſie dieſen ins Unbegreifliche hinausſtrebenden Jüngling doch ſo

oft noch als ein Stück ihres eigenen Leibes und Herzens. Wie ſollten ſie die Qual, das Geliebteſte im Dunkeln, Rätſelvollen ſich verlieren zu ſehen, ohne es auch nur mit wertvollen Ratſchlägen begleiten zu können, ertragen? Aber wenn ſie ihm ein für allemal einen weiſen Führer, als der das göttliche Weſen dem an abſtrakten Begriffen ſchwer haftenden Frauengeiſt ſich leicht verkörpert, übergeben, dann haben ſie zugleich ſich jemand geſchaffen, mit dem ſie ſich fortwährend innerlich wie mit einem Freund unterhalten können. Auch ſcheint es ihnen, daß ſich dieſer Mittler, obwohl erfahrener und klüger als ſie ſelbſt, doch ihren freundlichen Vorſtellungen und mütterlichen Wünſchen nicht immer unzugänglich erweiſt.

So war Marie von Roſegartens Verhältnis zu ihrem Gott. Er war ein Mann; darum tat Er oft unvorhergeſehene, unbegreifliche Dinge, die Männer nun einmal zu tun pflegen. Darein hatte man ſich zu fügen. Wie gegen Auguſts Beſtimmungen wagte Frau von Roſegarten aber auch gegen die des lieben Gottes ganz heimlich in ihren Gedanken ein wenig zu rebellieren. Das hatte erſtens den Reiz der Sünde, und zweitens konnte man auch nicht wiſſen, ob der Herr ſich doch nicht endlich zu gunſten ihrer Wünſche beeinfluſſen ließe, wenn Er ſah, daß man unzufrieden mit ihm war.

Und nun hatte ihr Herrgott ihr etwas angetan,

darüber konnte und konnte ſie nicht einig werden mit ihm. Daß Er die Menſchen prüft, hart prüft, das gehörte ja wohl einmal zu ſeinem Regiment. Wie ſollte man auch auf anderm Weg die nötige Läuterung empfangen? — So hatte ſie ſich auch allmählich hineingefunden, daß Fritz des Königs Rock, der ihm ſo gut ſtand, ablegen mußte, daß er niemals mehr zu Weihnachten oder zu Oſtern auf Urlaub kommen konnte, daß das Haus ſtill geworden war — denn weder Auguſt noch Hilde lachten wie er — und daß er dort drüben mit ſeinen hübſchen wohlgepflegten Händen, von denen ſie ſich ſo gern hatte ſtreicheln und liebkoſen laſſen, arbeiten mußte wie ein Knecht, ihr verwöhnter ſchlanker Herzensjunge! Nun, er nahm ja wenigſtens das ſchreckliche Leben mit ſeinem gewohnten Humor. Manchmal konnte man über ſeine Schilderungen von Land und Leuten geradezu Tränen lachen.

Weil er ſo drollig ſchrieb, befeſtigte ſich die Anſchauung bei ihr, es müſſe ihm doch nicht allzu ſchlecht gehen. Er verdiente auf eine rätſelhafte Weiſe ſogar ſehr viel Geld. Eigentlich klang es ja wie ein Spaß und war kaum zu glauben. Er hatte nämlich eine merkwürdige Art von Lederſtrippchen mit verſchiedenen verſtellbaren Haken erfunden, an dem die Gold- und Kupfergräber im Weſten ihre Werkzeuge am Gürtel tragen konnten. Seitdem er dieſes Strippchen erfunden, hatte er das Graben aufgegeben. Seine

Briefe wurden nun wie eine von köſtlichen Freudenſchätzen ſchimmernde Mine: er war auf dem Weg, ein reicher Mann zu werden — er kaufte Häuſer — er baute Straßen — er richtete Fabriken ein — er fuhr im Auto durch ſeine Beſitzungen . . .

Endlich wollte er auch ſeine Abſicht ausführen und einmal hinüberflitzen, die Eltern zu beſuchen, um dem Vater ſeine Schulden abzutragen und mit Auguſt wegen ſeiner Zukunft zu ſprechen. Hinter allen Geldſorgen, die ſie in ihrem Rauſchenrode plagten, ſtand dieſe am Horizont ihres Lebens glänzende Hoffnung.

Da wurde der liebe Gott grauſam . . . Ja, Frau von Roſegarten konnte es nicht anders bezeichnen: Er wurde grauſam.

Fritz ſchrieb nach einer beängſtigend langen Pauſe aufs neue: ſein lange gehegter Plan ſolle nun zur Tat werden, er wolle heimkehren ins alte Vaterhaus. Aber ſie ſollten ſich keine Illuſionen machen, er ſei kein reicher Mann mehr. Was er ſo jäh gewonnen, ſei alles wieder verloren. Sein Sozius habe ihn fürchterlich betrogen. Er wolle nicht klagen, er trage ſelbſt einen Teil Schuld an dem Zuſammenbruch, und die Wahrheit zu ſagen, ſtehe er nackt und bloß wie am Tag ſeiner Ankunft in Neuyork dem Schickſal gegenüber. Und nun ſei es wunderlich, ſeine Nerven müßten wohl durch die geſchäftlichen Fatalitäten etwas angegriffen ſein, kurz, er fühle ſich ſonderbar weichmütig ums Herz und habe ein blödſinniges Verlangen, ſie alle

wiederzuſehen. Da er ja doch im Augenblick nichts in Amerika verſäume, bitte er den Vater, ihm das Reiſegeld zu einem Beſuch in Deutſchland zu ſchicken, vielleicht könne er ihm auch mit der geſchäftlichen Erfahrung, die er inzwiſchen gewonnen habe, beratend zur Seite ſtehen.

Dieſer letzte Satz weckte nur ein lautes, unfrohes Gelächter bei Auguſt und bei ihrem Mann. Beide brummten und ſchimpften über die Anmaßung. Sie empfanden es wie eine Beleidigung, die Fritz ihnen angetan hatte, indem er das Gewonnene wieder verlor.

Aber Frau von Koſegartens Verſtand kam, trotzdem ſie den Brief ihres Sohnes mit reichlichen Tränen netzte, kaum dazu, das über ihn hereingebrochene Unglück recht zu faſſen. War es nicht der Grund, der Fritz bewog, endlich ernſtlich an die Heimkehr zu denken? In der betäubenden Freude, ihn bald ſehen zu dürfen, verſank alles andere wie nebenſächliche Kleinigkeiten. —

Doch es folgten peinvolle Verhandlungen zwiſchen Auguſt und dem alten Herrn. Beide Männer entſchieden, daß Fritzens Beſuch unter dieſen Umſtänden in keiner Weiſe erwünſcht ſei. Frau von Koſegarten hielt noch eine kleine, letzte Hoffnung im Hinterhalt. Tante Trinette hatte für die nächſte Zeit ihren Frühlingsbeſuch angeſagt. Und Tante Trinette hatte ja ſo ſündhaft viel Geld, ſie konnte ihr ſchon den Jungen

kommen laſſen. Aber Trinette von Koſegarten war immer für alle Einrichtungen begeiſtert, die ihr geſtatteten, ihr Portemonnaie in der Taſche zu behalten. Es fand ſich, daß ſie eigens in Schloß Rauſchenrode erſchien, um ihren Verwandten von ihrem durch lange Übung zur hohen Kunſt gediehenen Talent des Sparens ein wenig beizubringen. Damit zu beginnen, gab es nun gleich die beſte Gelegenheit. Sie machte ihrer Schwägerin begreiflich, daß es ein törichter Übermut des Herzens und eine wilde Schwelgerei in Gefühlsfreude wäre, wenn ſie es unter den jetzigen bedrückten Verhältniſſen der Familie geſtatten wollte, Fritz mit Reiſegeld zu verſehen. So bedrängte man Frau Marie von allen Seiten mit Vernunftgründen, bis ſie ſelbſt an Fritz den Brief ſchreiben mußte, der ihm die Rückkehr im Namen ſeines Vaters unterſagte.

Tag und Nacht ſtellte ſie ſich nun jenen Augenblick vor, in dem er das Schreiben empfangen und das Kuvert öffnen würde, und wie die Ablehnung ſeiner Bitte auf ihn wirken mußte. Vielleicht würde dieſe Härte ihn ſeinen Eltern auf immer entfremden. Die Mutter faßte einen Groll gegen ihren Mann, gegen Auguſt, gegen Trinette, aber vor allem gegen ihren Herrgott, der es hatte zulaſſen können, daß ſie mit eigener Hand dieſen abſcheulichen Brief ſchreiben mußte. Während ſie Röckchen für Dorfkinder ſtrickte, mit Mamſell Wärmchen über das Mittagseſſen oder

über die jungen Hühner und Puten ſprach, mit Hilde und dem Gärtner die Bepflanzung der Frühlingsbeete überlegte — immerfort wartete ſie dabei in tiefer Verzagtheit auf die Antwort ihres Sohnes, wie der Sträfling auf die Beſtätigung ſeines Todesurteils wartet. Ihr freundliches, fleiſchiges Geſicht war ein wenig welk und ſchlaff geworden, aber ſonſt ſah man ihm nicht viel an von dem, was hinter ſeinen gütigen Augen in dem Kopf der alten Frau von Koſegarten vorging, die ſo ſtattlich in ihrer Sofaecke thronte.

Das Geblaff und Gekläff der Hunde kündigten den Herrn an. Frau von Koſegarten legte ihr Strickzeug in den geräumigen Strohkorb und zündete mit ihren ſchönen, großen, weißen Händen das Flämmchen unter der Teemaſchine an. Hilde kam näher, nahm dem Onkel Stock und Mütze ab, und während er ſeiner Frau die Hand küßte und Auguſt den Teckeln die Schinkenränder von ſeinem Teller zuwarf, rückte ſie dem alten Herrn den Stuhl vom Tiſch, ſchenkte ihm Tee ein mit viel Zucker und noch mehr Rum, wie er es liebte, wenn er frühmorgens aus dem Wald kam. Herr von Koſegarten hatte es gern, daß die Frauen ſeines Hauſes um ihn beſchäftigt waren. Je mehr, je beſſer. Er bedauerte oft, nicht ein halbes Dutzend Töchter zu beſitzen, er hätte ſie alle in Atem zu halten gewußt. Es war ihm behaglich, wenn es laut und wichtig um ihn zuging.

Seine Frau ſah ihn liebevoll an.

„Ärger gehabt, Alterchen?“ fragte ſie beſorgt. „Die liederlichen Bengels, die Volontäre?“

Er ließ ſich ſchwer in den großen geſchnitzten Lehnſtuhl fallen.

„Mariechen, das Leben iſt putzwunderlich. Ich verſteh's nicht mehr — ich mache nicht mehr mit.“ Die Fäuſte auf den Knieen ſaß er da, mochte nicht eſſen, grübelte und ſah ſie mit ſeinen blauen Augen verwirrt und hilflos an.

„Du haſt doch etwas Beſonderes erlebt?“ fragte Mariechen ängſtlich, aber Hilde nötigte ihn zum Eſſen, und er folgte ihr auch ſchweigend, langte plötzlich tüchtig zu, aß und trank gierig und ohne Behagen.

Plötzlich begann er zu ſingen, mit einer tiefen dröhnenden Stimme und einer Melodie, die keinen Anſpruch auf muſikaliſche Anklänge machte:

„Freut euch des Lebens, weil noch das Lämpchen glüht,
Freſſet den Schinken, ſo lange das Schwein noch blüht.“

Und lachte dann laut über ſeinen eigenen Witz. Mariechen lachte mit, aber ihre Augen forſchten unruhig.

„Kinder, man iſt runtergekommen — ich ſag's ja immer — auf den Hund ſind wir gekommen ...“ Er lehnte ſich in den Stuhl zurück. „Was ich erlebt habe — nee, nee, Kinder, da iſt ſchon das

Ende von weg. Das — das ist rein, um aus der Haut zu fahren . . . Wißt ihr, wer sich mir eben als Käufer für Rauschenrode angeboten hat?“

„Ein Käufer!?“ rief Marie erregt. „Aber nein, Friedrich, das wär' doch herrlich . . .“

„Herrlich? Na, ich danke. Thete Debberitz, das unverschämte Aas!“

„Ja, der macht jetzt hier die Gegend unsicher,“ bemerkte August, nicht so erschüttert durch die Mitteilung, wie sein Vater erwartet hatte.

Bei Marie wirkte die Neuigkeit stärker. Es dauerte eine Weile, bis sie sich fassen konnte. Thete Debberitz, der Sohn ihres vor manchem Jahr nicht eben in Gnaden entlassenen Rechnungsführers, trat hier auf und wollte Rauschenrode an sich bringen? Auch sie empfand dies einfach als eine Unverschämtheit.

Wo er sein Geld erworben hatte?

In Berlin mit Terrain- und Häuserspekulationen, wußte Hilde zu berichten. Millionen sollte er besitzen, so erzählten sich die Dorfleute, die den prachtvollen Mann wie ein leibhaftiges Wunder anstarrten, seit er in Schäfers Gasthof abgestiegen war. Die Unterhaltung wurde plötzlich sehr belebt am gutsherrlichen Teetisch, seit das Thema Debberitz angeschlagen worden war.

Während der alte Herr sich ereiferte, nahm August eine ernste, nachdenkliche Miene an.

„Na — und ich sag euch,“ rief Rosegarten, „in

welchem Ton ſich der Kerl nach Fritz erkundigte.... Dabei — ich ſeh den Bengel noch hier herumſtrolchen mit 'nem zerriſſenen Hoſenboden. Habe Fritzen ſo und ſo oft verhauen, weil er immer mit ihm zuſammenſteckte."

„Fritz wußte nie die richtige Grenze zu ziehen zwiſchen ſich und den Dorf- und Verwaltersjungen," bemerkte Auguſt. „Dieſe frühern Beziehungen ſind ja ſehr fatal. Immerhin — der Mann hat Geld — übrigens wirkt er vielleicht nur als Unterhändler. Jedenfalls ſollte man doch den Vorſchlag dieſes Debberitz hören," bemerkte Auguſt vorſichtig. „Ohne Kapital iſt für mich nichts anzufangen, und ein Koſegarten kann doch nicht ewig in einer abhängigen Stellung bleiben. Wenn der Mann zahlungsfähig iſt, ſo wüßte ich keinen Grund ..." Ein kurzer, knurrender Ton des alten Herrn ließ ihn ſchweigen.

Koſegarten blickte zu ſeinem Sohn über den Tiſch hinüber. Nachdenken, Pläne machen, Entſchlüſſe faſſen — das alles waren greuliche Geſchichten, die er haßte. Warum ließ man einen alten Mann nicht in Frieden leben, wie ſeine Väter gelebt hatten: eſſen, trinken, auf die Jagd gehen, über die Äcker reiten, mit Förſter und Verwalter eintönige und nach den Jahreszeiten ſich regelnde Beratungen pflegen und ab und zu auf die Regierung ſchimpfen? Warum mußte all dies Neue, dem man doch nicht

gewachſen war, über einen armen Kerl von Edelmann hereinbrechen?

Umſtändlich zündete er ſich eine Zigarre an. Auguſt ließ ihm Zeit.

„Haſt ja recht, Junge,“ brummte der alte Herr, nachdem er eine Weile geraucht hatte. „Haſt ja tauſendmal recht. Biſt ja mein einziger Troſt in dieſem Schindluderleben. Aber ſiehſt du, ſeiner Väter Erbe an ſo ein Miſtvieh verſchleudern . . . ich bring's einmal nicht über mich. Es geht mir wider die Natur . . .“

Er trank ſchnell und gierig ſeinen Tee, verſchluckte ſich, mußte huſten und huſten, wurde blaurot im Geſicht, und die Tränen ſtrömten ihm aus den Augen.

Mariechen klopfte ihm den Rücken. „Alterchen, Alterchen, dreimal an 'n weißen Schimmel denken, das hilft, das hilft ſicher!“

Hilde hielt ihm ein Glas Waſſer entgegen. Er nahm einige Schlucke, ſtand auf, ging zur Tür, trocknete ſich die Augen, blickte ſchweigend hinaus über den ſchönen Platz und auf die breitäſtigen Kaſtanien, die eben im Begriff ſtanden, ihre weißen Blütenfackeln zu öffnen.

Marie redete leiſe auf den Sohn ein, warum er den Vater ſo in Erregung bringen müſſe.

Auguſt zuckte die Achſeln. „Die Sache ſoll doch einmal beſprochen werden. Papa muß ſich entſchließen.“

„Und Mimi Rahlen?“ fragte die Mutter leiſe. „Das wäre doch ein Ausweg.“

„Mama, ich finde es unehrenhaft, ein Mädchen um ihres Geldes willen zu heiraten.“

„Aber gewiß, gewiß!“ Marie war ganz erſchrocken über den Gedanken, der ihr entſchlüpft war. „Ich meinte doch nur, wenn du ſie liebteſt . . . ſelbſtverſtändlich . . . Sie ſieht doch an manchen Tagen noch ſehr gut aus . . .“

„Bitte, Mama, hierüber kein Wort mehr — es wäre mir äußerſt peinlich.“

Roſegarten kam zurück und ging mit gewaltigen Schritten im Saal auf und nieder. „Ich werde doch noch einmal ernſtlich mit Trinette reden. Schließlich — ich könnte ihr das Kapital hypothekariſch ſicherſtellen . . . Sie hat doch Familienſinn . . .“

„Alterchen,“ rief Marie heftig, „ich verſtehe dich nicht — in dieſem einen Punkt verſtehe ich dich nicht! Trinette — mein Gott — hat ſie uns denn je — zu irgend einer Zeit geholfen? Ja — ſie kommt im Frühjahr zu uns — läßt es ſich ſchmecken, geht im Park ſpazieren, ſammelt ihr ekliges Kräuterzeug, mit dem ſie alle Welt beglückt — borgt ſich meinen Hut, wenn ſie nach Langenrode zur Prinzeſſin Karoline fährt — um den ihren zu ſchonen — und miſcht ſich überall in Dinge, die ſie nichts angehen. Geſtern treffe ich ſie ſogar in der Küche, wie ſie zur Wärmchen, die die Salzkartoffeln abgießt,

recht innig ſagt: ‚Mamſellchen, was machen Sie denn immer mit der Kartoffelbouillon, das gäbe doch noch gute Suppen für Kranke und Arme!‘ Die Leute brüllten vor Lachen, als ſie hinaus war. Friedrich — es iſt ja deine Schweſter — aber ich frage dich, ob ich mir dieſes Dreinreden noch länger gefallen laſſen muß?“

„Habe doch Geduld, Mariechen,“ ſagte der alte Herr bekümmert, „ſieh mal, ich denke, ich kann ihr ſchließlich doch noch das Geld herauslocken, und dann könnten wir Rauſchenrode behalten. Du hängſt auch daran, Mariechen. Es würde dir doch auch ſchwer, wenn wir fort müßten . . .“

Marie Roſegarten ſeufzte. Sie kannte Trinette — ſie kannte ſie durch und durch. Sie hoffte nichts mehr. Aber die Männer ließen ſich immer durch Redensarten fangen. Trinette hatte ſo eine Manier, mit ihrem Einfluß bei Hofe groß zu tun, damit imponierte ſie ihrem Bruder. Ging ſie nicht umher und ſprach unaufhörlich davon, daß ſie für Hilde eine Hofdamenſtelle in Ausſicht habe, trotzdem ſie ihr ſchon dreimal ärgerlich erklärt hatte, ſie könne Hilde in der Wirtſchaft nicht entbehren? Hatte Trinette nicht ſpitzig darauf erwidert, es wäre für zunehmende Korpulenz höchſt zweckmäßig, ſich mehr in Küche und Keller zu bewegen, ſtatt im Sofaeckchen zu ſitzen und die Dorfkinder mit wollenen Strümpfen und Röcken zu verwöhnen? Aber Roſegarten war

einmal ein unverbeſſerlicher Optimiſt, was ſeine Schweſter betraf! Das wußte Frau von Roſegarten ja auch längſt, und an dieſen Punkt war nicht zu rühren. Stand er nicht, weiß Gott, jetzt, wo nur von Trinette die Rede war, auf und rief Zipperjahn, um die Hunde in den Stall zu bringen, weil Trinette den Hundegeruch in den Stuben nicht leiden mochte? Wie oft hatte Frau von Roſegarten früher darum gebeten, die Hunde draußen zu laſſen, die ſo viel Schmutz auf die Dielen und den Teppich brachten und ſich ſogar auf die geſtickten Kiſſen legten — aber das war ganz vergeblich geweſen, und Frau von Roſegarten war längſt an ihr Gebläff und ihren Geruch und alle ihre Untaten gewöhnt worden.

Der ſtrohköpfige Dorfjunge, der eigentlich Cyprian hieß, nach dem Kalendertag, an dem er zur Welt gekommen war, der aber ſeit ſeiner Taufe auch ſchon den zierlichen Roſenamen Zipperjahn empfangen hatte, zeigte ſein freundliches Geſicht, das wie ein Vollmond über der lederfarbenen Livree leuchtete, in der Tür und wurde bedeutet, die Hunde in den Stall zu führen. Während er in etwas ungeſchickter Weiſe bemüht war, zugleich die Windhündin und die drei Teckel in ſeine Gewalt zu bekommen, fragte die gnädige Frau nach der Poſttaſche, und das war zu viel für Zipperjahn. Er ließ die Windhündin, die er ſchon am Halsband hatte, wieder fahren, worauf ſie mit lautem Gebell in langen Sätzen durch den Saal

jagte, legte die Hände an die Hoſennaht, wie es ihn gelehrt worden war, ſtellte ſich in Poſitur und antwortete feierlich: „Herr Schottenmaier hat die Poſttaſche an ſich genommen.“

Er wurde zu ſeiner äußerſten Befriedigung beauftragt, von Herrn Schottenmaier die Poſttaſche zu verlangen — aber dieſer ſeinem Ehrgeiz ſo ſchmeichelhafte Auftrag wurde durch das Erſcheinen des Herrn Schottenmaier leider vereitelt. Der alte Diener, weißhaarig, mit einer Art von geiſtlicher Würde in der Haltung ſeines Kopfes über der weißen Halsbinde, öffnete die Tür zum Flur und meldete ernſthaft: „Herr Theodor Debberitz wünſcht den gnädigen Herrn zu ſprechen!“

Koſegarten richtete einen kindlich bekümmerten Blick auf ſeinen Sohn. „Du meinſt alſo, ich ſoll den Kerl empfangen?“

„Aber gewiß, Papa, hören, was er ſagt — natürlich! Mein Gott — nichts gegen die Ehre — aber zahlungsfähig ſoll er ja ſein!“

„Na alſo — dann führen Sie ihn ins Bureau,“ ſagte Koſegarten, ergeben in alle Unglücksfälle, die das Schickſal über ihn hereinwälzte.

Hilde fühlte in dieſem Augenblick ein großes Mitleid mit dem alten Herrn. Sie trat auf ihn zu, ſtrich ihm liebkoſend über die Schulter. „Onkelchen, der Mann will gewiß nur protzen — hat gewiß gar keine ernſten Abſichten . . .“

„Meinſt du, Mädel?“ rief Koſegarten erleichtert. „Du wirſt recht haben. Na, dem Kerl will ich aber heimleuchten — der ſoll ſich nicht noch mal unterſtehen, mich zum Narren zu haben!“ Die Streitluſt fachte auch den Lebensmut wieder an.

Zipperjahn hatte ſich inzwiſchen mit den Hunden herumgebalgt. Plötzlich fuhren die Tiere ſämtlich laut kläffend und bellend auf einen Mann los, der — niemand hatte geſehen, wie er dort hingekommen war — auf der Rampe vor der geöffneten Glastür ſtand. Nicht nur Koſegarten, auch die andern Anweſenden wußten ſofort, daß dies der prachtvolle Theodor Debberitz war. Sein Geſicht ſchimmerte mild von einem leichten Fettglanz, als ſei es mit Freudenöl geſalbt, indem er, ungeniert eintretend, es der Gruppe am Frühſtückstiſch entgegenwandte. Die Sonnenſtrahlen ergriffen ſofort die ſich auf dem gerundeten Leib ſeiner weißen Weſte leicht wiegenden Gehänge ſeiner goldenen Uhrkette als geeignetes Objekt, um auf ihnen ein anmutig glitzerndes kleines Feuerwerk zu entzünden. Die Krücke ſeines Spazierſtockes blitzte ebenfalls in einem herausfordernden Silberglanz.

Er lüftete den Hut mit weltmänniſcher Sicherheit. „Morgen, gnädige Frau! Morgen, gnädiges Fräulein,“ ertönte ſein jovialer Gruß in die erwartungsvolle Stille, die ſein Erſcheinen hervorgerufen hatte.

Frau von Koſegarten neigte kühl ihr Haupt —

o, ſie konnte auch die große Dame ſein, wenn ſie wollte. Der alte Herr, der dunkelrot vor Aufregung geworden war, bemerkte mit beleidigender Trockenheit: „Schottenmaier ſollte Sie ins Bureau führen. Geſchäfte pflege ich nicht in Gegenwart der Damen zu erledigen.“

„Ah, bitte ſehr um Verzeihung, wenn ich hier unberufen eindringe. Der Diener kam nicht wieder, da wollte ich doch in meinem zukünftigen Beſitztum mal 'n bißchen Umſchau halten!“

„Nun, das iſt doch wohl etwas vorzeitig Beſchlag auf den Beſitzertitel gelegt,“ rief Auguſt heftig. Der Vater hatte recht: dieſer Mann war unerträglich dreiſt.

Debberitz lächelte zu Auguſts Bemerkung und antwortete ruhig und ſicher: „Da haben Sie recht, Herr von Koſegarten, abgemacht iſt die Geſchichte noch lange nicht. Ne Katze im Sack kauft Thete Debberitz nicht — nee, nee! Die Rampe draußen muß neu fundiert werden, Herr von Koſegarten — fällt Ihnen ſonſt eines Tags zuſammen!“

„Das iſt meine Sache,“ brummte der alte Herr. „Nun kommen Sie, Debberitz.“

Der prachtvolle Herr Debberitz ſchien noch nicht gewillt zu ſein, dieſem Wunſch Folge zu leiſten.

Er blieb ſtehen, breitbeinig, ſtemmte die Arme in die Seiten, ſo daß ſeine gewaltige Geſtalt förmlich eine dunkle Maſſe in dem hellen Raum bil-

dete, und ſah durch die Glastüren in den Park hinaus.

„Ein feiner Blick,“ reflektierte er ſeelenruhig, „entſchieden hochherrſchaftlich! Für den Gartenſaal habe ich immer was übriggehabt. Thete, habe ich mir immer geſagt, hier zu frühſtücken, ſo mit 'n Blick ins Jrüne, 'ne feine Sache! Na ja, wenn einer Glück haben will, da hat er's! Das iſt mein Wahlſpruch, Herr von Roſegarten. Ja, gnädige Frau, ſo ändern ſich die Zeiten. Es iſt ſchon lange her, daß wir uns nicht geſehen haben. Wiſſen Sie noch, wie ich und Fritz Jhnen mal die halbe Melone gemauſt haben?“

„Das muß wohl ein Jrrtum ſein,“ bemerkte Mariechen von Roſegarten ablehnend, aber Herr Debberitz beteuerte ihr, daß er ein ſehr gutes Gedächtnis für ſolche Dinge habe.

„Rackers waren wir beide, unverſchämte Rackers,“ erklärte er fröhlich und ſchien, nähertretend, nicht übel Luſt zu haben, den leeren Stuhl neben Frau von Roſegarten einzunehmen, um ſich weiter in allerlei Jugenderinnerungen zu vertiefen. Sie wartete mit einer Art von erſtarrtem Staunen auf dieſes Ereignis, und vielleicht hielt auch ihr Gatte eine freundſchaftliche Niederlaſſung des ſelbſtzufriedenen Eindringlings nicht für unmöglich, denn in einem Ton, wie er etwa mit einem widerſpenſtigen Ackerknecht reden mochte, rief er ihm zu: „Debberitz, ich warte!“

Debberitz warf einen ſchnellen, ſcharfen Blick ſeiner kleinen, zwiſchen Fettfalten verborgenen, luſtig glitzernden Äuglein über den alten Herrn und ſtrich den dicken, wie zwei Eberhörner in die Höhe gedrehten Schnauzbart. ‚Verfluchte Junkerfrechheit!‘ dachte er in dieſem Augenblick und nahm ſich vor, daß Herr von Koſegarten den Ton zu bereuen haben werde. Die milde und gewiſſermaßen liebevolle Stimmung, in die er durch die Erinnerung an die geſtohlene Melone gebracht worden war, verflog ſpurlos. Er ſetzte in Gedanken den Kaufpreis für Rauſchenrode ſofort um einige Mille herunter. „Alſo gehen wir, Herr von Koſegarten, gehen wir an die Geſchäfte!“ rief er nach dieſem Entſchluß forſch und kordial. Mit einer für ſeine Korpulenz erſtaunlichen Elaſtizität folgte er dem voranſchreitenden alten Herrn.

„Da ſoll man nun noch ſagen: Unrecht Gut gedeihet nicht!“ bemerkte Hilde, den beiden ſo verſchiedenen Geſtalten nachſchauend.

„Mit dem wird Papa allein nicht fertig,“ ſagte Auguſt ſorgenvoll. „Wäre er nur nicht ſo eigenſinnig in dem Punkt und ließe mich an den Verhandlungen teilnehmen!“

Drittes Kapitel

Schottenmaier brachte die Posttasche. Während die gnädige Frau in ihrem Körbchen nach dem Schlüssel suchte und Hilde ihn schnell fand, ein kleiner Vorgang, der sich jeden Morgen wiederholte, wartete der Diener, um die Korrespondenz der Leute in Empfang zu nehmen.

„Gnädige Frau," sagte er langsam mit gelindem Vorwurf, „der Herr werden uns das doch nicht antun, den Mann hierher zu setzen!"

„Ach, Schottenmaier," seufzte Frau von Rosegarten, „wenn der liebe Gott so will, da kann der Herr auch nicht gegen an."

Aber Schottenmaier schüttelte mißbilligend das ergraute Haupt und begann die Sünden der Väter des Herrn Theodor Debberitz aufzuzählen. Wo dessen Reichtum herkam, das wußte man, das konnte sich jedes Kind im Dorf an den fünf Fingern nachrechnen. Wenn man nur an die Butter und an all die Eier dachte und die Bratenreste, die in der Wachstuchtasche der Frau Debberitzen selig verschwunden waren, wenn sie des Sonntags und bei Jagddiners in der Küche half. Und dann die mysteriöse Geschichte mit den zweitausend Zentnern Kartoffeln, die als erfroren vom alten Debberitz gebucht waren, während doch kein Mensch die erfrorenen Kartoffeln je zu sehen gekriegt hatte.

Hildens klugen Mund umflog ein leises Spottlächeln, während der würdige Schottenmaier sich ereiferte. Der Kampf der Familien Schottenmaier und Debberitz um die besten Plätze an der herrschaftlichen Krippe hatte seinerzeit viel Stoff zu humoristischen Geschichten am Herrschaftstisch geliefert. Sich bestehlen lassen und darüber zu lachen, gehörte von alters her zu den Traditionen der Familie Kosegarten. Man hätte es für plebejisch gefunden, sich mehr als höchstens alle Schaltjahr einmal dagegen aufzulehnen.

„Sie lassen ja Ihren Sohn jetzt studieren, Schottenmaier," sagte Fräulein Hilde freundlich, und der Alte erwiderte stolz: „Ja, gnädiges Fräulein, in Halle. Theologie. Der Herr haben ihm das Stipendium verschafft."

„So — nun, da haben Sie es ja auch zu etwas gebracht!" sagte Hilde etwas schärfer, und Schottenmaier begriff, wo sie hinauswollte. Aber er ließ sich's nicht verdrießen und entgegnete würdig: „Der Herr im Himmel hat unsere treue Arbeit gesegnet. Meine selige Frau hat immer verstanden, das Wenige zusammenzuhalten. An die Kinder wendet man's ja dann gern."

Frau Marie hielt einen Brief in ihrer Hand. „Von der Prinzessin Karoline an Tante Trinette!" sagte sie ein wenig atemlos, „das betrifft dich — Hilde —! Bring ihn doch der Tante, sie ist wohl noch im Park."

Hilde ging durch den alten Taxusgang nach dem Obſtgarten, wo ſie die Tante zu finden hoffte. Sie trug den Brief mit der großen, ſteilen Schrift der Prinzeſſin, die ſo charaktervoll ausſah und doch nur die Mode einer gewiſſen Zeit widerſpiegelte. Das Kuvert roch nach einem ſtarken engliſchen Parfüm. Hilde fühlte, daß ſie mit dieſem zuſammengefalteten Stückchen Pargamentpapier wahrſcheinlich ihr künftiges Lebensſchickſal in der Hand hielt.

Es reizte ſie keineswegs, Hofdame bei der Prinzeſſin Karoline zu werden. Es graute ihr davor, nach Langenrode zu kommen, in dieſe ſaubere, geradlinige, verſchlafene Reſidenz, wo doch ſo viel Unſauberes, Verwirrtes, Böſes an Intrigen und Leidenſchaften unter der Oberfläche vor ſich ging. Jeder Stein, jeder Baum, jeder Winkel würden ſie begrüßen mit ſtummen Erinnerungen an die kurze, qualvolle Seligkeit und die lange, bange Schmach ihres Mädchenlebens. Jene Schmach, die allmählich faſt vergeſſen war im Gleichmaß der Tage und in der behaglichen Güte des einfachen, menſchlichen Daſeins auf Rauſchenrode. Jetzt wußte ſie, daß hinter aller friedvollen Stille immer ein heimliches Warten gelauert hatte: wann wird das Vergangene wieder aufwachen, um ſie aufs neue vor den Richterſtuhl der Unbarmherzigkeit zu fordern? Wie ſollte ſie das helle Licht des Tags und den ſcharfen Wind des Lebens ertragen mit ihrer zerwühlten Seele?

Ihr war zumute, als zöge man ſie aus dem Dämmer einer ruhigen Kerkerzelle in die Arena vor ein lüſtern grauſames Publikum und vor die wilden Tiere, die beſtellt waren, ihr vor den Augen der Menge die Kleider vom Leib zu reißen — die nackten Glieder zu zerfleiſchen.

Sie ſtand ſtill — der Atem ſetzte aus, das Herz klopfte raſend, die Stirn war mit kaltem Schweiß bedeckt. Alles mußte ſo kommen. Sie ſah es, ſie fühlte die heimlichen Qualen voraus . . . Und ſie durfte ſich nicht dagegen auflehnen, denn die geringſte Gegenwehr würde das Mißtrauen gegen ſie verſtärken, würde ja ein Zugeſtändnis ihrer Schuld bedeuten. O, warum war ſie ſo feige, warum konnte ſie ſich nicht innerlich über dieſen ganzen boshaften Klatſch, der ihre Jugend vergiftet hatte, erheben — warum mußte ſie bei der bloßen Erinnerung daran aufs neue ſo bitter leiden? Hätte ſie in frohem Leichtſinn ſich wirklich vergangen, es wäre ihr ſicher nicht ſo zu Herzen gedrungen wie nun, wo jedes zweifelnde Wort ſie nur an eine unermeßliche, nie zu vergeſſende Demütigung mahnte.

Nicht die Arbeit, die fleißige Hilfe, die ſie der Tante leiſtete, nicht alle Anteilnahme, Geduld und Heiterkeit, mit der ſie die beiden verſorgten alten Leute umgab, waren ihr Lebensinhalt — alles dies war nur das notwendige Mittel zu dem andern: das Geheimnis ihres Leids bis zur Undurchdring-

lichkeit einzumauern in Ehrbarkeit, Klugheit, Opferwilligkeit und Entſagung.

Und ſo trug denn jeder von den Menſchen, die als ein innig verbundener Kreis in dem ſonnendurchſtrömten, hellen, frohen Gartenſaal geſeſſen hatten, ſein eigenes Grämen, ſein eigenes Denken, Trachten und Meinen einſam mit ſich herum und ſuchte es den andern, mit denen er alles zu teilen ſchien, ſorgſam zu verbergen.

Dabei ließ ſich nun doch die Entwicklung des einen Schickſals nicht ohne Einflüſſe aus den Wendungen des andern denken; überall griffen Urſache und Wirkungen ineinander. Trinette von Roſegarten war nicht um der belangloſen entfernten Couſine Hilde willen nach Rauſchenrode gekommen, ſondern von den Geſchwiſtern aufs herzlichſte eingeladen worden, weil ſie in dieſen ſchönen Maientagen überzeugt werden ſollte, wie angenehm es für ſie ſei, wenn zu ihren Frühjahrskuren das Familiengut den Erbtanten erhalten bliebe. Tante Trinette war ganz dieſer Anſicht. Und ſie wollte nach beſtem Ermeſſen das Ihrige dazu beitragen. Ihr Helfedrang begnügte ſich nicht nur mit einer Reviſion der allzu üppigen Küchenzettel. Es bildete ſich in Kürze die Vorſtellung bei ihr aus, daß die Anweſenheit von Hilde als einer ganz unnötigen Lebensmittelkonſumentin den nahenden Ruin der Roſegartens in erſter Linie mitverſchuldet habe. Und weil Fräulein Trinette

eine ebenſo überlegſame wie fromme und gewiſſenhafte Dame war, hielt ſie es für ihre Pflicht, da ſie doch nicht wohl ihrem Bruder mit Kapitalien aushelfen konnte, ihn wenigſtens von der Anweſenheit des jungen Mädchens zu befreien und für Hildens Zukunft zu ſorgen. Ihre alten Beziehungen zum Hof von Langenrode-Hirſchburg-Naſſenſtein, insbeſondere ihre frühere Stellung als ältere verſtändige Geſpielin und ſpätere Hofdame der Prinzeſſin Karoline wieſen ihr dazu von ſelbſt die Wege. Eine umfangreiche Korreſpondenz wurde eingeleitet, Fahrten nach Naſſenſtein, dem ländlichen Sommerſitz der Herrſchaften, Beſuche und Konferenzen mit all den in ſolchen Fällen belangreichen Perſönlichkeiten boten die willkommenſte Abwechſlung nach den morgendlichen Brunnenſpaziergängen. Sie führten die Wohltäterin zugleich in jene längſtverfloſſenen Zeiten zurück, da Hofluft, feingeſponnene Intrigen und Konferenzen ſowie Korreſpondenzen mit wichtigen Perſönlichkeiten ihre tägliche Gemütsnahrung gebildet hatten.

Tante Trinette gedieh zuſehends bei dieſer Tätigkeit, ſie lief wie eine von den langbeinigen Spinnen, die man Weberknechte nennt, zwiſchen dem kunſtvollen Gewebe aufgeſpannter Fäden hin und her. Hilde kam ſich dagegen vor wie die Fliege, die wehrlos eingeſponnen wird, damit man ihr leiſe und zart das Blut aus dem Herzen ſaugen konnte.

Heute war ſie das Opfer von Trinettens Helfedrang. Vor elf Jahren war es Fritz geweſen, dem die Tante mit geſchäftiger Hand die Wege über den Ozean geebnet hatte — um nicht in die Lage geraten zu müſſen, ihn durch Bezahlung ſeiner jugendlichen Luxusſchulden beim Regiment zu halten. Sie hatte ihm damals ſogar ſein Reiſegeld geſchenkt. Es war das erſte Geld, das Fritz bisher zurückerſtattet hatte. Er war ſeitdem in Tante Trinettens Achtung gewachſen. Aber zum zweitenmal wollte ſie ein ſolches Wagnis nicht übernehmen. Wer konnte wiſſen, wie weit das führen mochte!

An den Erdbeerbeeten wandelte die hohe, hagere Geſtalt entlang, ſich zuweilen niederbeugend und von den jungen zarten Blättchen der von weißen Blüten überdeckten Büſche in ein Handkörbchen ſammelnd. Fräulein von Roſegarten genoß ſtets nur Tee von den getrockneten Blättern der Erdbeerſtaude. Sie fand ihn bei weitem bekömmlicher für das leicht erregte Blut, und dann ſah ſie auch nicht ein, weshalb man die unchriſtliche mongoliſche Raſſe in ihrem Teehandel unterſtützen ſollte!

Sie trug einen glockenförmigen Gartenhut, der unter dem Kinn mit ſchwarzen, oft gewaſchenen Bändern gebunden war. Ihr gleichfalls ſchwarzes Kleid hätte einem impreſſioniſtiſchen Maler reiches Studienmaterial in Farbennuancen geliefert, denn der abgetragene Stoff ſpiegelte fuchsrot, grünlich und

violett vor Alter. An dem welken Spitzenkragen, aus dem der Hals lang und ſehnig hervorragte, war das urſprüngliche Muſter durch die ausgedehnteſten Stopfereien ergänzt, und auch die hackenloſen ſchwarzen Zeugſchuhe wieſen die Kunſt der früheren Hofdame im Reparieren und Erhalten alter Kleidungsſtücke reichlich auf.

Trotz ihres ſchäbigen Anzugs verleugnete Fräulein von Roſegarten durch die Würde ihrer Haltung und die feine Anmut ihrer Handbewegungen keinen Augenblick und in keiner noch ſo zweifelhaften Situation, in die ihr Hang zur Sparſamkeit ſie brachte, die Dame von Stand.

„Hilde, Kind, welche Nachricht!“ rief ſie, nachdem ſie das Billett der Prinzeſſin überflogen hatte, und ihr mit langen, dünnen Haaren beſätes Kinn begann vor Erregung zu zittern. „Die Hoheit, die liebe Hoheit meldet ſich zum Lunch an! Denke, ſie will dich kennen lernen! Will ſich unverbindlich mit dir unterhalten! Nun, was ſagſt du dazu? Hat man der alten Tante dankbar zu ſein?“

Hilde neigte ſich und küßte die lang und gelb aus ſchwarzen Filethandſchuhen ſich hervorſtreckenden Finger des alten Fräuleins. „Wann kommt die Prinzeſſin?“

„Ja, ſehen wir! Mon dieu! — heute, heute mittag um zwölf! Noch immer ſo jugendlich impulſiv in ihren Entſchlüſſen! Nun, da müſſen wir eilen, Marie die Nachricht zu bringen.“

„Tante,“ begann Hilde mit einer plötzlichen Selbſtüberwindung, „du biſt ſo gut, ſo für mich beſorgt, aber, verzeih, ich glaube, Tante Marie behielte mich lieber bei ſich, und, wenn ich es mir überlege, ich paſſe auch kaum zur Hofdame!“

Fräulein von Roſegarten blickte die Nichte faſſungslos vor Staunen an. Ihr Kinn begann ſtärker zu zittern. „Das ſagſt du mir jetzt? Nun ich es durch meine unabläſſigen Bemühungen ſo weit gebracht habe, daß die Hoheit dich trotz aller Intrigen der Leuchtenberg und der Audorf ſehen und ſprechen will! Hilde, ich muß mich ſehr über dich wundern!“

„Tante,“ ſagte Hilde leiſe und gequält, „halte es doch nicht für Undankbarkeit, nur ſieh, es ſind gerade ſolche Intrigen, wie du ſie nennſt, die mich ängſtigen. Du haſt ſelbſt bemerkt, die Herzogin wünſche mehr die Gräfin Audorf für ihre Schwägerin. Und Frau von Leuchtenberg — du weißt ja, daß ſie mir auch nicht wohlgeſinnt iſt.“

„Leider weiß ich dies, aber Prinzeſſin Karoline iſt nicht von der Leuchtenberg abhängig.“

„Tante, Frau von Leuchtenberg iſt, wie man ſagt, zur Oberhofmeiſterin der Herzogin in Ausſicht genommen. Tritt ſie dieſen Poſten an, ſo bin ich gewiß, ſofort eine erbitterte Feindin vorzufinden.“

„Wer ſagt dir, daß ſie dir eine Feindin iſt? Du legſt dir zu viel Wichtigkeit bei, wenn du meinſt, daß eine Frau wie die Baronin Leuchtenberg über-

haupt noch an jene kindiſche Geſchichte denkt. Gewinne dir ihre Achtung und Geneigtheit.“

„Tante, die Frau hat mich tödlich beleidigt!“

„Unſinn, es braucht ein junges Mädchen nicht zu beleidigen, wenn eine ältere Dame ihr eine Unvorſichtigkeit vorwirft. Bitte ſie um Verzeihung!“

Hilde wurde plötzlich blaß. „Tante, nein! Unmöglich!“ ſagte ſie, leicht ſchaudernd.

„Warum?“ fragte Fräulein Trinette, und ihre blauen Augen bekamen einen ſcharfen, forſchenden Blick. „Warum iſt das unmöglich, wenn du ein reines Gewiſſen haſt? Und das haſt du hoffentlich! Nur auf dieſes Vertrauen hin habe ich mich für dich bemüht!“

„Gewiß, Tante.“ Hildens Blick ging in die Ferne. Ein unbeſtimmtes, ſchmerzliches Lächeln war um ihren Mund.

„Nun, was haſt du denn zu befürchten? Verleumdungen verfolgen jedes hübſche Mädchen! Was haben die Demokraten, die Liberalen nicht ſelbſt an der Prinzeſſin Karoline zu bereden gefunden. Ich habe es immer getadelt, daß Marie in ihrer Bequemlichkeit nach jenem Eklat niemals wieder einen Winter mit dir in Langenrode zugebracht hat.“

„O Tante, das wäre ihr nicht angenehm geweſen.“

„Ja, Marie iſt immer dafür, ſich das Leben angenehm zu machen. Aber man iſt nicht auf der

Welt, um das Angenehme zu tun, ſondern das Richtige. Richtiger wäre es geweſen, den böſen Zungen Trotz zu bieten. Du hätteſt auch eher Gelegenheit gehabt, dich zu verheiraten.“

„Dazu hatte ich keinen Wunſch, Tante.“

„Sehr töricht! Ein Mädchen kann einen Flecken, der an ihrem Ruf haftet, einzig vertilgen, indem ſie ſich gut verheiratet. — Ja, Kind,“ fuhr ſie fort, als Hilde ein wenig den Kopf ſchüttelte, „ſchon die Dankbarkeit gegen Tante und Onkel, denen du doch immerhin durch dieſe Geſchichte damals Fatalitäten genug bereiteteſt, hätte dir ſagen müſſen, daß es wünſchenswert ſei, eine nur halbwegs annehmbare Partie zu machen. Jetzt iſt es wohl zu ſpät. Ich hoffe nun wenigſtens, daß du dich in die Pläne, die ich mit dir habe, mit klugem Sinne fügſt. Ich bin dann auch nicht abgeneigt, dir eine kleine Summe zu einigen Toiletten auszuſetzen. In Berlin bekommt man bei Ausverkäufen recht billige Stoffe, die du geſchickt verwenden wirſt. Ich möchte meinem Bruder Friedrich beweiſen, daß ich nicht hartherzig gegen die Schwierigkeiten bin, in denen er ſich befindet.“

Hilde ging ſchweigend neben der Tante, während dieſe plaudernd dem Schloſſe zuſchritt.

Als ſie in den Gartenſaal kamen, fanden ſie Frau von Roſegarten in Tränen und Auguſt, das Geſicht gerötet, mit großen Schritten auf und ab gehend.

„Es iſt ein Wahnſinn, eine blanke Verrücktheit!“ ſchrie er zornig, „was denkt ſich der Kerl eigentlich? Was will er hier?“

„Welcher Kerl?“ fragte Trinette. „Ich bitte, hört doch einen Augenblick auf mich. Mein altes Herz bebt vor Freude! Die Prinzeſſin Karoline will heute mittag bei uns lunchen.“

Marie blickte mit ihrem verweinten Geſicht die Schwägerin verſtört an. Auguſt brach in ein lautes Gelächter aus. „Immer beſſer! Immer beſſer! Dann kann ja Fritz die Prinzeſſin zu Tiſch führen. Iſt der Hoheit gewiß noch nicht paſſiert, von einem Vagabunden zu Tiſch geführt zu werden!“

„Auguſt,“ ſchluchzte ſeine Mutter, wie ein Kind herausweinend, „ſage nicht ſo häßliche Worte! Ich bitte dich, ſage nicht ‚Vagabund‘!“

„Jetzt iſt keine Zeit zu unverſtändlichen Witzen, Auguſt,“ rief die Tante erregt. „Wir müſſen an die Vorbereitungen zum Empfang der lieben Hoheit denken!“

„Der Hoheit muß abtelegraphiert werden,“ erklärte Auguſt kurz.

„Auguſt,“ rief Trinette erſchrocken, „beſinne dich! Einer Hoheit telegraphiert man nicht ab!“

„Es müſſen ſich Gründe finden laſſen! Ein Fall von Scharlach, Keuchhuſten, was weiß ich, im Schloß!“

„Wenn ſie zu Mittag hier ſein will, ſo iſt ſie

längſt von Naſſenſtein aufgebrochen," warf Hilde hin.

„Dann muß man ihr einen reitenden Boten entgegenſchicken! Die Kombination iſt undenkbar . . .!"

„Ich meine, ihr könntet uns endlich aufklären, was hier vorgefallen iſt," ſagte Trinette würdig, aber ſcharf.

Marie blickte auf und lächelte plötzlich durch ihre Tränen mit einem hellen, frohen Lächeln, während Auguſt ſpöttiſch berichtete: „Es hat ſich noch ein Gaſt angemeldet. Ja — Fritz wird in dieſen Tagen, möglicherweiſe ſchon heute — von Hamburg hier eintreffen."

„Fritz? Mein Gott, Tantchen — Tantchen . . ." Hilde umfaßte Frau von Roſegarten. „Du weinſt? Ach Tantchen, freue dich doch!"

Marie von Roſegarten weinte nur um ſo heftiger. „Hilde, es iſt ja ſo traurig, ſo unbegreiflich ſchrecklich!"

Auguſt fuhr in einem künſtlich ruhigen und ironiſchen Ton fort zu berichten: „Der teure Bruder ſchreibt: da wir nicht in der Lage wären, ihm das Reiſegeld zu ſchicken, und da er überzeugt ſei, er könne uns hier von Nutzen ſein, ſo werde er ſich auf einem Dampfer als Heizer vermieten und auf dieſe Weiſe herüberkommen."

„Als Heizer?" fragte die alte Hofdame leiſe und ungläubig, „wie ich Fritz beurteile, ſteckt dahinter irgend eine Abenteuerlichkeit."

„Ich fürchte nicht," meinte Auguſt höhniſch. „Was wiſſen wir denn im Grunde von ſeiner Exiſtenz? Nichts als ſeine eigenen Angaben. Nun — wäre er der Erſte, der drüben geſcheitert iſt und als verhungerter Bettler heimkriecht unter das väterliche Dach?"

„Als Heizer!" wiederholte Tante Trinette, und ihr behaartes Kinn begann zu zittern, „als Heizer . . . und wir erwarten die Prinzeſſin Karoline!"

Frau von Koſegarten hatte Hilde den Brief ihres Sohnes gereicht. Sie las ihn und ſagte in ehrlicher Entrüſtung: „Das hätte ich Fritz nie zugetraut!"

Frau von Koſegarten legte ihren Kopf auf Hildens Schulter, und das junge Mädchen ſtreichelte ihr teilnehmend die naſſe Wange.

„Hilde, Hilde," weinte die Mutter, „wie war ich ſtolz auf dieſen Jungen! Sündhaft ſtolz! Als er getauft wurde, ſtand alles in Flaggen und Girlanden auf Rauſchenrode, und ſie ſchoſſen mit dem alten Böller vom Turm, und die Leute vom Dorf brachten einen Fackelzug! Und nun — Kohlenſchipper!"

„Pfui!" ſagte Tante Trinette laut und langſam. „Iſt Amerika nicht groß genug, um eines Menſchen Schande zu verbergen? Aber Fritz hatte niemals den rechten Familienſinn!"

„Nun, Tante Trinette, von Familienſinn ſollteſt du lieber nicht reden," bemerkte Auguſt unmutig. „Hätteſt du mehr davon, brauchte Papa jetzt nicht

mit einem elenden Wucherer und Spekulanten um Rauſchenrode zu feilſchen!“

„Wieſo?“

„Da kommen ſie,‘ flüſterte Marie atemlos vor Spannung, und ein plötzliches Schweigen entſtand in der Gruppe, während draußen die Stimme des alten Herrn von Koſegarten und des Unternehmers in heftigem Disput laut wurden. Man hörte Herrn Debberitz in einem rohen, vor Zorn heiſern Ton ſchreien: „Nach der Beleidigung, Herr von Koſegarten — da iſt es aus zwiſchen uns — da behalt ich meine blauen Lappen, da behalt ich ſie eben! Nich mehr rühr an, ſage ich — die ’runtergekommene Klitſche, das verfluchte, baufällige Rattenneſt!“

„Schottenmaier!“ donnerte der Gutsherr dagegen, „für den Herrn bin ich nicht mehr zu ſprechen — auf keinen Fall! — hören Sie?“

Gleich darauf ſtand Koſegarten, blaurot vor Zorn, mit dick über die Stirn laufenden Zornesadern unter ſeinen Familienangehörigen und ſchrie: „Dem hab ich’s aber gut gegeben, dem Schindluder! Der kommt nicht noch mal wieder — ſo ein Miſtvieh! So ein Schweinigel!“ Und er lachte triumphierend, während ſich ſein Zorn an den ſaftigen Kernworten ſichtlich erlabte. Aber eine Bemerkung ſeines Sohnes, ob er nicht doch zu ſchroff geweſen ſei, nahm er bitter übel und fuhr Auguſt gewaltig entgegen: „Lieber ſich das Blut von den Nägeln ſchinden, als ſeiner Väter Erbe

für'n Lumpenpreis an ſo einen Blutſauger, ſo'n Plebejer verſchachern!"

„Ja, da iſt es alſo nichts mit dem Verkauf geworden?" fragte Marie und wußte nicht, ob ſie ſich freuen dürfe oder ſich grämen müſſe. „Können wir noch ein Weilchen auf unſerm guten Rauſchenrode bleiben?"

„Das wollt ich meinen, ein gutes Weilchen noch," rief Roſegarten, und auch über ihn kam es wie Freude nach einem glücklich errungenen Sieg, als er in die Glastür trat und in den morgenfriſchen Park hinausblickte, auf die weißknoſpigen Kaſtanien, die lichten Raſenflächen, in denen ſich aus fetter, ſchwarzer Erde die blühenden Frühlingsblumen, Tazetten, Aurikeln, Vergißmeinnicht, erhoben. Er reckte die Arme.

„Wird ſchon noch 'ne Weile gehen, wie es bis jetzt gegangen iſt! Ja, ja — ſo'n alter Beſitz! Man iſt doch mit ihm verwachſen. Man hat's doch lieb, das olle Neſt! Na, noch ſind wir Herren im Land, Marie. Geben's ſobald noch nicht her, was?"

Er wandte ſich mit ſeinem guten, kindlichen Lachen der Frau zu, und ſie lachte auch und rief humoriſtiſch: „Geſtern abend hab' ich doch den lieben Gott ſo recht innig gebeten, er möchte uns einen Käufer ſchicken, und heute — heute will ich ihm ſo recht innig danken, daß du den Käufer wieder davongejagt haſt!"

In der Mamſellenſtube neben der großen Herr-

ſchaftsküche gab es ein neugieriges Stimmengeflüſter. An dem Fenſter, an dem Mamſell Wärmchen Wachsblumen, Roſengeranium, rotblühende Kakteen und ein Myrtenbäumchen zog, das, trotzdem es ſchon manches Kränzlein lieferte, doch ſeinen Lebenszweck, Mamſellchens eigenes Haupt zu ſchmücken, bis jetzt verfehlt hatte, ſcharte man ſich dicht um Herrn Schottenmaier. Er pflegte hier auf dem von einer weißen gehäkelten Decke verhüllten Nähtiſch ſeiner alten Freundin das Frühſtück zu verzehren. Heute genoß er ein Täßchen Hühnerbrühe mit Ei — Mamſellchen hatte ein Reſtchen Frikaſſee vorgezogen, und während ſie ein Beinchen kunſtgerecht ablutſchte, blickten ihre runden, braunen Augen noch runder als gewöhnlich und ganz bekümmert auf Schottenmaier.

„Nee, ſagen Sie nur, Schottenmaier — Kohlenſchipper — ſagen Sie? Das haben Sie wohl falſch verſtanden mit Ihrem linken tauben Ohr — nee, da muß ich doch gleich mal ſelbſt nachfragen. So ein Kummer für die Herrſchaft, ach Jott, ich ſage ja, ſo is nu das Laben!“

„So iſt es,“ beſtätigte Schottenmaier ernſt.

„Denn is er richtig ſo'n verlorener Sohn wie in der Bibel? So ein armes, verlauftes Wurm?“ fragte Zipperjahn das Hausmädchen, das vor Wichtigkeit und Gruſeln die Luft ſeufzend durch die weißen Zähne zog. Sie dachte an den Kuß, den ihr Herr Fritz einmal auf die friſchen fünfzehnjährigen Lippen

gedrückt hatte, und der so gut nach seinen Zigaretten schmeckte.

Zipperjahn aber sagte schmerzlich: „Un he hatte doch bei mich Jevatter gestanden," als müßte diese Tatsache den jungen gnädigen Herrn eigentlich vor allen Gefahren behütet haben. Enttäuscht fügte er hinzu: „Un he wollte mich ne joldene Uhr mitbringen, sagte he, als he fortmachte!"

Wärmchen wischte sich den Rest der Champignonsauce mit der weißen Schürze aus den Mundwinkeln und schüttelte den Kopf mit den glatten, braunen Scheiteln und den kugelrunden, roten Backen. „Nee, war das ein frischer, appetitlicher Junge! Und ein gutes Herz! Ein gutes Herz!" Sie sprach mit einer feierlichen Betonung, als hielte sie einem Toten die Grabrede. „Hinter den Mädels konnte man nicht genug her sein — die waren rein doll auf ihn!"

Schottenmaier nickte ein paar Mal mit dem Kopf. „So is nich wieder gelacht worden im Schloß wie damals, als er Ihnen den ausgestoppten Kerl ins Bett jelegt hatte. Wärmchen, wissen Sie noch? Zu Ostern war's, wie er mit der neuen Uniform kam!"

„Ja, dazumalen wußte er sich nicht zu lassen vor Übermut. Herr August ist nich so — nee, immer ernst und jemessen."

Sie liebten alle August nicht sonderlich in der Küche und im Stall, aber an Fritz hing ihr Herz noch immer. Und die Neuigkeit seiner bevorstehenden

Rückkehr flog eilig von Mund zu Mund, war nach einer Stunde ſchon auf dem ganzen Gutshof bekannt und wurde unten im Dorf beſprochen, während ſie dem Vater von den Seinen erſt ſchonend und vorſichtig beigebracht werden ſollte.

Aber es war ſchon zu viel auf den alten Herrn eingeſtürmt an dieſem Morgen. Er ſaß in dem großen, lederbezogenen Lehnſtuhl, wo er abends gern einzunicken pflegte, hielt den Brief des Sohnes in der Hand, las ihn, ohne ſeinen Inhalt mit der Empfindung begreifen zu können, und ſah verwirrt und beinahe geiſtesabweſend bald auf ſeine Frau, bald auf Hilde, als erwartete er von einem dieſer beiden Getreuen irgend eine rätſelhafte Hilfe oder Aufklärung für den unbegreiflichen Fall. Trinette und Auguſt aber hatten ſich auf die Rampe zurückgezogen und verhandelten dort eifrig, ja geſchäftsmäßig über die Maßnahmen, die zu ergreifen ſeien. Dieſen Augenblick wählte Mamſell Wärmchen, um mit den etwas gezierten Bewegungen, in die ſie aus Verlegenheit ſtets verfiel, ſobald ſie vor den Herrſchaften erſcheinen mußte, zu fragen, ob wegen des Mittagsbrots noch Aufträge entgegenzunehmen ſeien.

„Ach, Wärmchen," ſtöhnte Frau von Koſegarten, „die Prinzeſſin Karoline hat ſich ja angeſagt! Ich weiß nicht, wo mir der Kopf ſteht, Wärmchen!"

„Das will ich wohl glauben, gnädige Frau," ſagte Wärmchen in feierlichem, teilnehmendem Ton,

„das iſt zu viel auf einmal für einen Menſchen. Ich wollte ſchon vorſchlagen, die Kalbskeule, die laſſen wir doch für morgen — Schottenmaier ſagt ja — nee, jnädige Frau, is es denn, weiß Jott, wahr? Hat ſich denn der Herr Fritz wahrhaftigen Jott angemeldet? ‚Schottenmaier,‘ ſag ich, ‚Sie mit Ihrem linken tauben Ohr, Sie hören manchmal falſch, da muß ich doch mal ſelbſt nachfragen.‘“

„Es iſt noch ganz ungewiß, wann und ob mein Bruder kommt!“ Auguſt rief es beſtimmt und energiſch durch die Tür.

„Hören Sie wohl, Wärmchen,“ erklärte Hilde, „vorläufig ſoll die Sache noch Geheimnis bleiben! Alſo nicht im Dorf rumklatſchen. Verſtehen Sie? Auch Schottenmaier, das alte Waſchweib, benachrichtigen!“

„Ja, ja — jnädiges Fräulein — aber hätten Sie es doch nur jleich geſagt! So ’ne Nachricht — die intereſſiert doch ’n jeden, damit ſind die Mächens nu ſicher ſchon los!“

Hilde ſeufzte. Mamſell Wärmchen aber überlegte geſchäftig. „Die Hühnerbouillon — wenn ſie verlängert und mit Ei abgezogen wird, reicht ſie noch, ich ſchenke die Taſſen nicht ſo voll.“

„Ja, und dann die Kalbskeule,“ ſagte Frau Marie, das naſſe Taſchentuch zuſammenballend und abwechſelnd in beide rotgeweinte Augenhöhlen drückend.

Wärmchen nahm ihre weiße Schürze auf, drückte

ſie gleichfalls gegen die Augen, brachte einen ſonderbaren Laut durch die Naſe hervor und ſtrich dann den Schürzenſaum zwiſchen Daumen und Zeigefinger wieder glatt. Liebevoll ſagte ſie: „Die jungen Gänſe gingen auch ſchon. Oder einen kleinen Schinken in Burgunder für die Prinzeſſin. Gnädige Frau, die Kalbskeule — die laſſen wir für den Herrn Fritz, die gab's doch ſchon in der Bibel, als der verlorene Sohn nach Hauſe kam."

„Wärmchen!" warnte Hilde erſchrocken.

„Ach Jott, ich altes Schaf, das hätt' ich wohl nicht ſagen ſollen? Na, nehmen Sie's mir nur nicht übel, gnädige Frau! Ach nee, die Zunge könnt' ich mir ausreißen!"

Denn Frau von Koſegarten war aufs neue in Tränen ausgebrochen. Koſegarten aber erhob ſich ſchwerfällig aus dem Lehnſtuhl und ſtöhnte: „Der verlorene Sohn — na ja — ich wehre mich nicht mehr . . . mag nur alles kommen, wie's will — ich wehre mich nicht mehr."

Hilde bat ſich der Tante Schlüſſelkorb aus — ſie würde ſchon alles beſorgen — die Tante ſolle ſich nur nicht beunruhigen.

Koſegarten blieb vor ſeiner Frau ſtehen. „Du mußt dich zuſammennehmen, Marie. Wir dürfen uns nicht gehen laſſen. Die Prinzeſſin darf nicht durch eine Abſage brüskiert werden — ſie iſt, offen geſtanden, mein letzter Rettungsanker!"

„Die Prinzeſſin?“

„Ja — die Prinzeſſin! Ich muß vernünftig mit ihr reden. Na — ja alſo . . . es bleibt mir nichts anderes übrig — ich muß den Herzog anpumpen.“

Marie ſchwieg erſchrocken — ſo böſe ſtand es alſo mit ihnen . . .

Und nun erſchien Schottenmaier mit einem Telegramm.

„Komme zwiſchen zwölf und zwei Uhr — freue mich unſinnig,“ drahtete Fritz von Hamburg.

Auguſt dachte einen Augenblick nach, dann ſagte er in dem ruhigen, würdigen Ton, der ihn ſelten verließ: „Ich habe es mir überlegt, Papa — es wird das beſte ſein, ich reite zu beiden Zügen nach der Bahn, empfange ihn — und — ſpediere ihn gleich auf friſcher Tat nach Hamburg zurück!“

„Ich ſoll ihn nicht ſehen —?! Nein, nein — das — Auguſt — Friedrich — das dürft ihr mir nicht antun — das nicht!“

Die ſtille, demütige Frau Marie ſchrie es faſt. Hochrot im Geſicht ſtürzte ſie auf ihren Mann zu, packte ſeinen Arm, fiel ungelenk und ſchwerfällig neben ihm auf die Kniee und jammerte ſinnlos vor Schrecken: „Mein Friedrich, denk' doch an unſere Silberhochzeit — mein Friedrich, ich bin dir immer eine treue Frau geweſen . . . ‚Freue mich unſinnig‘, ſchreibt der Junge —! Nein — nein, nein . . .“

lallte ſie, das naſſe Geſicht an ſeinen Arm drückend, den ſie zwiſchen ihren Händen heftig preßte, als könnte ſie ihren Mann dadurch milderen Sinnes machen.

Koſegarten ſtammelte erſchrocken: „Mariechen, Gott — Mariechen!“ und bemühte ſich, ſie aufzuheben. Auch Auguſt war hinzugeſprungen und ſagte ſtrafend: „Aber, Mama!“ Ihm waren Familienſzenen höchſt peinlich.

Marie wurde in die Sofaecke geſetzt. Koſegarten ſtrich ihr die Wange und fragte leiſe: „Haſt'n denn ſo lieb, Mariechen?“

Sie ſaß und ſtarrte vor ſich hin, blickte innerlich in die Vergangenheit und flüſterte: „Die Sehnſucht — all die Jahre!“

Koſegarten wandte ſich zu Auguſt: „Na, denn bring ihn nur her — heute abend in der Dämmerung, wenn die Prinzeß fort iſt. Und richtet ihm nur ein Bad — er wird's nötig haben!“

Schweren, ſchlürfenden Schrittes ging er hinaus — es war, als wollten ihm die Kniee und die Beine nicht mehr gehorchen. Auguſt flüſterte der Tante Trinette einige Worte ins Ohr und entfernte ſich dann, ohne auf ſeine Mutter zu hören, die verſuchte, ihn zurückzuhalten, um ihm tauſend Verhaltungsmaßregeln mit auf den Weg zu geben. Er wußte ſchon, was er zu tun hatte, und war entſchloſſen zu handeln. Eben war ihm doch wieder

recht deutlich geworden, wie ſtark der Vater in letzter Zeit gealtert hatte, und daß er wirklich eine energiſche Stütze brauchte.

Viertes Kapitel

Auguſt ritt durch das Dorf, durch die maiengrünen Saatfelder nach der Chauſſee, die ſich das weite, gegen Weſten nur von niedrigen Hügeln begrenzte Tal entlang wand und ſo in wenig mehr als einer Stunde zu dem Bahnhof des kleinen Marktfleckens am Ausgang des Gebirges führte. Er hatte Zeit vor ſich, er konnte ruhig überlegen, wie er den Bruder empfangen, und wie er ſich mit ihm auseinanderſetzen werde.

Immer wieder kehrten ſeine Gedanken zu einer kleinen Szene aus ihrer Kinderzeit zurück. Ihr gemeinſames Spielen war ein unaufhörliches Streiten geweſen, und Fritz hatte immer herriſch ſeinen Willen durchzuſetzen verſtanden. Einmal baute er aus Tuffſteinen, Erde und Brettern eine Burg im Garten, auf der ſich ein künſtlicher kleiner Turm befand. Um die Spitze dieſes Turmes zu ſchmücken, nahm Fritz eine blaue Glaskugel, die in Auguſts Spielſchränkchen ſtand und ſeine höchſte Wonne bildete. Fritz hatte ihn gar nicht darum gefragt. Auguſt ſuchte ſie, fand ſie nicht, lief in dem ſtummen, verbiſſenen Zorn, der ihn in ſolchen Augenblicken überfiel, durch das ganze Haus und fragte jeden, der ihm begegnete, nach dem entwendeten Schatz, bis er ſchließlich auf Fritz traf, der ruhig zugab, die Kugel genommen zu haben. In dem Schrank ſei ſie ganz

nutzlos, erklärte er ſeelenvergnügt, jetzt prange ſie auf der höchſten Spitze des Turmes der Burg, in der ſie beide wohnen wollten, und Auguſt ſollte nur einmal ſehen, wie ſchön die Sonne darauf funkle. Trotz ſeines Widerſtrebens und der hervorbrechenden Tränen hatte der Bruder ihn bei der Hand gefaßt und hinten in den Garten gezogen. Auch Vater und Mutter, Hilde und Mimi Rahlen, die zum Beſuche anweſend waren, mußten das Kunſtwerk bewundern, und alle fanden, gerade die blaue Glaskugel auf der Spitze des Tuffſteintürmchens gäbe den wirkungsvollſten Abſchluß.

Auguſt ſtand dabei, finſter und verdroſſen, verzweifelte innerlich an ſich, weil er nicht den Mut fand, ſeinen Bruder in die Haare zu fahren und vor aller Augen die Kugel herunterzureißen, begnügte ſich aber ſchluckend und ſchluchzend zu ſtammeln: „Die Kugel iſt mein! Die Kugel iſt mein, und Fritz hat ſie mir geſtohlen!“

Die Mutter ſagte, es ſei häßlich, ſeinen Bruder mit ſolchen Worten zu beſchuldigen. Fritz habe ſie gefragt, und ſie habe ihm erlaubt, die Kugel zu nehmen. Alle redeten auf Auguſt ein und verlangten von ihm, er ſolle etwas bewundern, was ihn doch nur mit Zorn und Schmerz erfüllte. Er war nun einmal ſo, er mochte ſein Spielzeug kaum benutzen, alles, was er beſaß, hielt er ſorglich bewahrt in ſeinen Schränken und Schubladen, ſich ruhig und

zufrieden des Beſitzes erfreuend, während Fritz ſchon damals die wunderlichſten und gewagteſten Dinge mit ſeinem und anderer Leute Eigentum unternahm.

Als die Kataſtrophe eintrat und Fritz fortgehen mußte übers Meer, da, Auguſt konnte es ſich nicht verhehlen, empfand vielleicht nur er ſelbſt unter all dem Jammer ſeiner Angehörigen keinen Schmerz, ſondern eine tiefinnerliche Freude, daß der Bruder für immer aus ſeinem Leben zu ſcheiden ſchien. Aber jetzt, wenn er die vergangenen elf Jahre zurückblickte, wußte er auch, wie viel Unerſetzliches Fritz mit ſich genommen hatte. Nicht nur Heiterkeit und Glück, nein, es war, als ob der beſte Teil der Lebenskraft ſeiner Eltern mit ihm gegangen wäre. Auguſt hatte ſich niemals fähig gefühlt, die dumpfe Trauer, die in allen Ecken und Winkeln des guten, alten Schloſſes ihre Wohnung aufgeſchlagen hatte, zu vertreiben. Auch ſonſt — auch ſonſt . . . Fritz hatte eben viel zerſtört.

Aber hier ſagte ſich Auguſt plötzlich: Vielleicht führt mich meine Einbildungskraft zu weit . . .

Er wollte nicht ungerecht werden. Mimi hatte ihm verſichert, daß ſie ſich niemals verheiraten werde, aber ſie hatte ihm doch nicht geſagt, daß Fritz an dieſem Entſchluß irgend eine Schuld trage. Und im Grunde war es am beſten, daß er nun wußte, wie er mit ihr ſtand, daß dieſe Sache abgeſchloſſen und erledigt war und ihn im Fühlen und Handeln

gegen den erwarteten Bruder nicht im mindeſten beeinfluſſen konnte. Es war überhaupt töricht für einen Mann, ſich darüber zu kränken, daß ein Mädchen ihn nicht liebte. Nein, es war gut, daß dies alles hinter ihm lag.

Er bog in die Ulmenallee, die am Niederndroder Park entlang führte, und ritt in einer Art von dumpfem Träumen langſamen Schrittes unter den Bäumen dahin.

Als er ſich dem Torweg näherte, durch den man den Blick auf das weiße, breit am Ufer des großen Teiches hingelagerte Schloßgebäude hatte, faßte er die Zügel feſter und wollte ſchnell vorüber, denn er war nicht in der Stimmung, mit den Bewohnern nachbarliche Grüße zu tauſchen. Doch ein Diener war beſchäftigt, die Torflügel zu öffnen, und dicht dahinter hielt Mimi auf dem Rücken ihrer braunen Stute, den Reitknecht neben ſich, zu ihrem täglichen Morgenritt durch die Felder bereit. Da ſchwoll in Auguſts Herz eine jähe, ihn durch und durch erſchütternde Freude auf. Sie winkte mit der Gerte und rief ihm einen fröhlichen Gruß zu. Er konnte nicht anders, als warten und ſie herankommen laſſen.

„Verzeih,“ ſagte er etwas verlegen, „ich bin eilig, ich muß zum Zwölfuhrzug auf die Bahn.“

„Wen erwartet ihr denn?“

Auguſt wurde rot. „Es iſt vielleicht ein Käufer,“

murmelte er undeutlich. Er fühlte den Blick des Mädchens beobachtend auf ſeinen Zügen.

Sie beugte ſich zu ihm herüber.

„Auguſt,“ fragte ſie leiſe und herzlich, „was haſt du? Du ſiehſt aus — ich weiß nicht, wie ich es ausdrücken ſoll . . . Ja, es iſt etwas ſo Hartes, Drohendes in deinem Geſicht, was ich gar nicht an dir kenne.“

„Ich glaube nicht, daß du mein Geſicht ſo genau beobachtet haſt, um alle ſeine Ausdrucksfähigkeiten zu kennen,“ antwortete Auguſt traurig.

„Doch, doch!“ verſicherte ſie. „Ich will dir ja eine gute Schweſter ſein, da muß man den Bruder ordentlich kennen lernen. Meinſt du nicht auch?“

Er ſeufzte und blickte nach dem Reitknecht, der diskret zurückgeblieben war. „Das mit dem Bruder- und Schweſterſpielen bleibt ja nur Komödie.“

Mimi lächelte. Die warme Morgenluft gab ihrem zarten, blonden Geſicht einen Teil der Friſche wieder, die die Jahre ſchon zu nehmen begonnen hatten. „Wenn es auch anfangs nur Komödie iſt,“ ſagte ſie heiter, „ſo wollen wir uns dadurch nicht hindern laſſen, und aus der Komödie wird mit der Zeit hoffentlich eine gute Wahrheit. Alſo, lieber Auguſt, ich will einmal deine Vertraute ſein, und nun ſage mir auf der Stelle, was dich ſo erſchüttert hat!“

Sie ſah, den Kopf zu ihm hinwendend, mit einem

lieben Blick in ſeine Augen. Er ſtarrte ihr feindlich ins Geſicht.

„Willſt du wiſſen, wen ich erwarte?“ fragte er kurz und machte dann eine Pauſe. „Fritz kommt mit dem Mittagzug aus Amerika zurück. Da haſt du es.“

Das roſige Geſicht vor ihm wurde weiß, die Lippen zitterten, und in den weitgeöffneten Augen ſammelten ſich zwei große Tropfen, die langſam auf die erblaßten Wangen niederglitten. Er ſah das alles, und in dem unerträglichen Schmerz, den es ihm verurſachte, entdeckte er mit einer gewiſſen Genugtuung, wie ſehr er Mimi liebte, und daß es, weiß Gott, nicht ihr Vermögen war, das ihn zu ihr hingezogen hatte.

„Fritz kommt! Fritz kommt!“ wiederholte ſie zweimal ganz leiſe, wie etwas, das ſie auswendig lernen mußte, um es zu begreifen. Er ſah, daß ſie völlig die Herrſchaft über ſich verloren hatte, und griff nach den Zügeln ihres Pferdes.

„Mimi, geht dir das ſo nahe?“ fragte er, und ſie ſenkte den Kopf und ließ ihre Tränen ſtrömen. So ritten ſie eine Weile dicht nebeneinander, indem er ihr Tier am Zügel führte und ihr Zeit ließ, ſich zu faſſen. Dann ſah ſie ihn mit dem unbeſchreiblich hilfloſen Blick eines kleinen Kindes an und murmelte demütig, wie um Verzeihung bittend: „Du biſt ſo gut zu mir, und ich danke es dir ſo ſchlecht.“

„Du kannſt ja wohl nicht anders," ſagte er undeutlich, „ich ſehe, ich hätte dir das nicht ſagen ſollen, denn es hat ja gar keinen Zweck. Es iſt mir ſo herausgefahren, ich weiß ſelbſt nicht wie. Aber es iſt vielleicht auch ganz gut, daß ich nun weiß, wie es mit dir ſteht. Du tuſt mir leid, Mimi, denn ich mag es betrachten, wie ich will, und ich will wirklich nicht ungerecht ſein, aber nach allem, was wir von Fritz hören, iſt er gewiß nicht mehr der Mann, der einer ſo treuen Erinnerung würdig wäre."

„Ach — würdig!" ſagte Mimi, und ihr Geſicht wurde wieder roſig und bekam ein verklärtes Lächeln, „was heißt denn würdig? Auf würdig kommt es doch gar nicht an in der Liebe!"

„Du biſt eine Freiin von Rahlen, und ſchließlich iſt dein Familienſinn ſtärker, als du es in dieſem Augenblick empfinden magſt . . . Du wirſt Fritz übrigens kaum zu ſehen bekommen," fuhr er ruhig und kühl fort, „mache dir nur keine Illuſionen über ihn."

„Ich weiß, daß er alles verloren hat, was er erwarb," ſagte Mimi traurig, „ich habe immer die Briefe geleſen, die er an deine Mutter ſchrieb."

„Das wußte ich nicht," ſagte Auguſt. „Es iſt übrigens fraglich, ob ſie jemals die Wahrheit enthielten . . ."

„Auguſt!"

„Liebe Mimi, wir wollen darüber nicht ſtreiten. Du ſiehſt Fritz nun einmal mit andern Augen als ich. Wenn du aber durch Mama immer auf dem laufenden gehalten worden biſt, ſo intereſſiert dich vielleicht auch der letzte Brief, in dem er ſeine heutige Ankunft meldet.“

Er zog den Bogen, der arg zerknittert, mit vielen Tränenſpuren bedeckt war, aus der Bruſttaſche und gab ihn Mimi.

Sie las das kurze Schreiben. Plötzlich blickte ſie mit gänzlich verändertem, glückſtrahlendem Ausdruck zu ihm auf. „Siehſt du,“ rief ſie jubelnd, „das iſt Fritz, wie er immer war. Ich finde es geradezu wundervoll.“

„Ich weiß nicht, was du darin Wundervolles ſiehſt,“ ſagte Auguſt ärgerlich. „Frage dich ſelbſt einmal, was ſollen wir mit dem Proletarier hier? Wenn jemand bis zu einem ſolchen Grade von Schamloſigkeit herabgekommen iſt, dann bleibt er am beſten in einer Welt, wo dergleichen Auffaſſungen an der Tagesordnung ſind. Nein, Mimi — du, Mama, ihr alle werdet es mir danken, wenn ich Fritz jetzt empfange und ihm bedeute, daß er in unſern Kreis nicht mehr gehört!“

„Heißt das: ihr in Rauſchenrode wollt ihn überhaupt nicht empfangen?“ fragte Mimi.

„Ja, das heißt es!“

Mimi richtete ſich mit einem Ruck auf, ſo daß

ſie ſtraff im Sattel ſaß, griff energiſch nach den Zügeln ihres Tiers, und indem ſie es mit einem leichten Schlag ihrer Gerte zu ſchnellerm Trab anſpornte, rief ſie leidenſchaftlich: „Wenn ſeine Familie ihm die Aufnahme verweigert, ſo wird er an einem andern Ort eine Heimat finden. Ja, Auguſt, dagegen kannſt du nun gar nichts tun! Ich werde auf dem Bahnhof ſein, und Fritz wird als mein Gaſt mit mir nach Niedernrode kommen!“

„Mimi, überlege doch, was du ſagſt! Wie willſt du denn das deiner Mutter und deinem Bruder gegenüber verantworten?“

Mimi lachte plötzlich froh und abenteuerluſtig. „Mama iſt nicht zu Haus, und mit meinem Bruder will ich ſchon fertig werden.“

„Und weißt du denn, ob Fritz auf dieſes unſinnige, großmütige Anerbieten wird eingehen wollen?“

Ihr Antlitz leuchtete vor Freude.

„Ich weiß es, ich fühle es,“ rief ſie ſchwärmeriſch, „ein Gefühl, ſo lange feſtgehalten, kann nicht täuſchen!“

Sie ritten in ſcharfem Trab weiter. Keins hatte dem andern mehr ein Wort zu ſagen.

Endlich begann Auguſt: „Mimi, du weißt, daß ich dich ſehr lieb habe, und darum will ich nicht, daß du Torheiten begehſt, deren Folgen ſich gar nicht abſehen laſſen. Ich verſpreche dir, daß ich Fritz heute abend nach Rauſchenrode bringe. Aber nun

bitte ich dich, sei vernünftig, kehre um und lasse mich Fritz allein empfangen!“

Sie hob den Kopf und blickte ihn zweifelnd an.

„Ob ich dir vertrauen darf?“ fragte sie sacht.

„Ich glaube, daß ich dir noch niemals Gelegenheit gegeben habe, an mir als Ehrenmann zu zweifeln,“ antwortete August kalt.

„O, August, gewiß nicht! Und was du heute tust, das will ich dir nie vergessen, dafür werde ich dich immer liebhaben, so lieb, wie du es gar nicht glauben kannst!“

Er schüttelte mit einem gequälten, traurigen Ausdruck den Kopf, und sie rief: „Jetzt reite ich nach Rauschenrode hinauf und sage Tante Kosegarten, daß sie zwei herrliche Söhne hat!“

Sie nahm ihre Gerte unter den Arm und reichte die Rechte August zu festem Druck. Dann wendete sie und sprengte in lebhaftem Tempo die Allee zurück.

August strich mit der Hand über die Stirn, an seinen Schläfen hatten sich kalte, feuchte Tropfen gesammelt. Er biß die Zähne übereinander und dachte wie in einem Krampf immer nur an das eine: Man muß schließlich ein Ehrenmann sein.

Mimi fand Rauschenrode in unruhvollen Vorbereitungen zum Empfang des fürstlichen Gastes. Sie pflegte gewöhnlich über den Hof zu reiten und an der Parkseite abzusteigen, aber weder Schottenmaier noch Cyprian kamen vor die Tür, sie mußte sich

von ihrem eigenen Reitknecht vom Pferde helfen laſſen.

Ein Gärtnerburſche mit einem Korb voll aufgehäufter Flieder-, Schneeball- und Goldregenzweige rannte eilfertig an ihr vorüber die Rampe zum Gartenſaal hinauf. Mimi ging, das Reitkleid aufnehmend, in den Flur, aber auch hier fand ſie niemand, der ſie hätte melden können. Aus der geöffneten Küchentür am Ende des Seitenganges drang das Klirren und Klappern von Töpfen und Porzellan und Schottenmaiers würdevoll befehlendes Organ. Der Flur ſelbſt, wo ſonſt eine friedvoll behagliche Unordnung alter Mäntel, vertragener Hüte, abgenutzter Regenſchirme und alter Wagendecken zu lagern und zu hängen pflegte, und wo auch die Hunde ihre Lagerſtätte hatten, war ſorgfältig von all den Kleidungsſtücken befreit und machte in ſeiner ungewohnten Kahlheit einen beinahe feierlichen Eindruck.

Mimi, die noch nichts von der Prinzeſſin Anmeldung gehört hatte, begriff dies alles nicht. Erregt, wie ihre Phantaſie einmal war, ſtellte ſie ſich plötzlich vor, wie ſchrecklich es doch ſei, daß man ſich hier feſtlich zur Bewillkommnung des lang' entfernten Sohnes rüſte, während Auguſt ihm aus eigener Machtvollkommenheit den Eintritt ins Elternhaus verbieten wolle. Hatte ſie Auguſt etwa doch zu günſtig beurteilt? Ihr bangte jetzt, daß ſie ihm zu viel Vertrauen geſchenkt habe. Wäre es nicht beſſer

geweſen, ſie wäre auf einem andern Wege zum Bahnhof geritten? Am Ende war es noch Zeit. Eilig lief ſie die Treppe hinauf, um von Hilde oder Tante Koſegarten nähere Erklärungen alles Vorgefallenen zu erlangen. Aber auch die Wohnzimmer waren leer.

„Die gnädige Frau iſt bei der Toilette," berichtete ein ſtürmiſch an ihr vorüberlaufendes Hausmädchen, „und Fräulein Hilde iſt in der Küche. Die Prinzeſſin Karoline wird ja zum Frühſtück erwartet, wiſſen das gnädige Fräulein es nicht?"

„So — die Prinzeſſin?" ſagte Mimi verwundert. Indem ſie etwas verwirrt daſtand und überlegte, ob es dann an dieſem Tage der außerordentlichen Ereigniſſe ſtatthaft ſei, Frau von Koſegarten bis in ihr Schlafzimmer zu verfolgen, trat Marie ſelbſt ins Zimmer, in ſchwerer Seide rauſchend, das große, gütige Geſicht von weißen Spitzenbarben umflattert. Zu allem ſtattlichen Prunk trug ſie einen Haufen abgetragener Männerkleider auf dem Arme. Mimi flog ihr entgegen und warf ſich ihr mit einer ſtürmiſchen Bewegung um den Hals.

„Tante, Tantchen, liebſtes, beſtes Tantchen, er kommt! er kommt! Ja, freuſt du dich auch ſo unmäßig wie ich?"

„Ach, Mimi, Kind, ich weiß nicht mehr, ob ich mich freuen darf! Es iſt zu viel, zu viel auf einmal! Mein Kopf kann es nicht bewältigen!"

Mimi sah die alte Frau gerührt an. Es war seine Mutter, die Mutter des Mannes, dessen Bild sie jeden Abend in diesen vergangenen elf Jahren geküßt hatte. Sie streichelte ihre Hände, nahm ihr die Kleider vom Arm, fragte, ob sie ihr in irgend einer Weise helfen könne, und was es für eine Bewandtnis mit diesen alten Sachen habe. Und dazwischen sagte sie plötzlich, ohne eine Antwort abzuwarten: „Tante, übrigens es war ein Glück, daß ich August auf der Chaussee begegnet bin. Weißt du, was der für Absichten hatte? Er wollte dir deinen Jungen mir nichts, dir nichts übers Meer zurückschicken, ohne daß du ihn zu sehen bekommen hättest. Ja, weiß Gott, das wollte er! Ich bin ganz irre an August geworden!“

Frau von Kosegarten hatte eine von den ziemlich abgetragenen Männerhosen aufgenommen und hielt sie gegen das Licht.

„Meinst du, daß die Hose noch ginge?“ fragte sie verzagt, „sie scheint mir schon reichlich schäbig. — Mimi, Kind, vielleicht wäre es schließlich das beste gewesen, der Junge wäre drüben geblieben ... Er bringt uns nur Unfrieden ins Haus.“

Mimi lachte ein kleines, helles, aber etwas unnatürliches Lachen. „Tante, du wirst doch nicht so feige sein, du wirst doch Mut haben?“

„Ach, Mut,“ murmelte Marie Kosegarten zerstreut, „das sagt sich so ... Kind, Kind, ich kann

mich mit dem lieben Gott einmal wieder gar nicht einigen! Nun erhört er mein Gebet, ſchickt mir den Jungen und ſchickt ihn mir ſo . . . daß man die alten Sachen, die man im Dorfe verſchenken wollte, für ihn herausſucht. . . .“

Mimi richtete ihre ſchlanke Geſtalt in dem ſchwarzen Reitkleid noch höher auf und machte ein verächtliches Geſicht.

„Du haſt zu viel Angſt vor Auguſt, Tantchen!“ ſagte ſie mit einer liebenswürdigen Lehrhaftigkeit im Tone. „Glaube mir, der iſt nicht halb ſo unnahbar, wie er ausſieht, den kann man um den Finger wickeln, wenn man nur will!“

Trotz ihrer Verwirrung blickte Frau von Koſegarten das junge Mädchen bedenklich und mütterlich beobachtend an.

„Ja, Mimichen, wenn du meinſt, daß du ihn um den Finger wickeln kannſt,“ ſagte ſie bedächtig, „warum verſuchſt du es denn nicht?“

Mimi lachte verlegen. „Du, Tante,“ ſagte ſie ablenkend, „wir wollen wirklich ſehen, was von dieſen Geſchichten noch für Fritz zu brauchen iſt. — Darf ich dir die Strümpfe hier ſtopfen?“ fragte ſie ſchmeichelnd mit einem ſo innigen, weichen und lieben Ton, daß Frau von Koſegarten nicht anders konnte, als ihr einen ſchnellen Kuß auf die Wange zu drücken.

Hilde kam herein, zwei Vaſen mit großen Blu-

menſträußen im Arm balancierend, und hatte für hundert wirtſchaftliche Anordnungen in aller Eile die Genehmigung der Tante einzuholen. Etwas erſtaunt beobachtete ſie Mimi, die ſich nach einer flüchtigen Begrüßung auf den Tiſch ans Fenſter geſetzt hatte und aufs eifrigſte an einer grauen Männerſocke ſtopfte. Ohne die wirtſchaftliche Konferenz der beiden andern Frauen zu beachten, begann ſie verträumt vor ſich hinzuſingen:

„Und wär' ein König ich, und wär' die Erde mein,
Du wärſt in meiner Krone doch der ſchönſte Stein!"

Marie zog Hilde zu ſich heran und flüſterte ihr mit einem kleinen verſchmitzten Lächeln ins Ohr: „Sieh mal, ich war wirklich ganz böſe mit dem lieben Gott und nun — ja, Hilde, ſollte der liebe Gott am Ende doch wiſſen, was er tut?"

Hilde ordnete freundlich die weißen Spitzen auf dem grauen Scheitel von Frau von Roſegarten und antwortete dabei munter: „Tantchen, es ſcheint mir beinahe, als habe er ſeine Abſichten. Aber weißt du," rief ſie lauter, daß die Prinzeſſin jeden Augenblick kommen kann? Du haſt wieder mein feſtlich aufgeräumtes Wohnzimmer vollſtändig eingekramt. Was ſoll denn das alte Zeug hier?"

„Ja, ja," rief Frau von Roſegarten, „es iſt ja ganz dämlich von mir, die Sachen hierher zu ſchleppen, ich bin ja überhaupt vollſtändig von Sinnen,

ſage gewiß lauter Dummheiten zur Prinzeſſin, und dann ſind mein Mann und Trinette böſe mit mir. Mimi, Kind, du bleibſt doch auch zum Frühſtück?“

Mimi ſprang vom Tiſch herunter und kam mit der fertigen Arbeit angelaufen. „Tantchen, ich bin ja nicht in Toilette! Ich bliebe ſonſt heute ſo gern bei euch. Der Reitknecht könnte nach Niedernrode Botſchaft bringen, damit ſie mich nicht zu Mittag erwarten. Wenn mir Hilde irgend etwas Helles borgen könnte?“

„Aber natürlich, Kind,“ rief Marie herzlich, „es iſt mir ſolch ein Troſt, wenn du bei mir biſt!“

In dieſem Augenblick hörte man einen Wagen auf den Hof fahren, und Zipperjahn ſtürzte herein. „Gnädige Frau, der herzogliche Landauer! Der Herr und Schottenmaier ſtehen ſchon vorn an der Haustür!“

„Ich komme! Ich komme!“

„Aber die Hoſen laß hier, Tantchen, ſie ſind ja doch nicht für die Prinzeſſin beſtimmt!“ rief Hilde lachend und entriß Frau Marie das Kleidungsſtück, das ſie in ihrer Aufregung und Verwirrung auf dem Arme behalten hatte, indem ſie zum Empfang des hohen Gaſtes hinauseilte.

Die Mädchen ſtopften in aller Eile die umherliegenden Kleider in irgend eine Schublade, ordneten die Blumen auf den Tiſchen und liefen dann, um nicht mit dem fürſtlichen Gaſte zuſammenzuprallen,

durch die hintern Korridore in Hildens kleines Zimmer. Als Mimi ſich ihrer ſchwarzen Taille entledigt hatte und eben eine von den ſeidenen Bluſen anproben wollte, die Hilde ihr zur Auswahl gereicht hatte, warf ſie plötzlich beide Arme um den Hals der Jugendfreundin und küßte ſie ſtürmiſch. „Hilde, Hilde, er kommt ja! Er kommt ja!“

„Unſere Jugend bringt er uns nicht zurück,“ ſagte Hilde leiſe.

„Mädchen — mein Herz klopft ſo — bin ich alt — bin ich häßlich geworden?“

Hilde ſchüttelte den Kopf. „Mimi — kommt es denn auf dich an? Wie kommt er zurück . . .“

„Glücklos, damit ich ihm Glück ſchenken kann!“

Ein ganz feiner, ſpöttiſcher Zug glitt um Hildens klugen Mund. „Wird er das Glück auch noch von dir wollen?“ fragte ſie zögernd.

„Hilde, hat er mich nicht in ſeinem vorletzten Briefe grüßen laſſen? Siehſt du, dieſer kurze Gruß hat ſo viel in mir geweckt, hat nach allem Schwanken, Bangen und Zagen mich wieder ſo ſicher gemacht!“

Hilde reichte mit ihren ſchnellen, feſten Bewegungen einen hellen Rock aus ihrem Kleiderſchrank und bemerkte kühl ablehnend in die freudige Begeiſterung hinein, man müſſe ſich jetzt anziehen, denn ſie habe unten noch zu tun.

Während ſie ſich ſelbſt das Haar ordnete, konnte ſie doch nicht umhin, die Bemerkung zu machen:

„Ich verſtehe es nicht ganz, Mimi, daß du einem Manne ſo eiſern die Treue hältſt, der dich doch verlaſſen hat!“

„Verlaſſen?“ rief Mimi heftig, „ſage das häßliche Wort nicht. Von Graf Keſſenbrock kann man's ſagen, der ſich feige zurückzog, als die ganze Meute der Klatſchweiber über dich herfiel. Das war erbärmlich, darüber ſind wir uns alle einig!“

„Nenne den Namen nicht,“ murmelte Hilde, „ich kann ihn nicht hören!“

„Ja, ja, gewiß, verzeih! Aber ſieh, Fritz mußte gehen, er mußte ſich eine Stellung zu erwerben ſuchen, in der er vor meinen Vater treten und um mich werben konnte.“

„Nun, deshalb allein ging er doch wohl nicht,“ bemerkte Hilde nüchtern.

„Freilich, freilich nicht, er war ja ein wenig leichtſinnig geweſen, das muß ich ſchon zugeben . . . Er war ja auch ſehr jung damals . . . Sieh, jetzt bin ich Herrin meines eigenen Vermögens und kann dem folgen, was mein Recht und mein Glück iſt . . .“

„Ich meinte,“ ſagte Hilde nachdenklich, „oder es kam mir in der letzten Zeit oft ſo vor, als ob deine Gefühle ſich verändert hätten.“

Mimi hielt ihre beiden, ein wenig zu magern Arme erhoben, um ihr ſchönes blondes Haar auf dem Kopfe zu einem Knoten zu winden. Indem ſie mit etwas unnötiger Energie eine Schildpattnadel

hindurchſteckte, ſagte ſie: „Hilde, wenn man zweimal lieben könnte . . .“

„Kann man es nicht?“ fragte Hilde, „es gibt Beiſpiele in der Geſchichte . . . Nun, Auguſt iſt ja viel zu ſtolz, wie er uns heute morgen erzählte, jemals um ein reiches Mädchen zu werben.“

Mimi brach in helles Gelächter aus. Hilde ſah ſie überraſcht an und rief: „Er hat alſo doch . . .“

„Ich verrate nichts,“ ſagte Mimi, und die Roſenröte, die ihr feines, blondes Geſicht übergoß, vollendete den Satz in unzweideutiger Weiſe.

„Aber, Hilde, das kannſt du mir glauben,“ ſagte ſie ernſthaft, „wir Mädchen fühlen es ganz deutlich, ob ein Mann uns um unſeres Geldes willen heiraten will, oder ob er uns liebt. Ich halte Auguſt viel zu hoch, um auch nur einen Augenblick anzunehmen, daß das Geld, das ich vielleicht in die Ehe bringen könnte, irgend eine Rolle bei ihm ſpielte.“

„Du ſprichſt ja ſehr warm für einen Mann, dem du eben einen Korb gegeben haſt,“ bemerkte Hilde.

„Auguſt iſt mein Freund,“ ſagte Mimi ernſt und feſt.

„Lieber Schatz, das iſt ja alles recht gut und ſchön, aber wir müſſen jetzt wirklich eilen!“ Dann ſchon auf dem Flur, wendete ſie der Freundin plötzlich ihr Geſicht zu, das ernſt geworden war, und ſagte nachdenklich: „Mimi — ich fürchte, dem häuslichen Behagen auf Rauſchenrode wird es in den

nächsten Tagen nicht sehr wohl bekommen, daß du für die beiden Brüder so warme und doch so verschiedene Gefühle hegst."

„Was meinst du damit?" fragte Mimi erschrocken, während sie die Treppe zum Gartensaal hereinteilten.

„Ich meine, sollte August erfahren, daß du so — so entschlossen bist, dir dein Recht und dein Glück, wie du vorhin so schön sagtest, zu erobern, würde dies der Liebe zu seinem Bruder, die ohnehin nicht besonders stark ist, wahrscheinlich den letzten Stoß versetzen. Na, und die Konsequenzen, die haben wir Frauen auszubaden, wie das schon immer ist."

Mimi blieb stehen.

„Hilde," sagte sie feierlich, „August weiß bereits in diesem Augenblick, wie ich denke! Du bist ihm nie gerecht geworden, und so unterschätzest du auch jetzt vollständig die Großartigkeit seiner Gesinnung. Er wird den Bruder bringen, er wird um meinetwillen gut Freund mit ihm sein! Ich weiß, ich habe noch Macht über ihn!"

Hilde seufzte ein wenig.

„Wenn das nur gut geht! Kommt August in solcher Stimmung auf den Bahnhof, so weiß ich nicht recht, wie das Wiedersehen sich abspielen wird!"

Ein Schrecken überfiel Mimi. Auf einmal sah sie alles in anderm Licht. Die Fülle der Ereignisse, die Wichtigkeit der Verwicklungen, die plötzlich in ihr

einfaches, gleichförmig dahinſtrömendes Leben gedrungen waren, hatten ſie zu einer Höhe der Schwärmerei getrieben, in der ihr, wie ſie nun erkennen mußte, die geſunde Vernunft abhanden gekommen war. Während Hilde ſie fragte, ob ſie nicht ins Wohnzimmer hinaufgehen wolle, um die Prinzeſſin zu begrüßen, ſie ſelbſt müſſe noch einen letzten Blick auf das Arrangement der Tafel werfen, ſtand das Mädchen betroffen, die Türklinke in der Hand, und ein neuer Entſchluß bereitete ſich in ihr vor. Sie atmete ſchnell, ihre Wangen wurden röter und ihre Augen glänzender, und ſie ſagte mit lebhaftem Impuls: „Hilde, entſchuldige mich bei Tante Koſegarten, ich ſehe, ich habe eine große Dummheit gemacht. Ich darf die beiden Männer nicht allein laſſen. Auguſt iſt eiferſüchtig wie ein Satan; ja — du kennſt ihn eben nicht! Euch ſcheint er immer ſo gelaſſen, aber er iſt eiferſüchtig! Ich werfe mich aufs Pferd und reite hin. Laß nur, ich ſchürze mir das Kleid und ziehe deinen Regenmantel darüber, das habe ich hundertmal ſchon getan! Ich muß! Ich kann hier nicht ſitzen und eſſen und trinken, während Fritz kommt und als erſte Begrüßung feindliche und böſe Worte hört. Alſo bitte, hindere mich nicht. Alles iſt einmal aus den Fugen, und darum mag auch das Ungewöhnliche entſchuldigt werden!“

Hilde blickte ihr kopfſchüttelnd nach, während ſie ſchlank und behende davonlief, um ſelbſt den Reit-

knecht zu benachrichtigen, daß er ihr Pferd wieder sattle. Hilden, die seit so vielen Jahren nur noch der Vernunft ein Recht über ihr Empfinden eingeräumt hatte, war Mimis verworrener Gefühlszustand einigermaßen verwunderlich und nicht sehr sympathisch. Aber schließlich — das Leben bestand ja hauptsächlich aus verwunderlichen und nicht sehr sympathischen Ereignissen und Empfindungen.

Fünftes Kapitel

Trotz der behaglichen, weit eher bürgerlichen als feudalen Weise, in der das tägliche Dasein auf Rauschenrode sich abspielte, verstand man es doch, würdig zu repräsentieren, wenn die Gelegenheit dazu sich bot. Die hohen, weißlackierten Flügeltüren waren geöffnet zwischen dem hellen, sonnigen Gartensaal und dem Eßsaal, dessen gewölbter Plafond auf blauem Grunde goldene Sterne zeigte, weil er einmal in frühern Jahrhunderten als Hauskapelle gedient hatte. Das lichte Blau stimmte gut zu dem strengen Weiß der Wände, der Eckschränke, der weißen Seviertische und der hochlehnigen weißen Stühle, die steif und symmetrisch die lange weiße Tafel umgaben. Dieses viele Weiß, das nur spärlich angebrachte Goldleisten hier und da belebten, wäre in dem trüben Licht einer Großstadt fast unerträglich kalt und kalkicht erschienen. Hier aber, wo durch die hohen Bogenfenster die Sonnenstrahlen in lebensvollen Farben und Lichtern darüber hinspielten, wo die dichtblättrigen Kastanienbäume ihr warmes Grün dazugaben, wirkte es ruhig, reich, vornehm. Schottenmaier, in seiner weichen, weißen Halsbinde, mit dem hochgeschlossenen, langen, schwarzen Rock, stand würdig wie ein Geheimrat zum Empfang der Herrschaften bereit. Zipperjahn blickte weniger würdig, aber desto rosenroter und fröhlicher mit seinem breiten Stroh-

kopf aus der besten erbsfarbenen Livree hervor. Zu so feierlichen Gelegenheiten wurde als dritter auch der Reitknecht Blaffke zum Servieren befohlen. Die Tafel prangte im Schmucke des weiß und goldenen Familienporzellans, der schönen, alten Meißner Vasen, in denen die Blumenfülle des Flieders, der weißen Narzissen und des Goldlacks dufteten. Die Mitte der Tafel nahm der silberne Tafelaufsatz ein mit dem Hirsch, der sich mutig einer Gruppe ihn anspringender Rüden entgegenstellte, ein Geschenk des Hofes von Langenrode-Hirschburg-Nassenstein an den Vater des jetzigen Herrn von Kosegarten zu dessen siebzigstem Geburtstag.

Mitten in den Vorbereitungen traf ein Befehl von Mamsell Wärmchen ein, die Herrschaften mit einem Gang durch den Park etwas zu beschäftigen, denn die jungen Gänse müßten noch ein halbes Stündchen prutzeln.

Als Herr von Kosegarten die Prinzessin am Arm die Treppe hinuntergeleitet hatte, machte er sie infolge dieser ihm zugeflüsterten Weisung in dem scherzhaft ehrerbietigen Tone, den er ihr gegenüber anzuschlagen pflegte, auf die neuangelegten Frühjahrsbeete aufmerksam, die sie durchaus besichtigen müsse, wenn sie seine Frau nicht tödlich kränken wolle. Und so begab man sich denn mit dem Gefolge, das nur aus einem Kammerherrn und einer Hofdame bestand, in den Park hinab und machte noch einen Rundgang

unter den Kaſtanien bis zum Taxusweg und wieder zurück.

Prinzeſſin Karoline, eine muntere, ſehr ſtarke Dame in einer jugendlich farbigen Toilette, ließ ihre langſtielige Schildpattlorgnette kaum von den Augen und bewunderte, was man ihr zeigte, in einer fröhlichen, beinahe kindlich lebendigen Weiſe. Sie fand alles ‚nett, ſehr nett‘ und plauderte und lachte mit ihrem alten Freunde Koſegarten ebenſo vergnüglich über die Not der Landwirtſchaft, über die Anſprüche der Sozialdemokratie wie über ihren beginnenden Rheumatismus und ihren neuen Frühjahrshut, den ſie ſoeben von Paquin aus Paris erhalten hatte, und den er als alter Kavalier geziemend bewunderte.

Abwechſelnd mit der Schildpattlorgnette benutzte Prinzeß Karoline einen großen Fächer, auf dem ein ſpaniſcher Stierkampf abgebildet war, denn ſie litt an Blutwallungen und war aus dieſem Grunde ſtark gepudert. Der Fächer war das Geſchenk einer ſpaniſchen Infantin, die Prinzeſſin Karoline in der glänzendſten Zeit ihres Lebens während eines Winteraufenthaltes am Wiener Hofe kennen gelernt hatte. Die Erinnerungen vom Wiener Hofe beſtritten noch jetzt, nach faſt fünfundzwanzig Jahren, den Hauptinhalt ihrer Geſpräche und bildeten wahrſcheinlich noch mehr den Inhalt ihrer Gedanken. Sie war ein leichtlebiges, warmherziges Menſchenkind und konnte dieſe Eigenſchaften in der öden Eintönigkeit

ihres prinzlichen Altjungferntums, das ſich in unveränderlichem Kreislauf zwiſchen den drei Reſidenzen Langenrode, Hirſchburg und Naſſenſtein bewegte, noch immer nicht ganz überwinden. Ja, es war ein offenes Geheimnis, daß Prinzeſſin Karoline durch ihre unzeitgemäßen Natürlichkeiten bisweilen zu einer Familienkalamität des herzoglichen Hauſes wurde.

Um ihre vor fünfundzwanzig Jahren noch weniger gebändigte Lebensluſt und Verſchwendungsſucht in Schranken zu halten hatte man ihr damals zu jener Brautfahrt an den Wiener Hof als Begleiterin und fürſorgende Ratgeberin die ernſte, ſittenſtrenge, fromme und zur Sparſamkeit veranlagte Trinette von Koſegarten beigegeben. Trinette entzog ihrer Schutzbefohlenen ſofort den aufregenden chineſiſchen Tee und tränkte ſie mit dem lindernden Gebräu der heimiſchen Erdbeerpflanze. Wie viel ſie damit in der Milderung des allzu ungeſtümen fürſtlichen Blutes geleiſtet hatte, blieb ungewiß. Prinzeſſin Karoline amüſierte ſich prachtvoll in Wien. Der Ruf ihrer märchenhaften Toiletten drang durch alle Landſitze von Langenrode-Hirſchburg-Naſſenſtein und wurde in den Harztälern von den frommen Edelfrauen mißbilligend beſprochen. Aber aus der Heirat mit dem öſterreichiſchen Erzherzog wurde leider nichts. Es ging ein Gerücht, ſein an Jahren bedeutend jüngerer Adjutant ſei in irgend einer Weiſe hindernd dazwiſchengetreten. Wien war weit von

Langenrode, und ſo ließ ſich denn dieſes Gerücht natürlich nicht kontrollieren. Am Ende ſchickte man Prinzeſſin Karoline, mit koſtbaren und exotiſchen Geſchenken reich bedacht, an das heimatliche Höfchen zurück. Sie feierte dort mit den glanzvollen Toiletten, dem Wiener Geplauſch, das ſie ſich mit großem Talent angeeignet hatte, und mit den kleinen Künſten einer muntern Koketterie noch einen längern Nachſommer. Sie war damals, ſagen wir es gerade heraus, der Schrecken aller Mütter heranwachſender Söhne und mancher eiferſüchtigen Ehefrau. Ja, es kam eine Zeit, in der Trinette es mit ihrem chriſtlichen Sinne nicht mehr vereinigen konnte, einem ſo unbefangenen Weltkind zu dienen, und ſich nach manchem innerlichen Kampfe definitiv in das Stift Altheiligenberge zurückzog.

Den eigentlichen, letzten Grund ihrer Trennung von der Prinzeſſin erfuhr niemand außer ihrem Bruder. Prinzeſſin Karoline hatte ſie in einer ſchwachen Stunde dazu gebracht, ihr bare ſechstauſend Mark zu leihen, und nachdem die letzte Hoffnung geſchwunden war, dieſe Summe durch den Herzog wiederzuerhalten, zog Trinette es vor, einer zweiten ſolchen Schröpfung ein für allemal zu entgehen. Sie hatte es nicht unterlaſſen in ihrem augenblicklichen Feldzug um die Geneigtheit der als reich bekannten jungen Herzogin, die Verpflichtungen der Prinzeſſin gegen ſie zart anzudeuten. Im Grunde

waren ja doch alle Anſtrengungen, die ſie machte, um für Hilde die frühere Hofdamenſtellung bei der Prinzeſſin Karoline zu erhalten, nur Vorwände, mit dem Hofe wieder in engere und intimere Fühlung zu treten und früher oder ſpäter die Hilfe der Herrſchaften zur Erhaltung von Rauſchenrode in der Koſegartenſchen Familie zu erlangen.

Nach erfolgtem Rundgang durch den Park wurde Hilde im Gartenſaal der Prinzeſſin vorgeſtellt. Die Hoheit erinnerte ſich ihrer ſehr wohl. Und Hilde hatte ſich gar nicht verändert. Siebenundzwanzig Jahre war ſie? Das richtige Alter für eine Hofdame. Das verjüngte Ebenbild ihrer Freundin Trinette.

Dieſer Vergleich war freilich nicht beſonders entzückend für Hildens Eitelkeit, obwohl die Sage in der Familie ging, Trinette wäre in ihrer Jugend einmal hübſch geweſen. Aber Hilde nahm ſolche Dinge humoriſtiſch; ſie wußte auch, daß man die Worte der hohen Herrſchaften nicht eben auf die Goldwage legen dürfe. Ihr war der Gedanke an die zukünftige Stellung ſo erſchreckend und beängſtigend, daß ſie ſich in alles, was damit zuſammenhing, wie in ein unvermeidliches Übel dumpf und beſinnungslos ergab und ſich außerdem noch für ihre Feigheit herzhaft verachtete. —

Die verlängerte und mit Ei abgequirlte Hühnerbouillon war, da auch Mimi fehlte, ausreichend für

alle Teilnehmer des ländlichen Frühstücks. Die jungen Gänse waren goldbraun und knusperig und machten Mamsell Wärmchens Kunst alle Ehre. Auch frische Gurken und junge Kartoffeln gab es aus den Treibkästen. Prinzessin Karoline begeisterte sich an der Nachricht, daß Hilde es war, die nicht nur das Menü zusammengestellt, sondern auch die Gänse gezüchtet und die Oberleitung über die Treibkästen besorgt habe. Es war die Rede davon, daß man der Prinzessin ein kleines Schlößchen mit einem schönen Garten und Gewächshäusern, das die fürstliche Familie in einer der kleinen zierlichen Harzstädte besaß, zum ständigen Aufenthalt einräumen wolle. Prinzessin Karoline betrachtete dies ungefähr wie eine Verbannung nach Sibirien. Plötzlich aber begann sie die Sache ‚nett, sehr nett,' zu finden und berauschte sich wie ein kleines Mädchen, das ein neues Fräulein bekommt, an den gärtnerischen und landwirtschaftlichen Taten, die sie dort mit ihrer Hofdame zusammen ausführen wollte. Ja, Hühner, Gänse und Fasanen wollte sie ziehen. Sie schlug auch Kiebitze vor wegen der guten Kiebitzeier, wurde aber unter diskretem Gelächter der Tafelrunde belehrt, daß diese Vögel nur in der Freiheit der Moore und Heiden Norddeutschlands zu gedeihen vermöchten. Prinzessin Karoline ließ sich solche kleinen Zurechtweisungen gutmütig gefallen. Sie pflegte zu sagen, daß sie kein Gewicht darauf lege, für eine von den

modernen gelehrten Frauen gehalten zu werden, die in der Naturwiſſenſchaft wie in der Geographie Beſcheid wiſſen müßten. Sie brachte ſo viel Friſche und Luſtigkeit in die Unterhaltung, daß ſie darüber nicht bemerkte, wie wenig und wie zerſtreut ihre Gaſtgeber eigentlich daran teilnahmen. Sie fragte nach Auguſts Verbleib und hörte, daß er ſich in dringenden Geſchäften habe entfernen müſſen. Sie fragte auch nach Nachrichten von dem fernen Amerikaner, worauf plötzlich ein unbehagliches, ja erſchreckendes Schweigen am Tiſch entſtand.

Prinzeſſin Karoline blickte durch ihre Schildpattlorgnette rings um ſich her und fragte: „Ich habe doch wohl nicht eine Dummheit geſagt?“ und dann beugte ſie ſich zu Trinette vor, die ihr gegenüberſaß, und flüſterte hörbar: „Der junge Mann iſt doch nicht etwa krank oder gar geſtorben?“

„Nein, Gott ſei Dank, nein,“ antwortete ihr Roſegarten mit einem etwas tiefern Atemzug, „aber Freude macht er uns auch nicht. Man muß die Dinge nehmen, wie ſie kommen, ja, das Leben iſt einmal putzwunderlich. Es wird wohl Zeit, daß man ſich zu ſeinen Vätern in die Gruft legt!“

Die Prinzeſſin ſtieß einen kleinen Entſetzensſchrei aus. „Um Gottes willen, cher ami!“ rief ſie, und die Schildpattlorgnette fiel klirrend in ihren Schoß, „reden Sie doch nicht ſolche abſcheulichen Dinge! Sterben — krank ſein — alt werden . . . gar nicht

nett, gar nicht nett! Denke nicht gern daran! ... Jugend hat keine Tugend. Der Herr Sohn wird ein wenig leichtſinnig geweſen ſein — eh bien — die Leichtſinnigſten ſind die Liebenswerteſten. Erinnere mich ſeiner als Page: ſcharmanter Junge!“

„Wir dürfen wohl unſern Maßſtab nicht an jene Exiſtenzen dort drüben legen,“ miſchte ſich der blonde Kammerherr, der die Prinzeſſin begleitet hatte, ins Geſpräch, „es verrücken ſich ja jetzt auch bei uns die Anſchauungen über die Gebiete, die dem Edelmann zur Verwendung ſeiner Kraft zuſtehen, um ein bedeutendes.“

„Ja, ja,“ gab Koſegarten zu und faßte ſeinen grauen Bart mit der knochigen Hand, als müßte er dort irgendwo eine Stütze ſuchen, „das meint Auguſt auch. Ich weiß nicht, was man dazu ſagen ſoll. Mögen die Jungen ihr Heil verſuchen ... Daß mit der Landwirtſchaft nichts mehr anzufangen iſt — das haben wir Alten ja ſchon, Schockſchwerenot — zum Deibel nicht noch einmal — genugſam erfahren!“

„Hoheit äußerten ſich neulich intereſſiert,“ begann der Kammerherr vorſichtig, „zu erfahren, welche Art von induſtriellem Unternehmen Ihr Sohn Auguſt nun auf Rauſchenrode eröffnen wird?“

„Ach ja, koloſſal intereſſant,“ rief die Prinzeſſin, „Induſtrie iſt Trumpf, meint mein Bruder, der Herzog!“

Koſegarten ließ ſeine blauen, bekümmerten Augen

auf ihr weilen. „Zu einem induſtriellen Unternehmen gehört bekanntlich Geld," bemerkte er, „und wo Auguſt das hernehmen ſoll, iſt mir ſchleierhaft. Aber das iſt ja ſeine Sache, ich miſche mich da nicht ein!"

„Geld . . ." ſeufzte die Prinzeſſin, „das iſt ein ſo ſchreckliches Wort! Vraiment, lieber Koſegarten, ich haſſe dieſes Wort! Es ſtört und hindert mich immerfort zu tun, was ich möchte."

Koſegarten lachte und ſchlug mit der Hand auf den Tiſch. „Ein verfluchtes Wort! Wiſſen Hoheit, daß es heutzutage geradezu unanſtändig, pöbelhaft iſt, Geld zu haben!"

Und nun lachten ſie beide, und die Prinzeſſin rief: „Süperbe! Unanſtändig iſt es, Geld zu haben! Das ſage ich auch! — Mein lieber Koſegarten, wir verſtehen uns noch ebenſogut wie vor zwanzig Jahren, als wir Walzer miteinander tanzten!"

„Man iſt alt, ſteif und faul geworden," ſagte Koſegarten reſigniert. „Aber Hoheit haben ſich gehalten . . . dieſe Augen —"

„Na ja, die Augen . . ." fiel die Prinzeſſin ein, „aber was tue ich mit den Augen allein! Eine arme, alte, fette, ſitzengebliebene Prinzeſſin! Gar nicht nett, lieber Koſegarten, gar nicht nett! Reden wir von etwas anderm, reden wir von der Jugend! Womit hat denn Ihr Sohn in Amerika eigentlich ſein Glück gemacht?"

Die Frage kam so überraschend, daß sie Kosegarten förmlich verblüffte und er im Augenblick keine Antwort wußte. Er zog die Brauen hoch, blickte die Prinzessin verwirrt an und brummte unsicher: „Glück gemacht? Na, das ist nu solche Sache!“

Trinette aber vergaß in diesem Augenblick ihre höfische Gewandtheit nicht. Sie beugte sich vor und sagte ruhig, würdig, ja sogar etwas obenhin, wie man von selbstverständlichen Dingen spricht: „Mein Neffe hat leider große Verluste in seinem Geschäft erleiden müssen, politische Konstellationen, die dort drüben ja immer in den Handel mit hinein spielen. Aber, Gott sei Dank, er ist momentan ganz wieder auf der Höhe . . . Wir haben die Aussicht, ihn in kurzer Zeit hier zu einem flüchtigen Besuch bei seinen Eltern zu erwarten.“

„Nein, was Sie sagen!“ rief die Prinzessin begeistert und schlug die kleinen, weißen Händchen wie ein Kind zusammen. „Meine liebe Frau von Kosegarten, warum haben Sie mir das nicht längst erzählt? — Das ist ja eine große Freude für Sie!“

Frau von Kosegarten bekam nasse Augen. Ein wehmütiges Lächeln, das nicht gerade nach Freude aussah, glitt über ihr gutes Gesicht.

„Ich verstehe,“ sagte die Prinzessin weich und herzlich. „Erinnerungen . . . Müssen überwunden werden! Vergessen sich vor der Gegenwart! Was führt ihn denn nach der Heimat?“

Beide Eltern wagten nicht zu antworten und ſahen erwartungsvoll auf Tante Trinette mit ihrer Weltgewandtheit. Sie erhob den Kopf, reckte den Hals lang und dünn aus dem vergilbten Pointkragen, und indem ſie mit einem umfaſſenden Blick alle Anweſenden gleichſam unter ihre eigene Anſchauung der Dinge beugte, ſagte ſie langſam: „Mein Neffe hat neue Geſchäftsverbindungen in Deutſchland angeknüpft. Er hat Kohlenlieferungen für den ‚Norddeutſchen Lloyd‘ übernommen. Hoheit entſinnen ſich . . . der ‚Norddeutſche Lloyd‘ — ſehr protegiert von Majeſtät!“

„Kohlenlieferungen . . .“ wiederholte die Prinzeſſin, durch das feierliche Weſen Trinettens beinahe eingeſchüchtert, „wie intereſſant, wie zeitgemäß! Das iſt ja nett, ſehr nett!“ Sie überhörte den tiefen Seufzer, der Frau Marie entfuhr, und plauderte vergnüglich weiter: „Meine liebe Frau von Koſegarten, wenn Ihr Sohn hier iſt, wundern Sie ſich nicht, wenn ich Sie plötzlich überfalle und um eine Taſſe Tee bitte. Es muß ja höchſt ſpannend ſein, ihn erzählen zu hören! Als ich in Wien war, ſchilderte mir ein Afrikareiſender, wie er unter den Tatzen eines Löwen gelegen habe. Vielleicht war es nicht wahr, aber immerhin, der Mann verſtand Konverſation zu machen.“

Man erhob ſich und beſchloß, den Kaffee um des ſo hellen warmen Tags willen auf der Rampe vor dem Gartenſaal einzunehmen.

Prinzeſſin Karoline hatte kein Bedürfnis, länger zu ſitzen. Sie bewegte ſich, ihre kleine Mokkataſſe in der Hand, unaufhörlich zwiſchen der Rampe und dem Gartenſaal hin und her, bewunderte die Sammlung ſeltener Porzellane in den Eckſchränken und ſprach freundliche Worte zu Hilde.

„Ich glaube, wir haben manches Ähnliche miteinander,“ ſagte ſie und blickte ihr lächelnd in die Augen, „ich hoffe, wir werden uns gut verſtehen. Ich liebe die Steifheit durchaus nicht, mein liebes Kind. Geben Sie ſich ganz natürlich — menſchlich — ſchenken Sie mir Ihr Vertrauen!“

Hilde verneigte ſich errötend. Was ſollte ſie von dieſer kleinen Anrede halten? Sie hatte Tante Trinette energiſch geſagt, ſie werde nur unter der Bedingung die Hofdamenſtellung annehmen, daß man der Prinzeſſin jenes Vorkommnis in Langenrode nicht verſchweige. War dies die Antwort darauf?

Die Prinzeſſin nahm ihre Freundin Trinette unter den Arm. „Meine Beſte, ich habe noch nichts von dir gehabt, laß uns ein wenig gemütlich plaudern!“

Auf dieſen Wink zog ſich das Koſegartenſche Ehepaar mit den Begleitern der Prinzeſſin und Hilde aus Hörweite der Jugendfreundinnen zurück. Koſegarten bemüht ſich, das ältliche Hoffräulein und den blonden Kammerherrn durch lange, von manchem Kernwort gewürzte Jagdgeſchichten zu unterhalten. Marie wollte von Hilde hören, warum Mimi nicht

geblieben sei, und was dieser so eilige Aufbruch zu bedeuten habe. Hilde war spärlich und zurückhaltend in ihren Mitteilungen über die zwischen ihr und Mimi stattgefundenen Gespräche. Beunruhigt blickte sie zuweilen zu den Damen hinüber, die eifrig und mit gedämpften Stimmen ein augenscheinlich nicht gleichgültiges Thema verhandelten. Sie fühlte, daß sie selbst dieses Thema bildete.

Die Prinzessin äußerte sich liebenswürdig über das junge Mädchen. Sie sprach die Hoffnung aus, daß sie ihr die geliebte Trinette ersetzen und, wie diese einst, sich mit dem ihr von den herzoglichen Geschwistern ausgesetzten Nadelgelde gut einrichten werde.

„Aber da ist ein Punkt, meine Liebe, den ich nicht gern berühre, und den ich trotzdem erwähnen muß . . .“

Trinette senkte die Lider über ihre blassen und doch scharfen Augen.

„Hoheit?“ fragte sie abwartend.

„Ja, nun, ich sprach neulich gegen einige Herren die Absicht aus, mir deine Nichte zu attachieren. Die Herren lächelten, Trinette. Es ist nicht gut, wenn Herren bei dem Namen eines jungen Mädchens zu lächeln beginnen . . .“

„Ich bin ganz der Meinung von Hoheit,“ pflichtete ihr Trinette bei, „aber haben Hoheit noch nie die Klatschsucht an Fürstenhöfen — ich will ja nicht

ſagen kennen gelernt — aber doch beobachtet? Bis zu Hoheits reiner Höhe würde ja dieſer trübe Schlamm nie zu dringen wagen . . .“

Die Prinzeſſin kniff mit einer gaſſenjungenartigen Bewegung ihr linkes Auge zu und ſagte leichthin: „Der trübe Schlamm wagt manches, was man ihm nicht zugetraut hätte . . . übrigens habe ich mich erkundigt . . . man kann deiner Nichte nichts Tatſächſächliches nachſagen.“

Trinette hob die Lider wieder und beugte ſich ſo zärtlich, wie ihre ſteife Geſtalt es zuließ, zur Hoheit hinüber. „Wäre ich nicht von der Herzensreinheit meiner Nichte überzeugt,“ ſagte ſie eindringlich und ernſt, „wie würde ich ſie für den verantwortlichen Poſten einer Hofdame bei meiner geliebten Hoheit vorgeſchlagen haben? Der Neid in Langenrode über die Güte, die die hohen Herrſchaften unſerer Familie ſtets erwieſen haben, die Unbarmherzigkeit gewiſſer Damen . . . dadurch iſt das ganze Gerede verurſacht. Ich will zugeben, daß Hilde unvorſichtig war; ſie hat ſich von einem Manne den Hof machen laſſen, der wie Graf Keſſenbrock in dem Ruf eines Lebemannes ſtand. Ich bin der Anſicht, das hätte nicht ſein ſollen.“

Die Prinzeſſin ſchüttelte den Kopf und lachte. „Noch immer ſo ſtreng, meine Gute?“

„Ich bin nicht ſtreng in dieſem Falle,“ verteidigte ſich Trinette, „ich entſchuldige Hilde mit ihrer Ju-

gend, mit ihrer Unbeſchütztheit; ich war damals unglücklicherweiſe in Altheiligenberge. Meine Schwägerin, halb beſinnungslos durch den Schmerz des Abſchieds von ihrem Sohn, kümmerte ſich wenig oder gar nicht um das junge Mädchen. Es war Hildens Unſchuld, die ſie unvorſichtig ſein ließ."

In das rote, überpuderte Geſicht der Prinzeſſin ſchlich ſich ein weicher, gerührter Ausdruck.

„Das war hübſch ausgedrückt, Trinette," ſagte ſie leiſe mit einer wunderlichen Bewegtheit in der Stimme. Gleich darauf aber meinte ſie kühler und ein wenig ironiſch: „Es verſteht ſich von ſelbſt, daß die Liebeleien der jungen Mädchen von Stand immer unſchuldig ſind. Warum ſollte deine Nichte allein eine Ausnahme gemacht haben?"

„Ich kenne meine Nichte," verſicherte Trinette, „ſo gut, wie ich meine teure Hoheit zu kennen mich unterfange."

Da brach die Hoheit in ein unmotiviertes, helles Gelächter aus.

„Du kennſt mich, Trinette? Sehr gut! Sehr gut! Du kennſt mich wirklich durch und durch...? Nun, laſſen wir das! — Es iſt nur eine Fatalität zu bedenken: deine Nichte war damals im Haus des Oberforſtmeiſters von Leuchtenberg zu Beſuch. Soviel ich weiß, ſchickte Frau von Leuchtenberg die junge Roſegarten mit Proteſt nach Hauſe zurück, weil die Kammerjungfer oder der Burſche, oder —

que sais je — weil irgend jemand von den Leuten das Fräulein einmal im Stall bei den Pferden des Grafen getroffen haben ſoll. Mon Dieu, bei den Pferden . . .“

Die Prinzeſſin kicherte. Auch Trinette lachte ärgerlich.

„Graf Keſſenbrock hatte ja damals ſeinen Rennſtall längſt aufgegeben. Dies alles ſtimmt nicht im mindeſten. Es war die Zeit, wo der Graf bereits unter Kuratel geſtellt wurde,“ beteuerte ſie lebhaft.

Die Prinzeſſin legte ihre beiden Hände zuſammen, ſenkte den Kopf auf die Bruſt und blickte ihre alte Hofdame von unten herauf luſtig ſpöttiſch an. Sie ſah beinahe klug aus in dieſem Augenblick, die Prinzeſſin Karoline.

„Très bien, halten wir das feſt! Der Rennſtall des Grafen Keſſenbrock war bereits aufgelöſt. — Aber die Tatſache bleibt beſtehen: Frau von Leuchtenberg hat das junge Mädchen ihren Verwandten zurückgeſchickt, und Frau von Leuchtenberg iſt ſeit kurzem Oberhofmeiſterin bei meiner jungen Schwägerin. Das iſt ſehr, ſehr ſchade!“

„Hoheit ſind doch wohl in der Lage, ſich Ihre Hofdame nach eigenem Willen ausſuchen zu dürfen,“ bemerkte Trinette ſcharf und überredend.

„Ach,“ klagte die Prinzeſſin, „ich wäre wohl in der Lage, aber man redet mir doch ſehr viel dringender zu, die Gräfin Audorf zu engagieren . . .“

„Eine entſetzliche, verfettete Perſon die Audorf ... Unmöglich!“ rief Trinette empört. „Hoheit brauchen Jugend, Friſche, Munterkeit in Ihrer Umgebung!“

„Man gönnt es mir nicht, Trinette, man gönnt es mir nicht! O, meine Trinette, jene Wiener Tage! — Ich muß mich gegen die Dame mit meinem Bruder, dem Herzog, verbünden! Er mag die Fetten auch nicht. Und dann wünſcht er den Koſegartens auf dieſe Weiſe gefällig zu ſein.“

„Und in anderer Weiſe ...?“ warf Trinette lauernd ein.

„Iſt leider wenig Neigung vorhanden, meine Beſte!“

„O,“ rief Trinette, und ihr lederfarbenes Geſicht brachte es fertig, vor Erregung zu erröten, „das dürfen Hoheit mir nicht ſagen! Soll dieſes Gut, das ſechshundert Jahre in der Familie war, unter den Hammer kommen? Soll eine alte Familie, die ihrem Fürſtenhauſe ſo treu ergeben iſt, außer Landes gehen?“

Die Prinzeſſin wehte ſich mit dem Fächer, auf dem ein ſpaniſches Stiergefecht abgebildet war, Kühlung zu.

„Der Eßſaal in Naſſenſtein iſt neu hergerichtet, Weiß mit Gold. Nett, ſehr nett! Tiefe Ebbe in der herzoglichen Kaſſe. Und meine Schwägerin hat neuerdings die Anſchauung, es hindere den Verkehr mit adligen Familien des Landes, wenn ſie ihnen

Geld borge; ſie könne dann nicht mehr mit ihnen an dem gleichen Tiſch eſſen. Ich muß geſtehen, dieſe moderne Senſibilität iſt mir fremd. Ich könnte ruhig weiter mit meiner Schwägerin am ſelben Tiſch eſſen, wenn ſie mir aus meinen pekuniären Verlegenheiten geholfen hätte. Das ſind übertriebene Anſchauungen — gar nicht nett, gar nicht nett!“

Die Prinzeſſin erhob ſich aus dem niedrigen Lehnſtuhl, um ſich wieder ihren Gaſtgebern zuzuwenden. Trotz ihrer natürlichen Güte verſtand ſie es, in fürſtlicher Weiſe ein Geſpräch, das ihr unbequem wurde, zur rechten Zeit abzuſchneiden.

In dieſem Augenblick geſchah etwas ganz Unerwartetes.

Durch das geöffnete ſchmiedeeiſerne Tor brauſte fauchend und ſtampfend ein rotlackiertes Automobil, lenkte in elegantem Bogen um den Kiesplatz und hielt vor der Rampe.

„Mon Dieu, lieber Koſegarten,“ rief die Prinzeſſin freudig erregt, was bekommen Sie für mondainen Beſuch!“

„Das kann nur ein Käufer für Rauſchenrode ſein!“ entfuhr es Frau Marie, die ſich bisher faſt unhöflich ſtill verhalten hatte.

Eine gewiſſe Spannung ergriff die ganze Geſellſchaft.

Koſegarten näherte ſich der Freitreppe, die durch wenige Stufen die Verbindung zwiſchen ihm und

dieſem rätſelhaften Beſuch darſtellte. In dem Automobil erhob ſich ein Herr, den eine Schutzbrille, Lederkappe und Gummimantel gänzlich verhüllten. Seine und des Chauffeurs Kleider und überhaupt die ganze Maſchine waren von ſo dicken Staublagen bedeckt, daß man ſah, die Fahrt mußte weit geweſen ſein. Der Herr öffnete mit ſchnellem Griffe die Tür, ſprang im Augenblick, als das Automobil hielt, mit geſchicktem Satz hinaus, eilte die wenigen Stufen hinan, legte Koſegarten beide Hände auf die Schultern und ſagte mit einer Stimme, die allen plötzlich erſchütternd bekannt war: „Papa, ich darf doch wiederkommen?“

Obwohl Koſegarten darauf vorbereitet war, ſeinen Sohn am heutigen Tage noch wiederzuſehen, überwältigte ihn doch deſſen plötzliches Erſcheinen in dieſer unvorhergeſehenen Weiſe ſo ſehr, daß er nur verwirrt ſtammelte: „Junge, Junge, was ſoll man denn dazu ſagen?“

Marie ſtieß einen Ton zwiſchen Lachen und Schluchzen aus, wollte vorſtürzen, taumelte mit ausgeſtreckten Händen vor Freude ſchwindelnd hin und her und wurde von Fritzens kräftigen Armen aufgefangen. Er hielt ſie lange feſt umſchlungen und ſie hörte mit geſchloſſenen Augen in halber Ohnmacht an ihrem Ohr die leiſen, zärtlichen Worte, nach denen ſie ſich ſo viele Jahre geſehnt hatte.

Prinzeſſin Karoline aber ſaß in ihrem Lehnſtuhl,

die langſtielige Lorgnette vor den Augen wie in einem Theater, und rief begeiſtert: „Familienglück, nein, wie intereſſant! Nein, wie iſt das nett — ſehr nett!“ Es fehlte nicht viel, ſie hätte in die Hände geklatſcht und applaudiert.

Schottenmaier kam mit einer Eile, zu der er ſich ſonſt ſelten aufſchwang, aus dem Speiſeſaal herbeigeſtürzt. Fritz rief ihm entgegen: „Hallo, alter Kunde, kennſt du mich noch?! Nimm mir einmal das Ungetüm von Mantel ab!“

Auf dieſe Weiſe löſte ſich glücklich die beklommene Ergriffenheit des Augenblickes.

Fritz, der nun, ſeiner bergenden Hüllen entledigt, vor den Eltern ſtand, war eine Erſcheinung, die ſo wenig Tragiſches oder Sentimentales an ſich trug, daß ſie mit einem Schlage die Stimmung, mit der die Familie ſeinem Kommen entgegengeſehen hatte, völlig umwandelte. Dieſer ſchlanke, ſehnige Mann mit den etwas tiefliegenden Augen und dem ſchmalen, gebräunten, energiſchen Geſicht, dem der kurz über den Lippen verſchnittene Bart und ein gewiſſer Zug, der im Augenblick ſchwer zu erklären geweſen wäre, etwas entſchieden Amerikaniſches verliehen, machte keineswegs den Eindruck eines heruntergekommenen oder bedauernswürdigen Individuums. Der hellgraue Anzug brachte die Vorzüge ſeiner gut gewachſenen, magern Figur zu voller Geltung. In

der aparten Krawatte, den bunten Strümpfen und den eleganten, exotiſch geformten Halbſchuhen brachte er ſogar ein wenig von dem muntern Geckentum, das er einſt mit hinübergenommen hatte, unverdorben über den Ozean zurück. Seiner Mutter Auge hing mit liebevollſter Bewunderung an ihm, und während ſie immer wieder ſeinen Arm, ſeine Schulter ſtreichelte, ſanken von ihrem Herzen unendliche Laſten von Sorge und Gram wie linde tauender Schnee in ſich ſelbſt zuſammen.

Dem alten Herrn wandelte ſich die Bewegung zu einer Art komiſchen Zornes über die Aufregung und Verzweiflung dieſes ganzen Tags.

„Nun ſag mal, Kerl,“ ſchrie er den Sohn mit ſeiner wütendſten Stimme an, „was für eine Hundekomödie ſpielſt du uns eigentlich vor? Mutter weint ſich die Augen rot, ſieht dich verlumpt und verhungert im Straßengraben liegen, dabei flitzeſt du in dem Aufzuge eines kleinen Millionärs durchs Land! Schockſchwerenot, das iſt doch doll! Das braucht man ſich doch von ſeinen Kindern nicht gefallen zu laſſen!“ Dabei brach er in ein lautes, befriedigtes Lachen aus und mußte ſein Taſchentuch hervorziehen, um ſich die Augen zu trocknen.

Inzwiſchen hatten ſich die Begleiter der Prinzeſſin mit diskretem Geflüſter ihrer Herrin genaht: es ſei doch wohl an der Zeit, ſich zurückzuziehen und die Familie ihrer Wiederſehensfreude allein zu überlaſſen.

Die Hoheit aber rebellierte laut und energiſch: „Jetzt ſoll ich fortfahren, wo es hier ſo reizend iſt? Fällt mir nicht ein! So etwas hab' ich ja noch nie erlebt! Das iſt ja viel amüſanter als Ballett und Oper. Nein, liebe Frau von Roſegarten, nicht wahr, Sie ſchicken mich nicht fort? Ich will Sie auch gar nicht ſtören . . . Oder ſtöre ich Sie?“ wendete ſie ſich zu dem jungen Manne.

„Mich —?“ rief Fritz, „— o, mich ſtört ſo leicht niemand, wenn ich mich nicht ſtören laſſen will. Betrachten Sie nur ruhig dieſes fremdländiſche Gewächs noch ein wenig, wenn es Ihnen Freude macht.“

Die Prinzeſſin lachte plötzlich laut auf. Sie hatte gehört, daß Fritz den Vater fragte: „Wer iſt denn die fidele alte Dame?“

Fräulein Trinette erhob ſich entſetzt, eilte auf ihn zu und hauchte mahnend: „Um Gottes willen — es iſt ja die Prinzeſſin Karoline!“

„By Jove, Tante Trinette und ihre Hoheit!“ rief der Amerikaner fröhlich, „Kinder habt ihr die ganze Zeit hier beieinander geſeſſen? — Tante, du haſt dich konſerviert! Wie in Spiritus geſetzt! Na, nicht böſe ſein, ich habe die Salonmanieren ein bißchen vergeſſen. Hoheit müſſen ſchon entſchuldigen!“

„Ach — entſchuldigen!“ rief Prinzeſſin Karoline mit jugendlich ſtrahlenden Augen und reichte ihm

beide Hände, „ich bin ja begeistert, einfach begeistert! Und Sie waren auf den Goldfeldern, auf den Goldfeldern! Wenn man nur daran denkt!“

„Kupfer, Hoheit, es war nur Kupfer —“

„Stören Sie mir doch meine Illusionen nicht! Sie müssen mir alles genau erzählen, alles, hören Sie? Auch was man Damen sonst nicht erzählt, Sie müssen ganz vergessen, daß ich leider eine Prinzessin bin!“

„Aber gewiß, gern,“ rief Fritz munter. „Ich bin zu den unglaublichsten Jagdgeschichten bereit und verspreche, daß ich aufschneiden will wie ein alter Seebär. Nur . . . jetzt muß ich erst einmal meine Cousine Hilde und die ganze Bande begrüßen, die da hinter der Tür steht und sich nicht hereintraut. Also vorwärts!“

Es drang ein ganzer Strom von neugierig aufgeregten Leuten vom Flur in den Gartensaal. Von Mamsell Wärmchen an bis zu Zipperjahn und dem Hütejungen auf dem Hofe kamen sie angelaufen, den Sohn des Hauses zu begrüßen. Fritz schüttelte nach allen Seiten die Hände, klopfte die Schultern, kannte fast einen jeden wieder und erinnerte sich zum Entzücken der Leute an zahllose kleine Erlebnisse aus der Kinderzeit, die ihn mit diesem und dem besonders verbanden.

Prinzessin Karoline verschlang ihn fast mit den Augen. „Prachtvoller Kerl!“ murmelte sie selbstvergessen. „Diese Schenkel!“

„Ein kleiner Fuß iſt uns Familieneigentümlichkeit!“ fiel ihr Trinette eilig ins Wort.

Die Hofdame du jour zog wie in plötzlichem Schmerz die Schultern in die Höhe und flüſterte indigniert zu dem Kammerherrn. Es war wirklich hohe Zeit, daß man die Prinzeſſin entfernte. Sie wurde einmal wieder genant. Daß ſie es doch niemals lernte, ſich zu beherrſchen!

Nein, Fritz dankte für Mittagseſſen, er hatte ſich in Magdeburg verſorgt, aber eine Taſſe Kaffee nahm er gern, und Mamas hiſtoriſcher Napfkuchen, by Jove, der ſchmeckte noch genau wie vor elf Jahren. Er blickte umher und ſchüttelte den Kopf. „Alles noch an ſeinem alten Fleck, wie verzaubert ... Ja ... Heimat! Kurios, kurios ...“

Er öffnete die Tür zum Eßſaal, er trat an den Schrank mit dem alten Porzellan und betrachtete die Familienporträte über dem großen Sofa. Und dann kehrte er wieder, die Hände in den Hoſentaſchen, mit einem Schlüſſelbund und loſem Gelde klappernd, ſetzte ſich in den Kreis und begann zu erzählen, daß er von dem alten Chauſſeewärter Mähle, den er nach dem Wege gefragt, und der ihn wahrhaftig an der Stimme erkannt hätte, erfahren habe, Auguſt ſei nach dem Bahnhof, ihn zu empfangen. Da habe er den Alten hinterher geſchickt, und nun müſſe Auguſt ja wohl auch bald hier ſein.

„Und wo haſt du das Auto geſtohlen?“ fragte

Hilde, den Vetter neugierig und erfreut betrachtend.

Er ſah ſie nun eigentlich zum erſten Mal an. „Hallo, altes Mädel, immer noch ſtreitſüchtig? — Das mit dem Auto iſt eine eigene Geſchichte . . .“

„Erzählen, erzählen!“ rief die Prinzeſſin.

„Schade, Hoheit, es kommt nicht ein kleinwinziger Mord darin vor,“ meinte Fritz gemütlich und lehnte ſich ein wenig gegen ſeine Mutter, damit es ihr leichter wurde, ſeine Hand an ihre Wange zu drücken.

„Na, laß nur, Mutti,“ tröſtete er, „du ſiehſt ja, verhungert bin ich noch nicht!“

„Leicht iſt es nicht,“ begann Koſegarten, „ſich von deiner Lage einen klaren, richtigen Begriff zu machen.“

„Zugegeben,“ rief Fritz, „habe ſelber keinen! Eine Weile ſtand es ſchlimm genug . . . Man muß die Dinge nicht tragiſch nehmen.“

„Aber dann kam das Glück doch wieder,“ rief Prinzeſſin Karoline, die begierig zuhörte, „als Sie die Kohlenlieferungen für den ‚Norddeutſchen Lloyd‘ erhielten!“

„Kohlenlieferungen?“ fragte Fritz befremdet, während Hilde zu kichern begann und ſich das Tuch vors Geſicht hielt, um ihre unzeitige Fröhlichkeit zu unterdrücken.

„Von Kohlenlieferungen weiß ich nichts, das muß wohl ein Mißverſtändnis ſein.“

„Nein, nein, Ihre Tante hat es mir noch eben erzählt; seien Sie doch nicht so diskret, der ‚Norddeutsche Lloyd‘ ist doch etwas ganz Großartiges, Sie sehen, ich weiß schon Bescheid.“

Seine Mutter beugte sich zu Fritzens Ohr und flüsterte ihm einige Worte zu. Er brach in ein unbezwingliches, lautes, knabenhaftes Gelächter aus, er konnte sich gar nicht fassen vor Heiterkeit. „Tante Trinette, daran erkenne ich dich wieder! Diese Umschreibung ist ja unbezahlbar. Ich wollte, deine Phantasien hätten die Kraft, sich in Wirklichkeit umzusetzen, das wäre eine feine Sache. Aber sehen Sie, Hoheit, die Geschichte verhielt sich ganz anders. Und nun sollen Sie die Wirklichkeit hören. Es kann Ihnen gar nicht schaden, wenn Sie mal etwas davon erfahren, wie es in Wahrheit in der Welt zugeht.“

„Ich weiß nicht, ob das gerade nötig ist,“ begann Rosegarten unbehaglich.

Doch Fritz ließ sich nicht stören. Er fragte, ob er rauchen dürfe, zündete sich eine Zigarre an und sagte: „Ihr habt gewiß alle nicht begriffen, warum ich mit einem Mal durchaus nach Hause kommen wollte. Kann mir das gut vorstellen! Begreif' es übrigens selbst nicht. Wie das denn so geht. Kriegte plötzlich Heimweh, richtiges, sentimentales, deutsches Heimweh. Habe das oft beobachtet . . . hat man Erfolg, fragt man nichts nach solchen Gefühlen, hat

man Pech, da kriechen ſie an einen heran, aber eklig. Ihr mögt das nun glauben oder nicht. Aber ſo iſt es, und es hat mancher ſchon durchgemacht. Plötzlich kriegt man ſo Ideen, man könnte ſie einmal nicht mehr alle wiederfinden . . . Na, item, ich kam mit fünf Dollar in der Taſche in New-York an, und wie ich dir ſchrieb, Muttchen, ging ich zu ſo 'nem Kerl und ließ mich für das nächſte abgehende Schiff als Heizer werben. Seit der Zeit, wo ich in Panama bei dem verfluchten Kanal gearbeitet habe, kann ich ja eine ganze Portion Hitze vertragen. Alſo dachte ich: Zehn Tage, das wird ſchon auszuhalten ſein!"

„Als Heizer . . .!" wiederholte die Prinzeſſin halblaut mit angehaltenem Atem.

Der Kammerherr fand, der junge Mann habe doch etwas Unterſcheidungsvermögen eingebüßt für das, was man ſagt, und für das, was man anſtandshalber verſchweigt. Die Geſchichte konnte peinlich werden. Er räuſperte ſich ein paar Mal, wurde aber von Fritz nicht bemerkt, der unbefangen fortfuhr: „Am andern Morgen ſollte ich mich einſchiffen, abends trete ich in eine Bar, um einen drink zu nehmen. Na, first rate war er nicht, das könnt ihr euch wohl denken. Ein paar Leute pokerten. Ich dachte: Ob du mit den fünf Dollar aufs Schiff kommſt oder ohne ſie, iſt ſchließlich gleich! Tat mit — gewann — gewann wie ein Narr . . . Kurz, es

reichte zu einem Billett erſter Klaſſe und zu dieſem Anzug! Iſt aber auch mein einziger!"

„O, ſolch ein Leben! Berauſchend, einfach berauſchend!" rief die Prinzeſſin.

Herr und Frau von Koſegarten waren weniger begeiſtert.

Marie flüſterte zaghaft: „Aber, Fritzchen, Haſardſpiel, das war doch nicht recht."

Fritz ergriff ſeine Mutter beim Kopf und küßte ſie. „Du gutes, goldenes Mamachen! Gefalle ich dir nicht beſſer ſo als mit ſchwarzen Pfoten?!"

Koſegarten ſtieß unbeſtimmte Töne aus, er knurrte wie ein verdrießlicher Jagdhund und machte einen gewaltigen Rauch mit ſeiner Zigarre.

„Und das Auto?" fragte Hilde, um über die fatale Stimmung hinwegzuhelfen. „Du biſt uns das Auto noch ſchuldig, Fritz."

„Ach ſo, die Maſchine . . . Na — da traf ich einen fellow auf Deck, der die Dinger drüben importiert. Man ging im Mondſchein ſpazieren, dabei hab' ich mit ihm abgemacht, daß ich die Agentur für die Vereinigten Staaten übernehme. Ganz gute Sache. Na — nu fahr ich Probe mit der Marke, das iſt alles — ganz unromantiſch, Couſinchen."

„Und der Mann hat dir das teure Ding gleich ſo anvertraut?" fragte Koſegarten bedenklich.

„Aber, Papa," ſagte Fritz lächelnd, „wenn er mir doch die ganze Agentur und den Verkauf anvertraut?"

„Ja, das verſtehe ich eben nicht,“ murrte der Alte. „Ich hätte es nicht getan!“ Er ſtand auf und ging in wundernden Gedanken auf der Rampe hin und her. „Ich verſtehe das alles nicht, Fritz. Nur eins ſcheint mir ganz ſicher: ein Leichtfuß warſt du, ein Leichtfuß biſt du, ein Leichtfuß wirſt du immer bleiben!“

Fritz ſchob die Zigarre in den linken Mundwinkel und blickte ſeinen Vater vergnüglich von der Seite an. „Das hoffe ich, Papa, das hoffe ich von Herzen!“

Auguſt und Mimi verlebten ſchwere Warteſtunden auf dem kleinen, ſtillen Bahnhof. Jeder Bedienſtete kannte ſie dort, jeder beobachtete ſie, denn man zerbrach ſich ſchon ſeit einiger Zeit in der Gegend die Köpfe darüber, ob der junge Roſegarten das Fräulein von Rahlen auf Niedernrode heiraten werde, und was der Grund ſein mochte, warum es nicht ſchon längſt geſchehen war.

Mimi trank zwei Taſſen des abſcheulichen Kaffees, den die Bahnhofswirtin zu brauen pflegte. Auguſt rauchte mehrere Zigarren. Sie ſaßen vor dem kleinen Backſteinhaus und blickten die Bahngleiſe hinauf und hinunter, ſie gingen auch wohl ein wenig hin und her, aber ſie ſprachen kaum noch miteinander. Sie hatten ſich plötzlich zu tief gegenſeitig in die Herzen geſchaut, und ſie, die einander kannten von früheſter

Kindheit an, waren ſich dadurch mit einem Male fremd geworden. Nachdem Mimi auf dem Bahnhof erſchienen war, hatte Auguſt ſie ärgerlich zu überreden verſucht, nach Haus zu reiten und ihm die Ordnung der Angelegenheit zu überlaſſen. Als er ſah, wie ſie ihm mißtraute, erbitterte ihn dies ſo ſehr, daß er kaum noch ein gleichgültiges Wort an ſie zu richten vermochte. Er ſah mit Schrecken, wie ſtark ſeine Hoffnungen, ihr Herz doch noch zu erringen, geblieben waren. Um dieſe Hoffnungen endgültig in ſich zu erſticken und über den Zuſtand dumpfen Leids, in dem er ſich augenblicklich befand, hinwegzukommen, fragte er ſich zornig, ob er ſie überhaupt je geliebt habe, ob es doch nicht im letzten Grund ihr Vermögen geweſen ſei, wodurch ihm der Gedanke einer Heirat ſo lieb und wichtig geworden ſei. Das leiſe, ſchwärmeriſche Lächeln und der ferne, träumende Blick ihrer Augen machten ihm ihr Geſicht beinahe widerlich. Schließlich würde es ihn gleichgültig laſſen, ſagte er ſich, wenn es ihr nun einmal gefiele, ſich wegzuwerfen. Er hatte Fritz nur dankbar zu ſein, daß die Sache auf dieſe Weiſe ein ſchnelles Ende nehmen würde. Er hatte ihr in den letzten Monaten ſchon viel zu viel Zeit und Gedanken gewidmet und dadurch entſchieden den klaren Uberblick über ſeine ſonſtigen Zukunftspläne verloren. Er würde nun energiſch verſuchen, eine vorteilhafte Stellung zu finden, am beſten in Süddeutſchland oder in Öſter-

reich, wo ſich dann öftere Beſuche in die Heimat durch die weite Entfernung verboten.

Mimi ſchwelgte in Vorſtellungen von dem Wiederſehen mit Fritz. Es iſt wahr, er hatte ihr nach ſeiner Abreiſe von Europa nur noch zwei- oder dreimal geſchrieben und in dem letzten Brief ausgeſprochen: da vorläufig an eine Verbindung zwiſchen ihnen beiden doch nicht zu denken ſei, wäre es beſſer, ſie gäben einander die Freiheit. Aber er hatte ſie ſpäter hin und wieder durch ſeine Mutter grüßen laſſen, und ſie konnte es ſich nicht anders vorſtellen, als daß ſeine Rückkehr irgendwie mit den Gedanken an ſie ſelbſt verknüpft ſein müſſe. Und doch . . . ſo kühn ſie ihre Träume ſchweifen ließ, ſie konnte ſich kein Bild davon machen, was ſie zueinander ſprechen, wie ſie ſich wieder zueinander finden würden. Das grämte und bedrückte ſie. Gewiß, ſie würde in dieſem Fall den Anfang machen müſſen, ſie war gezwungen, gegen Brauch und Herkommen hier die Handelnde zu ſein. Und ein entzücktes Bangen vor allem Ungewöhnlichen, das auf ihrem Schickſalswege jedenfalls von ihr gefordert werden würde, gab dieſen Warteſtunden für das Mädchen einen ſeltenen, betörenden Reiz.

Der Zwölfuhrzug war vorübergefahren, ohne Fritz zu bringen. Dann kam der alte Mähle mit der Botſchaft von dem Erwarteten.

Dies veränderte nun gleich alle Phantaſiebilder,

die Mimis Hirn geboren hatte, und sie sowohl als August kamen sich, während sie heimritten, lächerlich und überflüssig vor. August stellte bei sich selbst mit einer wunderlichen Befriedigung fest, daß Mimi nach der rosenroten Erregung, die sie bisher durchglüht und verschönt hatte, blaß, abgespannt und beinahe kläglich verblüht aussah, wie es diesem zartblonden Mädchen leicht zu gehen pflegte. —

Die Prinzessin war endlich doch bewogen worden, ihren Besuch zu beenden, der Wagen stand vor der Tür, und man war im Aufbruch und Abschiednehmen begriffen, als August und Mimi in den Gartensaal traten. Fritz wollte soeben der Hoheit den Staubmantel umlegen, er drehte der Tür den Rücken. Mimi hörte seine helle, fröhliche Stimme, und es wurde ihr schwindelig und schwarz vor Augen, als sollte sie ohnmächtig werden.

„Da ist Ihr Bruder, Herr von Kosegarten,“ rief die Prinzessin.

Fritz wendete sich hastig um, sprang mit einem Satz auf August zu und wollte ihm beide Hände schütteln, hielt aber inne vor der kühlen und zurückhaltenden Gebärde des andern. Die Brüder blickten sich scharf ins Auge, dann hob August schwerfällig die Hand und streckte sie dem Heimgekehrten entgegen.

Fritz schüttelte sie, gutmütig und lachend.

„Hallo, alter Kunde, beruhige dein Gemüt,“ sagte

er gelaſſen, „ich habe nur einen kurzen Beſuch im Sinn.“

„O nein, nein, Herr von Roſegarten, Sie müſſen ſehr lange bleiben!“ Mimi rief es, dunkel errötend und zugleich nicht begreifend, warum ſie den Jugendgeſpielen und Frühgeliebten plötzlich mit ‚Sie‘ und ‚Herr von Roſegarten‘ anredete.

Fritz verbeugte ſich leicht. „Verzeihen Sie, meine Gnädige,“ ſagte er konventionell und zerſtreut, „es tauchen ſo viel neue und alte Geſichter um einen hier auf, daß man ſchließlich doch verwirrt wird. Laſſen Sie mich einen Augenblick nachdenken!“

Die Tränen ſchoſſen ihr ins Auge. „Das iſt ja auch ſo natürlich,“ ſtammelte ſie bedrückt, und nun erkannte er ſie plötzlich und rief herzlich: „Nein, Mimi, aber wo haſt du dein rundes Kindergeſicht gelaſſen?! — Du haſt dich ſehr verändert.“

„Du auch, Fritz,“ ſagte ſie leiſe, und ſeine Verſicherung, daß ſie darum doch ſchnell wieder gute Freunde werden wollten, glitt über ſie hin wie ein kalter, fremder Hauch.

Sechstes Kapitel

„Also den ersten ernsthaften Käufer hat Papa die Treppe hinuntergeworfen?“ Fritz blickte lächelnd und nachdenklich auf das glimmende Ende seiner Zigarre, während er mit der Mutter am Teich auf und nieder wandelte. „Das ist freilich eine merkwürdige Art, Geschäfte abzuschließen. Ich fürchte, weit wird der gute Papa mit diesem summarischen Verfahren nicht kommen. Ich wollte, er spräche einmal offen mit mir über seine Angelegenheiten. Erstens hat man doch einige Erfahrung in geschäftlichen Sachen bekommen, und zweitens meine ich, hätten August und ich als reichlich herangewachsene Männer auch ein gewisses Recht, mal einen Einblick in den wirklichen Zustand der Dinge zu tun.“

„Ach, Fritz,“ klagte Frau von Rosegarten, „komm nur Papa nicht mit solchen Forderungen, da wird er schrecklich böse. Glaubst du denn, ich selbst hätte auch nur eine Ahnung, wie unsere Verhältnisse liegen? Wir leben in den Tag hinein, das heißt, wir haben mal Geld und mal wieder keins. Nun hatte er so sehr darauf gehofft, der Herzog würde ihm helfen, aber daraus scheint ja auch nichts zu werden.“

Sie setzte sich auf die Gartenbank und strich seufzend mit ihren schönen Händen über den Morgenrock.

„Was wäre Papa damit geholfen, wenn der

Herzog einſpringen würde? Er wäre dann der Schuldner des Herzogs ſtatt irgend eines andern Mannes. Als anſtändiger Menſch müßte er ſeinem Landesherrn doch Zinſen zahlen ſo gut wie einem andern Gläubiger. Weißt du, Mama, ich glaube, Papa will nur nicht klar ſehen. Er fürchtet ſich, der Wahrheit ins Auge zu blicken. Er iſt alt geworden, ſehr alt. Ihr ſeht das nicht ſo wie jemand, der friſch in euren Kreis tritt. Es iſt fatal, daß auch mit Auguſt keine Verſtändigung möglich ſcheint. Er zeigt ſich mir ſo feindſelig, daß kaum an ihn heranzukommen iſt, und ich weiß doch wahrhaftig nicht, was ich ihm getan haben kann."

„Ach, Fritz," ſagte ſeine Mutter und machte ein ſchelmiſches Geſicht, „das könnte ich dir ſchon verraten."

„Nun?" fragte Fritz intereſſiert. „Ich wäre dir dankbar für einen Wink."

„Eiferſucht!" ſagte Frau Marie, „ſimple männliche Eiferſucht."

„Ah," machte Fritz überraſcht, „Hilde?"

„Aber geh doch," rief ſeine Mutter, „wo haſt du denn deine Augen? Hilde kommt doch nicht in Betracht."

„Ach ſo, hm . . .," ſagte Fritz nachdenklich, „ich finde ſie übrigens ſehr hübſch! Reizvoller als in der erſten Jugend! Etwas Verſchloſſenes, Überlegenes iſt in ihrem Geſicht, das unwillkürlich zur Enträtſelung lockt . . ."

„Ja, ſie iſt ein liebes, gutes Mädchen," antwortete Frau von Koſegarten verſtändnislos, „und uns wirklich treu ergeben. Ich wüßte gar nicht, was ich ohne Hilde anfangen ſollte. Aber ſie iſt doch ganz von uns abhängig und ſo blutarm."

„Ja ſo," meinte Fritz, „nun bin ich auf der richtigen Fährte . . . Nein, wenn Auguſt mir zutraut, daß ich als Mitgiftjäger hier auftreten will, dann irrt er ſich. Auf dieſem Gebiet ſind meine Anſchauungen doch zu ſehr amerikaniſch beeinflußt worden. Mimi war ja auch geſtern bei unſerm Beſuch in Niedernrode ſo unnahbar hoheitsvoll, wenn ich in ihre Nähe kam, daß ihn ihr Weſen allein ſchon völlig beruhigt haben könnte."

„Ja, Fritz, ich verſtand es auch nicht," ſagte Frau von Koſegarten und ſchüttelte den Kopf. „Wenn du die Freude von Mimi über deine Ankunft miterlebt hätteſt . . ."

„Ach, Mutti," bemerkte Fritz leichthin, pflückte eine Maiblume von dem Beet vor der Gartenbank und roch daran, „die Mädchen ſind wunderliche Geſchöpfe, man kennt ſich niemals bei ihnen aus. Alſo, wenn's weiter nichts iſt, da will ich ſchon mit Auguſt ins klare kommen. Wir müſſen Hand in Hand arbeiten, wenn wir etwas erreichen wollen. Nämlich, Mutti — um hier mit dir zu ſitzen, Kuchen zu eſſen und mich verziehen zu laſſen, ſo famos wie es iſt, dazu bin ich denn doch nicht nach Deutſchland gekommen."

„Na, wozu denn, mein Junge?“ fragte Marie erſtaunt und neugierig.

Fritz lachte vergnügt und blinzelte liſtig. „Das iſt vorläufig mein Geheimnis und darf einem kleinen neugierigen Mutterchen nicht verraten werden. Was meinſt du,“ fuhr er ſcherzhaft ablenkend fort, „wenn ich mir einen Vollbart ſtehen ließe? Ob Papa dann mehr Vertrauen zu der Würde meiner Perſönlichkeit bekäme?“

„Dummer Bengel!“ rief ſeine Mutter und blickte zärtlich in das ſchmale, magere und intelligente Geſicht. „Was dir nur immer einfällt! Aber weißt du, Fritzchen,“ fuhr ſie mütterlich beratſam fort, „die Geſchichte von dem Haſardſpiel in New-York hätteſt du nicht erzählen ſollen. Die hat nun Papa ſo mißtrauiſch gegen dich gemacht.“

Fritz ſtrich ſich mit der Hand übers Geſicht, eine Bewegung, die er liebte, und ſeine Mutter bemerkte dabei wieder mit erneuter Genugtuung, daß ſeine Hände noch immer ſo ſorgfältig gepflegt waren wie in ſeiner Leutnantszeit.

„Wenn ich mehr als fünf Dollar in der Taſche habe,“ ſagte er obenhin, „ſo weiß ich ſchon etwas Beſſeres damit anzufangen, als zu pokern. Das Spiel mit dem Leben hat auch ſeine Reize, Mutter. Das kannſt du mir glauben . . . Nun, dieſe Unterredung war mir ſehr wichtig. Ich danke dir, Muttchen, du biſt eine kluge Frau!“ Er küßte ihr liebevoll

die Hand. „Es bleibt doch dabei, daß wir morgen abend meinen Geburtstag mit einer Maibowle im Rauſchengrund feiern?“

Sie hatten ſich erhoben und ſchlenderten langſam dem Schloß entgegen. Frau Marie machte einige Bedenken geltend. Sie wollte ja ſo gern, aber der alte Pavillon im Rauſchengrund war zerfallen und vernachläſſigt, und der Weg vom Schloß zum Wald war ſteil und beſchwerlich. Sie war lange nicht hinaufgekommen. Ihre ſteifen Kniee wollten es nicht mehr ſchaffen, und Papa war ſo gar nicht in der Stimmung, er hatte heute morgen einen entſetzlichen Ärger gehabt. Fritz drang in ſie, einmal indiskret zu ſein und ihm zu berichten, was es gegeben habe. Sie handle in des Vaters eigenem Nutzen.

So ließ ſie ſich denn bewegen und erzählte dem Sohn, der fürchterliche Kerl, den Papa hinausgeworfen habe, ſei, um ſich zu rächen, mit Papas Hauptgläubiger in Verbindung getreten, und heute habe er ihm mitgeteilt, daß der Gläubiger die bedeutende erſte Hypothek auf Rauſchenrode an dieſen Mann verkauft habe. Fritz, der ſehr aufmerkſam zugehört hatte, meinte, dies ſei nun wohl eine ſehr weibliche Auffaſſung der Sache, denn aus Rache pflegten Kapitaliſten ſelten Hypotheken aufzukaufen. Dem Manne ſcheine ja ſehr viel an Rauſchenrode gelegen, und es ſei wohl wert, daß man ihm noch einmal näher auf den Zahn fühle.

„Das iſt ganz unmöglich!“ rief Frau Marie entſetzt. „Du haſt keine Ahnung, wie unverſchämt ſich dieſer Kerl hier betrug. Es fehlte nicht viel, und er hätte ſich zu mir aufs Sofa geſetzt. Übrigens war ſein Vater ein notoriſcher Betrüger und Dieb. Der Sohn wird wohl auch nichts Beſſeres ſein!“

„Woher weißt du ſo gut Beſcheid über ſeine Abſtammung?“ fragte Fritz.

„Gott, es iſt doch der Sohn von dem Rechnungsführer Debberitz, den Papa entließ, und der uns jahrelang ſchamlos beſtohlen hatte. Wenn Papa ihn nur damals der Polizei übergeben hätte, dann würde der Sohn ſich nicht wieder in unſere Nähe wagen. Aber nun tritt er hier auf wie der Großmogul.“

„Thete — Thete Debberitz! Mein alter Kamerad?“ rief Fritz, ziemlich ungerührt von ſeiner Mutter Empörung. „Das intereſſiert mich ja koloſſal! Alſo der Kerl hat Glück gehabt, wie mir ſcheint, mehr als ich. Nun, nach dem muß ich mich gleich einmal näher erkundigen!“

Fritz begleitete ſeine Mutter ins Haus zurück und ging dann, gemächlich einen amerikaniſchen Gaſſenhauer pfeifend, ins Dorf hinunter, wo die Kinder ihm in hellen Haufen nachliefen und die Alten vor die Tür traten, um ihn vorüberwandern zu ſehen.

Er liebte dieſe Streifereien durch die Gegend. Er führte bei ſolchen Gelegenheiten lange Geſpräche mit Förſtern, Bauern, Tagelöhnern und Händlern. Er kehrte auch wohl abends noch eine Stunde in Schäfers Gaſthof ein, ſpielte einen Skat mit dem Schulzen, dem Paſtor und Apotheker und begeiſterte die Männer durch die gewagteſten exotiſchen Anekdoten. Die Seinen wunderten ſich oft und fühlten ſich verletzt, daß er ihnen ſo wenig von ſeinem Tage widmete und auch ſo oft des Abends dem Familienkreis fernblieb. Er fühlte nichts mehr in ſich vom Edelmann oder Schloßherrn, der die Diſtanz zwiſchen ſich und dem Dorfe wahren mußte. Auguſt wurde von ihm ausgelacht, als er ihn darauf hinzuweiſen verſuchte, daß er auf dieſe Weiſe die Autorität der Herrſchaft untergraben würde.

„Gott ſei Dank bin ich nicht mehr Herrſchaft,“ rief er mit ſeiner unzerſtörbaren guten Laune. „Aber ich erfahre von den Leuten eine ganze Menge wiſſenswerter Dinge, während du, mein edler Techniker, wie eine Märchenprinzeſſin in einem verzauberten Turme ſitzeſt und auf das Glück warteſt, das dir in Geſtalt einer Taube, die eine Wünſchelrute im Schnabel hält, durchs Fenſter geflogen kommen ſoll.“

Für ſolchen Spott beſaß Auguſt wenig Verſtändnis, und es gehörte Fritzens Gelaſſenheit dazu, damit nicht jedes Geſpräch unter den Brüdern in offenen Streit ausartete.

Auf die Maibowle und das feſtliche Abendeſſen im Waldpavillon wollte Fritz nicht verzichten. Er fing beim Mittagstiſch wieder davon an.

„Meinen Geburtstag einmal zu feiern wie als Kind, darauf habe ich mich während der ganzen Überfahrt gefreut. Da waren drei alte Kerls, geriebene Hunde, ſmarte Geſchäftsleute, ſag ich euch — hatten was vor ſich gebracht — kamen nun auf ihre alten Tage noch einmal nach Deutſchland hinüber. Sie redeten ein ganz verfluchtes Yankeedeutſch. Aber wie die ausgepichten Halunken auf ihre Leibgerichte aus der Kinderzeit zu reden kamen, wurden ſie ganz gerührt und ſentimental. Es war köſtlich anzuhören, wenn ſie auf Deck beieinander ſaßen und Whisky und Soda tranken und nun alte, vergeſſene Geſchichten von Zuhauſe hervorholten, an die ſie gewiß zwanzig oder dreißig Jahre nicht mehr gedacht hatten, und ſich ſtritten, ob Eisbein mit Sauerkraut oder Spätzle mit Semmelbröſeln den höchſten Genuß auf dieſer Erde bildeten. Und wie die Hamburger Küſte in Sicht kam, da tanzten ſie einen Cakewalk vor Freude. Wir haben alle über ſie gelacht, und dabei war's uns doch auch verteufelt kurios ums Herz."

Er dachte einen Augenblick nach, während ſeine Mutter ſich die Augen wiſchte und Hilde ihn nachdenklich freundlich beobachtete.

„Wie bringen wir Mutti die Höhe hinauf? Das

iſt jetzt die Frage! — Hilde, ſteht der alte Fahrſtuhl von der Urgroßmutter nicht noch auf dem Boden? Weißt du, wir haben als Kinder immer Schlitten damit geſpielt!“

„Gewiß iſt der noch da,“ antwortete Hilde, „aber gänzlich unbenutzbar.“

„Da bringen wir ihn herunter und machen ihn eben wieder benutzbar, und dann fahre ich Mutti im Triumph den Heuberg hinauf. Was denkſt du, ich habe doch einmal ein ganzes halbes Jahr Getreideſäcke geſchleppt, da werde ich wohl ein altes Frauchen einen kleinen Harzberg hinaufſchieben können. Alſo morgen um fünf Uhr Rendezvous im Pavillon. Auguſt, du reiteſt nach Niedernrode hinüber, um uns Mimi zu holen. Papa vergißt ſeine Sorgen und freut ſich ſeines heimgekehrten Sohns. Wer weiß, ob mich nicht übermorgen ſchon ein Telegramm wieder nach New-York ruft, dann werdet ihr ſitzen und wehklagen, daß ihr meine werte Gegenwart nicht beſſer genoſſen habt. Zipperjahn, edler Knabe, bei deſſen Taufe ich mir den erſten Rauſch getrunken habe, was iſt jetzt die Uhr?“

Zipperjahn zog mit ſtrahlendem Geſicht ſeine goldene Uhr. Herr Fritz hatte — Zipperjahn konnte es immer noch nicht faſſen — die eigene Uhr mit Kette von der eigenen Weſte gelöſt und ihm übergeben, als er am Tage der Ankunft ihn an das alte Verſprechen zu mahnen wagte. Seitdem fragte jeder

im Haus von der gnädigen Frau bis zum Abwaschmädchen Zipperjahn, wo man ihm auch begegnen mochte, wieviel Uhr es sei. Es fand sich, daß es noch nicht Eins geschlagen hatte. Man aß für gewöhnlich nach ländlicher Sitte schon um zwölf Uhr zu Mittag. Cyprian und ein Gärtnerbursche wurden angewiesen, sich nach dem Rauschengrund zu begeben und den alten Pavillon zu lüften, zu reinigen und einigermaßen zum Empfang der Gäste herzurichten.

Fritz begab sich mit seiner Cousine auf den Boden, um nach dem alten Stuhl zu fahnden.

Es war ein ganzes Labyrinth von Gängen, Kammern und weiten Räumen, das sie durchwandern mußten, vollgestopft mit den abgebrauchten Erinnerungen mehrerer Generationen.

„Wie's hier heimatlich riecht," sagte Fritz, die Luft leicht durch die Nase ziehend, „so diese Mischung von Staub, Mottenpulver, altem Holzwerk und all den verschiedenen Lavendel-, Reseda- und Rosendüften, mit denen die Großmütter und Urgroßmütter hier ihre Brautkleider und die nicht mehr gebrauchte Kinderwäsche einzupacken pflegten. Weißt du, diesen wunderlichen Geruch alter Familienhäuser, den kannst du in ganz Amerika vergebens suchen. Als Junge berauschte er mich geradezu. Tausendmal war's uns verboten, hier oben zu spielen, und immer taten wir's wieder."

„Es war so geheimnisvoll erregend," sagte Hilde,

„zwiſchen den alten Möbeln und Bildern und Kiſten und Kaſten ſich zu verſtecken und ſich vorzuſtellen, daß man vielleicht nicht gefunden würde und die andern davonlaufen und zuſchließen möchten und man hier einmal die ganze Nacht verbringen müßte.“

„Nun, dann würde man ſich eben auf das alte Sofa hier gelegt haben und würde friedlich eingeſchlafen ſein!“

„Nein, nein, Fritz,“ ſagte Hilde mit einer ſeltſam erregten Stimme, „man würde nicht friedlich eingeſchlafen ſein! Man würde ängſtlich rufend zwiſchen all dem Gerümpel umhergeirrt ſein. Man würde bebend und zitternd auf das Geknisper und Geknasper der Mäuſe gehorcht haben und auf das Huſchen der Fledermäuſe. O, ich würde irrſinnig geworden ſein vor Entſetzen! Ich muß es mir immer in allen Einzelheiten ausmalen, wie das geweſen wäre.“

„Jetzt noch?“ fragte Fritz lächelnd. „Für ſolchen phantaſtiſchen Kindskopf hätte ich dich gar nicht gehalten, Hilde.“

„Jetzt noch!“ wiederholte ſie leiſe, und in ihren braunen Augen ſpiegelte ſich etwas von dem Schrecken des Kindes. „Zuweilen, wenn es mir unten zu tageshell iſt, ſteige ich hinauf in dieſe Dämmerung verlaſſener Erinnerungen und denke, wie wohl das innere Leben all dieſer Menſchen, die hier wertloſe Reſte ihrer Exiſtenz zurückgelaſſen haben, beſchaffen

geweſen ſein mag — ob es ihrem äußern Daſein glich oder einen troſtloſen und beängſtigenden Gegenſatz dazu bildete.“

„Das ſind kurioſe Gedanken und ganz ungeſund für ein junges Mädchen,“ ſagte Fritz, „aber das iſt es ja: ihr ſeid hier alle von zu viel Vergangenheit umgeben.“

Hilde atmete tief, ihr Vetter ſah mit einiger Verwunderung, wie ſie errötete, und wie ihr ausdrucksvoller Mund ſich leidend verzog.

„Wie können wir mit unſerer Vergangenheit fertig werden?“ fragte ſie mit einem Ernſt, der ſchwer in das leichte Geplauder fiel. „Freilich gäbe es ein Mittel, und das hat mir oft verlockend geſchienen . . .“

Fritz blickte das Mädchen aufmerkſam an.

„Du biſt nicht ſehr glücklich, Hilde! Öde genug mag es ja manchmal ſein, hier bei den alten Leuten zu ſitzen und ihre Klagen anzuhören; aber nun eröffnen ſich ja andere Ausſichten für dich, und als Hofdame wirſt du ſicher mehr vom Leben ſehen und dich beſſer unterhalten.“

Hilde zog die Brauen zuſammen. „Deine Ironie kannſt du dir im übrigen erſparen,“ ſagte ſie mit einem Male ſcharf und feindlich.

„Ich meinte das keineswegs ironiſch,“ verteidigte ſich Fritz, „ich ſuchte mich nur auf deinen Standpunkt zu ſtellen!“

„Und welches iſt mein Standpunkt?“

„Mein Gott, der eines deutſchen jungen Mädchens und einer vernünftigen Familientochter, womit ich nur ſagen will, daß du meinen Eltern wirklich die Tochter erſetzt haſt . . .“

„Man will mich dafür auch verſorgen — als Hofdame,“ murmelte ſie undeutlich.

Er ſah, wie ſich ihre Augen mit Tränen füllten.

„Ja, wenn dir der Plan keine Freude macht, warum gehſt du denn darauf ein?“

„Was bleibt mir anderes übrig,“ ſagte ſie gleichgültig. „Wenn Rauſchenrode verkauft iſt, werden deine Eltern in eine kleine Stadtwohnung ziehen; dort kann deine Mutter die Wirtſchaft ſelbſt verſorgen, und ich bin gänzlich überflüſſig.“

„Warum gehſt du nicht lieber nach Amerika? Dort findet ein ſo tüchtiger Menſch, wie du es doch biſt, ſicher ſein Brot.“

Hilde ſchüttelte den Kopf. „Das hätte ich vor zehn Jahren tun ſollen, damals war ich drauf und dran, an dich zu ſchreiben und dich zu bitten, mir zu helfen.“

„Warum haſt du es nicht getan?“

„Ich hatte keinen Mut. Und dann habe ich die entſetzliche Zeit hier durchgemacht und mich abgefunden, ſo gut es ging.“

„Welche entſetzliche Zeit?“

Hilde wurde ſehr rot. Sie hatte geglaubt, ihr Vetter ſei durch ſeine Mutter genau unterrichtet wor-

den über ihre Demütigung. Nun stieg ein bitterer Ärger in ihr auf, daß sie überhaupt mit dem Wort an jene Erlebnisse gerührt hatte. Was gingen sie ihn denn an?

„Laß die Vergangenheit schlafen!“ sagte sie heftig.

„Waren meine Eltern doch nicht so gut und lieb zu dir wie zu einem eigenen Kinde?“ fragte er.

„Ach — viel zu gut — in Liebe und Verzeihen bin ich eingewickelt, bis ich fast an der Dankbarkeit erstickte. Pfui . . . nein, das hätte ich nicht sagen sollen.“

„Warum nicht — ich kann mir das so gut vorstellen,“ meinte Fritz. „Vielleicht hättest du wirklich nicht im Hause bleiben sollen. Nun verstehe ich den Hofdamenplan auch besser . . .“

„Ach,“ rief Hilde mutlos, „heute bin ich viel zu müde und viel zu mürbe, um überhaupt noch etwas zu wollen. Ich lasse mich eben schieben, wohin das Schicksal mich schiebt. Ich bin nicht einmal hier oben in einem von den finstern Winkeln und Verliesen für immer verschwunden, wie ich's doch oft geträumt habe.“

„So arg war dir manchmal zumute?“

Sie nickte und schluckte ein wenig an Tränen, die sie nicht fließen lassen wollte.

„Ach, dummes Zeug,“ rief sie dann in einem völlig andern Tone, „glaub nicht daran . . . da drüben steht der Fahrstuhl, den wir suchen!“

Sie war Fritz dankbar, daß er nicht weiter auf das angeſchlagene Thema einging, ſondern einfach das alte Fahrgeſtell hervorzog und ſich eingehend mit ſeiner Mechanik beſchäftigte. Niemals hatte ſie einem Menſchen ſo viel von ſich verraten, ein unwiderſtehliches Verlangen, das faſt einer Begierde glich, der nicht zu widerſtehen war, hatte ſie getrieben; nun ſchämte ſie ſich über ſich ſelbſt. Fritz hatte einiges Handwerkszeug mit heraufgebracht, ſchraubte die Räder ab und arbeitete mit der Gewandtheit eines Vielerfahrenen daran, ſie wieder in Ordnung zu bringen. Er nahm Hildens Hilfe dabei unbefangen in Anſpruch. Allmählich begann er bei ſeiner Arbeit einen drolligen Niggerſong anzuſtimmen, und ihr wurde bei ſeiner ſelbſtverſtändlichen und gelaſſenen Heiterkeit auch wieder wohler ums Herz.

Siebentes Kapitel

Es war ein Frühling, wie die noch im Mai an rauhe Winde und Schneetreiben gewöhnten Harzer ihn selten zu sehen bekamen. Um so schwerer lastete auf dem alten Herrn der dumpfe Schmerz vor dem nahenden Abschied von seiner schönen Heimat und seiner Väter Haus. Denn trotzdem er sich innerlich gegen den Gedanken sträubte, so viel er konnte, sah er die Notwendigkeit des Abschieds doch immer deutlicher werden. Ohne sich darüber klar zu sein, hatte er im Herzen immerfort die stille Hoffnung gehegt, sein Ältester werde eines schönen Tages mit einem tüchtigen Batzen Geld aus der Fremde heimkehren, und er werde ihm dann Schloß und Gut übergeben können, sich mit Marie auf den linken Flügel beschränken, auf die Jagd gehen und die Sorgen der Wirtschaft getrost dem Jungen überlassen. Daß Fritzens Rückkunft diesen Traum endgültig zerstörte, konnte er ihm nicht verzeihen. Daher sein brummiges, knurriges, zorniges Wesen, nicht nur gegen den Sohn, sondern gegen die ganze Umgebung. Es war wirklich, wie Fritz mehrfach konstatieren mußte, kein vernünftiges Wort mit dem Vater zu reden. Fritz mußte die Erfahrung machen, daß die Kraft seiner Persönlichkeit und seiner klugen, scharfen Überredungskunst, die er Fremden gegenüber so oft siegreich hatte erproben dürfen, bei Vater und Bruder vollständig

versagte. Jene kurze Zeit leichtsinnigen Jugendübermuts, in der er, durch das Beispiel der Kameraden verlockt, es den übrigen im Regiment an Glanz und Luxus hatte gleichtun wollen, hatte eine Mauer von Vorurteilen zwischen ihm und seinem Vater aufgerichtet, die durch sein letztes geschäftliches Fiasko natürlich nicht ins Wanken gebracht, sondern nur erhöht werden konnte. Das Mißtrauen des alten Herrn lag fortwährend auf der Lauer.

Fritz war in der Tat nicht allein aus sentimentalen Gründen nach Haus gekommen. Seit er wußte, daß August vernünftig genug gewesen war, nicht nach den Traditionen seiner Väter Offizier oder Landwirt, sondern Techniker zu werden, ließ ihn der Gedanke nicht los, die Kräfte der heimatlichen Erde gemeinsam mit dem Bruder in irgend einem kühnen industriellen Unternehmen nutzbar zu machen. Warum besaß man denn auf eigenem heimatlichen Gebiet den Rauschenfall mit seiner ungewöhnlich starken Wasserkraft? Er mußte nur erst an Ort und Stelle die Verhältnisse und alle etwaigen Chancen eines Plans gründlich kennen lernen und durchdenken. Er fuhr und ritt sehr viel in der Gegend spazieren, besuchte alle benachbarten Landsitze, machte sogar der Prinzessin Karoline in Nassenstein seine Aufwartung und wurde von ihr aufs liebenswürdigste empfangen. Der Herzog erschien wie zufällig in den Gemächern seiner Schwester und unterhielt sich eine Weile huldvoll

mit dem heimgekehrten Amerikaner. Nach kaum vierzehn Tagen war Fritz ſich vollſtändig darüber klar, welchen Charakter das Unternehmen hier einzig tragen könne. Aber als er in einem längern ernſthaften Geſpräch Auguſt für ſeine Idee gewinnen wollte, die Waſſerkraft für ein Elektrizitätswerk auszunutzen, das bisher von Fremden noch wenig beſuchte Dörfchen Rauſchenrode durch die Gründung eines großartigen Sanatoriums mit der Welt in lebendige Verbindung zu bringen, ja, als er andeutete, es ſei nicht allzu ſchwierig, Rauſchenrode mit der Reſidenz Langenrode durch eine elektriſche Bahn zu verbinden, begegnete er bei ſeinem Bruder nur einem überlegenen Hohnlächeln, und ſein Plan wurde mit dem Wort ‚wüſte Yankeeſpekulation‘ kaum eines weitern Nachdenkens für wert gehalten. Fritz ſah bei dieſer Gelegenheit tief in ſeines Bruders Herz hinein und konnte beobachten, wie es doch trotz der bürgerlichen Berufswahl übervoll geblieben war von den Traditionen und Vorurteilen einer romantiſch ritterlichen, zeitfremden und durch tauſend wunderliche Hemmungen beſchränkten Geſinnungsart. Er ſah, daß es viel ſchwerere und längere Arbeit koſten würde, als er erwartet hatte, um hier geeigneten Boden zu ſchaffen. Aber natürlich fiel es ihm nicht ein, deshalb auf ſeine Pläne zu verzichten oder ſie auch nur in Gedanken zu beſchränken.

Fräulein Trinette kehrte am nächsten Morgen in höchst erregtem Zustande von ihrem Spaziergang im Parke heim. Sie schwang mit kriegerischen Bewegungen eine festverkorkte Flasche, in der etwas Lebendiges zu krabbeln schien, trat auf ihren Bruder zu und rief empört: „Ich hoffe, Friedrich, du wirst auf deinem eigenen Grund und Boden deine Schwester vor Beleidigungen zu schützen wissen! Wo nicht, so will ich dir nur sagen, daß ich beabsichtige, mit dem nächsten Zug nach Altheiligenberge zurückzukehren.“

Fritz schmunzelte bei diesem Wutausbruch der Tante vergnügt zu seiner Mutter hinüber, aber diese bewegte als Antwort nur leise zweifelnd das Haupt. Sie wußte, wie wenig ernst zu nehmen solche Drohungen ihrer Schwägerin waren, ehe sie die ihr ärztlich vorgeschriebene Quantität Karlsbader Brunnens geschluckt hatte.

„Denkt nur, ihr Lieben,“ rief das alte Fräulein empört, indem sie ihre Flasche mit dem ängstlichen Gewimmel kleiner Lebewesen darin leidenschaftlich und zornig schüttelte, „was mir begegnet ist! Ich sitze friedvoll an der Wiese unter der großen Tanne, da wo der Wald beginnt, und bin im Begriff, mir einige Ameisen zu fangen . . . Ich halte viel von Ameisenspiritus gegen Rheuma und Reißen. Diese guten, alten Mittel sind so viel wirkungsvoller als all das teuere Zeug, das in den Zeitungen angepriesen wird, und Gott schenkt uns die nützlichen Tierchen ganz

umſonſt . . . Ich habe alſo mein Fläſchchen auf den Weg gelegt, wo die kleine Karawane hinüberſpaziert, und bewundere die Klugheit der Tiere, die trotz der ſüßen Lockſpeiſe von Bierhefe und Zucker in der Flaſche die Gefahr zu ahnen ſcheinen und enthaltſam über das Hindernis hinwegklettern. Eine Menge gieriger Genüßlinge gab's aber doch unter ihnen, und ſo war ich ganz zufrieden mit meinem Fange — da ſagt plötzlich eine grobe Stimme neben mir: ‚Freilein von Koſegarten, wenn Sie Ameiſen fangen wollen, denn kommen Sie man mit in den Wald! Da weeß ich 'nen jroßen Haufen . . .' Nun, was ſagt ihr dazu? Empörend, nicht wahr?"

„Aber, Tante," rief Hilde lachend, „der Mann wollte dir doch augenſcheinlich nur gefällig ſein."

„Gefällig?" fragte Tante Trinette, „ich wundere mich, daß du die Beleidigung in dieſer ungenierten Anrede nicht fühlſt! Wozu fordert ein Mann eine Dame auf, ihm in den Wald zu folgen? Moraliſche und ſittliche Abſichten leiten ihn dabei keinesfalls! Ich habe dir immer geſagt, Friedrich, du ſollſt den Park für das Publikum ſchließen. Der Mann hatte entſchieden etwas Bedrohliches."

„Hat er dich angebettelt?" fragte Koſegarten.

„Nein, und er ſah auch nicht aus wie ein Bettler. Er war groß, dick und ſehr elegant gekleidet, aber natürlich kein Gentleman, und er wollte ſich entſchieden mit mir in eine längere Unterhaltung ein-

laſſen. Er tat ja, als kennte er mich ſeit einer Reihe von Jahren.“

„Hallo, Tante,“ rief Fritz, „ſollte das vielleicht der geheimnisvolle Debberitz geweſen ſein?“

Roſegarten bekam einen roten Kopf. „Das Miſtvieh!“ ſchimpfte er. „Wenn der ſich unterſteht, hier herumzuſtrolchen, dann laß ich den Park wirklich ſchließen, und zwar ſofort. Habe keine Luſt, mich ausſpionieren zu laſſen von dem gemeinen Lumpen.“

„Papa,“ fragte Fritz trocken, „womit hat dich der Mann eigentlich ſo tödlich beleidigt? Es ſcheint ganz einfach, daß ſeine Ausdrucksweiſe in der Familie falſch aufgefaßt wird.“

„Nimm du auch noch ſeine Partei,“ grollte der alte Herr, „ihr habt ja immer zuſammengeſteckt.“

„Vielleicht könnte ich mich darum beſſer mit ihm verſtändigen als ihr,“ meinte Fritz gelaſſen. „Er war eigentlich ein guter Junge früher.“

„Fritz,“ rief Tante Trinette entrüſtet, „mit einem Manne, der deinen Vater ſchikaniert, willſt du dich verſtändigen? Ich geſtehe, mir fehlt das Verſtändnis für eine derartige Unempfindlichkeit.“

„Liebe Tante,“ antwortete Fritz kühl, „Gefühl iſt Gefühl, und Geſchäft iſt Geſchäft. Man darf beides niemals vermiſchen. Übrigens — ein Mann, der Rauſchenrode in ſeinem jetzigen Zuſtand von Vernachläſſigung, nimm's mir nicht übel, Papa, ich

weiß, du hatteſt kein Kapital hineinzuſtecken, ich konſtatiere einfach nur eine Tatſache ... alſo ein Mann, der Rauſchenrode kaufen will, ſo wie es jetzt iſt, den muß ich für einen deutſchen Idealiſten halten."

„Idealiſt?" brummte Koſegarten, „Idealaas! Blutſauger! Iſt nun mein Gläubiger, kann mich nach Noten ſchinden! Wo ich das Geld hernehmen ſoll, um die Hypothekenzinſen zu zahlen, das mag der Deibel wiſſen!"

Trinette ſetzte die Flaſche mit den Ameiſen auf den Frühſtückstiſch und trat auf ihren Bruder zu. Sie legte ihm die Hand auf die Schulter und ſagte, indem ihr mit Haaren beſetztes Kinn vor Bewegung zu zittern begann: „Mein guter Friedrich, ich ſehe, ich muß das Opfer bringen!"

In dem Geſicht des alten Herrn ſah man die Freude aufglimmen. „Trinette, Schweſterherz! Wollteſt du wirklich? Na, weißt du, das — das vergeß ich dir nie!"

Er faßte ſie um die Taille und gab ihr einen Kuß auf die gelbe, lederartige Wange.

„Es wird mir nicht leicht," ſagte das Fräulein von Koſegarten bedächtig, „nach der Ablehnung von neulich ... Aber ich werde doch noch einmal an die Herzogin ſchreiben."

Der alte Herr ließ ſeine Schweſter ſchnell genug aus ſeinen Armen frei und wandte ſich enttäuſcht von ihr fort. „Die Herzogin?" brummte er. „Ich

dachte, du hätteſt nun endlich Vernunft angenommen und wollteſt ſelbſt in den Beutel greifen."

„Lieber Bruder," ſagte Trinette ſentenziös und fuhr ſich mit dem Zeigefinger glättend über den Scheitel, „ich halte mich nur für die Verwalterin eines mir vom Höchſten anvertrauten Gutes, das mir durch ernſte Sparſamkeit etwas zu vermehren gelang. Ich halte mich dem Herrn gegenüber verantwortlich für jeden Pfennig, den ich von dem Erbe des guten Onkels Chriſtoph unnötig oder leichtſinnig verausgabe. Daß es aber leichtſinnig ſein würde, euer bequemes Wohlleben hier zu unterſtützen . . ." ihr Blick haftete ſtrafend auf der Schale mit goldhellem Honig vor ihr auf dem Frühſtückstiſch . . . „dem werdet ihr doch kaum widerſprechen können."

Herrn von Koſegartens Lippen entfuhr ein Wort, das weniger wie ‚Schweſterherz' und mehr wie ‚Giftkröte' klang.

Fritz hatte der Szene nicht ohne ein gewiſſes mokantes Intereſſe zugehört. Nun legte er ſich im Stuhl zurück, ſtreckte die Beine von ſich und klapperte nach ſeiner Gewohnheit in ſeiner Hoſentaſche mit dem Schlüſſelbund und loſem Geld.

„Ich hatte doch ganz vergeſſen," begann er, „welche Rolle in der deutſchen Geſchäftswelt die Frauen ſpielen. Das Geld der Tante, das Geld der Herzogin, das Geld der Braut . . . man iſt

den deutſchen Anſchauungen mit der Zeit recht fremd geworden!"

„Du willſt doch nicht behaupten, daß das Geld in Amerika keine Rolle ſpielt?" fragte Trinette ſpitz.

„Das Geld, das der Mann ſich verdient, Tante," antwortete Fritz, „gewiß, das ſpielt eine gewaltige Rolle! Darum intereſſiert es mich auch koloſſal, wie der Mann, dieſer Debberitz, es gemacht hat, in ſo kurzer Zeit vom armen Dorfjungen und Sohn eines kleinen Beamten zum reichen Mann aufzuſteigen. Denn es iſt keine Frage, nach den Erkundigungen, die ich über ihn eingezogen habe, hat der Mann Geld wie Heu, ſo viel, daß er es augenſcheinlich ſchon wieder los werden möchte ... Nach welcher Richtung wandte er ſich, als er dich verließ, Tante?"

„Er ging rechts hinunter, an der Fohlenkoppel entlang, wo es nach dem Gänſeanger und nach dem Dorf geht. Aber du willſt doch nicht etwa ſagen, Fritz, daß du im Ernſt beabſichtigſt, dieſem Mann nachzulaufen?"

„Gewiß beabſichtige ich dies," ſagte Fritz, ſeinen Hut aufgreifend.

Koſegarten fuhr empor. „Fritz, ich verbiete dir . . ."

Fritz wandte den Kopf ein wenig zurück nach ſeinem alten Herrn. „Papa, ich bin mündig," ſagte er mit der verbindlichſten Stimme von der Welt

und ging schnellen, leichten Schrittes, den kleinen, weißen Strohhut auf dem Kopf, über die Rampe und die Freitreppe hinunter.

Sein Vater versuchte nicht im Ernst ihn zurückzuhalten. Er setzte sich schwer neben seine Frau in das alte Sofa, dessen Federn unter seiner Last krachten und stöhnten. Er ließ beide Hände auf seine Kniee fallen und sagte resigniert: „Marie, wie oft hab' ich den Fritz verwichst, weil er immer mit dem Bengel zusammensteckte . . . Alles umsonst, alles umsonst! Na, ich wehre mich nicht mehr, mir ist schon alles gleich."

Er legte den Kopf auf Mariens Schulter und ließ sich von ihrer schönen, weißen Hand das kurze, borstige, graue Haar krauen. Das hatte für ihn etwas angenehm Beruhigendes in allen Aufregungen dieses putzwunderlichen Lebens.

Frau Marie von Kosegarten war heute einmal recht zufrieden mit ihrem lieben Gott. Ihre Phantasie hätte ihr kaum einen schönern und erfreulichern Zustand vorspiegeln können, als die Wirklichkeit ihn ihr an diesem Nachmittag bot. Alle ihre Lieben waren um sie versammelt. Fritz hatte sie zur Feier seines Geburtstages, den sie sonst in verborgenen, heißen Tränen zu verbringen pflegte, unter viel Gelächter und immerwährenden harmlosen Scherzen in Großmutters altem Fahrstuhl, der freilich einige Mal

bedenklich in allen Fugen krachte, den Heuberg hinaufgeschoben.

Nun saßen sie alle auf der mit verblichenen Amoretten bemalten Veranda des alten, baufälligen Pavillons im herrlichsten Buchenwald, hörten das frische Rauschen des prächtigen Falles aus der grünen Schlucht herübertönen und atmeten die laue, vom Duft des jungen Buchenlaubes fein durchwürzte Bergluft. Selbst Vater und Tante Trinette hatten sich schließlich bereit finden lassen, an der Partie teilzunehmen.

Unter den Einfluß eines guten Kaffees, den Hilde auf der Spiritusmaschine soeben gebraut hatte, und des Mamsell Wärmchen vorzüglich geratenen, braunglänzenden Butterkuchens geriet auch der alte Herr in eine menschenfreundlichere Stimmung, die sich darin äußerte, daß er einige seiner nettesten Jagdgeschichten zu erzählen begann. Man glaube nicht, daß das ehrwürdige Alter solcher Anekdoten ihren Wert in der Familie verringere; das tut es nur Fremden und entfernten Seitengliedern der Verwandtschaft gegenüber. Besonders heute, wo Fritz in dem Abenteuer des auf Schloß Rauschenrode eingeladenen Schriftstellers mit der Wildsau und in jener andern Geschichte vom Herzog Ernst und der Hasendublette längst vergessene Freunde aus der Kinderzeit mit ungeheucheltem Vergnügen neu begrüßte, wurde auch ihre Wirkung auf die andern Zuhörer beträchtlich er-

höht. Fern hinter dem Gewoge des grünen Blättermeers lagen so zuwidre Sachen wie Hypotheken-Transaktionen. Herr von Kosegarten lachte sein behaglichstes, tiefes Weidmannslachen bei Fritzens Bericht, wie er auf der Landenge von Panama beinahe mal einen Puma geschossen habe, schließlich sei es aber ein Kanalarbeiter gewesen, und er danke seinem Schöpfer noch heute, daß der Schuß daneben gegangen sei. Die verblaßten Amoretten, die so viele Jahre einsam vergilbte Rosengirlanden um den abbröckelnden Plafond des kleinen, zierlichen Gartenhäuschens gewunden hatten, blickte heute ordentlich lebenslustig auf die jungen Mädchen hinab, die fröhlich durch den antiken Säulenportikus aus und ein flatterten und sich in ihren hellen Sommerkleidern und blumengeschmückten Hüten zwischen den umkränzten Altären, den Flöten und Hirtenstäben an den Wänden hin und her bewegten. Von der Sonne erhitzt und durchglüht, hatten Hilde und Mimi etwas wie Frühlingsblüte erster Jugend zurückgewonnen, die sich nun lieblich mit der belebtern Intelligenz reiferer Jahre in ihren Gesichtern verband.

Fritz begann sie zu reizen, indem er erklärte, kein deutsches Mädchen verstehe den Flirt so leicht, frei und anmutig zu üben wie die Amerikanerin. Das sei eine Kunst, die seit frühester Jugend geübt sein müsse, und übrigens, seiner Ansicht nach, der edelste Sport für eine junge Dame. Eine amerikanische

Freundin habe ihm einmal erklärt, sie fange einen Mann ‚mit einer Wimper'.

Hilde, die heute übermütig war, wie man sie nur selten sah, begann darauf die wunderlichsten Augenverdrehungen, auf die Fritz die absonderlichsten mimischen Antworten erteilte, so daß die Mutter nicht aus dem Lachen herauskam und selbst Zipperjahn, den man zur Bedienung mitgenommen hatte, verschiedene Male laut herauspruschen mußte. Es war ein Glück für ihn, daß der gestrenge Herr Schottenmaier nicht zugegen war, der ihm solche Ungehörigkeit streng verwiesen haben würde.

Mimi wurde bei dem Augenspiel zwischen Fritz und Hilde plötzlich still und blickte träumerisch in die Ferne, wo sie weit, weit — kaum noch erkennbar — ein liebes Phantasiebild leise verdämmern und verschwinden sah. Was hatte ihr Mitleid diesem selbstsichern Mann an ihrer Seite noch zu geben? War er für Frauenliebe, die ihm in anderer Form als in der eines heitern Spiels genaht wäre, überhaupt noch empfänglich? Er mochte viel und Schweres erlebt haben, das sah man wohl an den scharfen Linien, die quer über seine Stirn liefen, an den zwei tiefen Falten, die sich zwischen Nase und Mund eingegraben hatten. Aber was ihm auch Hartes geschehen sein mochte, es hatte ihn nur härter und abgeschlossener in sich selbst gemacht. Gerade die spielerische, liebenswürdige Art, in der er ihnen

allen begegnete, bedeutete ein kühles Ablehnen jeder ernstern Teilnahme. Sie blickte bestürzt in die vergangenen Jahre zurück, in denen sie sich doch beständig durch ein zartes, aber unendlich festes Band mit diesem Mann verbunden geglaubt hatte, diesem Mann, der nun so fremd dicht neben ihr saß. Und sie erkannte mit einem innern Erzittern des Schreckens, wie einsam sie doch eigentlich gewesen war, und wie sie ihr ganzes inneres Sein und Fühlen von einer Kost genährt hatte, die nur aus Illusionen bestand. Solche Kost hatte sie viel zu sensitiv gemacht, um nun den derben Mut aufzubringen, der dazu gehört haben würde, sich das Herz von Fritz von Rosegarten neu zu erobern. Sie verzagte und litt zugleich unter den Erinnerungen an seine einstigen, jugendfrischen Zärtlichkeiten, die durch seine körperliche Gegenwart, durch den Anblick seiner Hände, seines Mundes, seiner Stimme und jede seiner ihr noch immer, ach zu vertrauten Bewegungen zurückgerufen wurden. Aber alles, was ihr lieb an ihm war, erfüllte nun ein neuer, beängstigend unsympathischer Geist. Hätte sie wenigstens diesen innern Widerstreit ihrer Empfindungen allein mit sich auskämpfen können . . . aber sie fühlte in jeder Sekunde des Zusammenseins Augusts Augen in leidenschaftlicher Beobachtung aller an ihr wahrnehmbaren Gefühlserregungen auf sich gerichtet. Sie fühlte Mama Rosegartens liebevoll besorgte Fragen sie

heimlich umschweben. Und sie erkannte in dem peinlich geschärften Zustand, in dem all ihre Nerven vibrierten, daß auch Hilde mit einer seltsamen Spannung verfolgte, wie ihr Herz entscheiden und wie sich Fritz zu ihr stellen werde.

Als die Einladung zu der Waldpartie, die doch nur arrangiert wurde, um Fritz zu feiern, ihr durch August überbracht wurde, hatte sie anfangs abgelehnt. August erklärte ihr, daß er das sehr gut verstehe, denn sein Herz bebe innerlich vor Zorn über die leichte und frivole Art, in der sein Bruder ihr entgegentrete. Dann hatte sie wieder die Partei von Fritz genommen, der in seiner jetzigen unsichern Lage natürlich nicht daran denken könne, alte Rechte geltend zu machen.

Als August sie nach einem unerquicklichen Disput verlassen hatte, beschloß sie plötzlich, dieser demütigenden und peinlichen Situation mit einem Schlag ein Ende zu machen und sich für die Zeit von Fritzens Anwesenheit aus der Gegend zu entfernen. Der Arzt hatte ihr ohnehin Pyrmont oder Steben verordnet. Sie sprach ihre Absicht gegen ihre Mutter aus, die nichts dawider hatte, der aber doch ein so plötzlicher Aufbruch etwas auffällig und bedenklich erschien.

„Ich weiß nicht, liebes Kind," hatte Frau von Rahlen zu ihrer Tochter gesagt, nachdem August die Damen verlassen und Mimi ihren Wunsch geäußert hatte, „ob es gut ist, einem Konflikt, wie er dich

jetzt bedrängt, kurzerhand davonzulaufen. Du nimmst die innere Ungewißheit nur mit dir. Solche Dinge müssen ausgelebt werden, wenn man sich von ihnen befreien will. Du weißt, daß August von Rosegarten mir ein lieber Schwiegersohn wäre, wir sind mit der Familie seit Generationen befreundet — schon die Väter und Großväter hielten als gute Nachbarn treu zueinander. August ist gleichsam unter unsern Augen aufgewachsen, ich und dein Bruder schätzen ihn als einen Mann von soliden konservativen Grundsätzen, und wenn er auch noch nicht viel erreicht hat, so liegt das an seinen beschränkten pekuniären Verhältnissen sicher mehr als an mangelnder Tüchtigkeit. Durch eine Verbindung mit dir würde seiner Tatkraft sofort das geeignete Feld eröffnet, und daß ein Mann bei seiner Verbindung mit einem Mädchen auch hieran denkt, scheint mir kein Unrecht zu sein. Ich kann mir wohl vorstellen, daß der romantische Sinn meines Töchterchens nach einer andern Richtung strebt. Du bist mündig, Mimi, und wenn du heute zu mir kämest und mir sagtest, daß du eine Wahl getroffen hättest, die ich mit dem Verstande nicht billigen könnte, so würde ich mich, wenn auch schweren Herzens, dennoch deinen Wünschen fügen. Was unser Glück ausmacht, das weiß nur jeder von uns allein, und niemand, selbst deine Mutter nicht, hat in dieses Geheimnis den richtigen Einblick. Aber warnen möchte ich dich, mein Kind.

Wir alle freuen uns mit den alten Freunden, daß ihr Sohn als ein Mann heimgekehrt ist, der sich sehen lassen darf, dem man überall Interesse entgegenbringen wird. Dennoch frage ich mich, ob er nicht für sie ein Verlorener bleiben wird, gerade weil er sich so gut in das neue Leben hineingefunden hat . . . Du bist in einem engen Kreis erwachsen, du wurzelst fest im Erdboden deiner Heimat und in allen ihren Anschauungen. Ich glaube nicht, daß du dich dem Amerikanertum so leicht und schnell anpassen würdest. Ich meine mit diesem Ausdruck eine neue Sinnesart, die auch bei uns vielfach emporwächst, die mir aber niemals so stark und deutlich entgegengetreten ist wie in der Erscheinung und in dem Wesen dieses Sprößlings einer unserer besten aristokratischen Familien."

Frau von Rahlen hatte den Kopf ihrer Tochter zwischen ihre Hände genommen und sie auf die Stirn, auf die gesenkten Augenlider geküßt. Die Worte klangen in Mimis Herzen nach, gerade weil sie so gemäßigt und gütig waren. Jene Freiheit, die ihr die Mutter stets gewährt hatte, legte ihr nun eine doppelte Verantwortung auf die Seele.

August fragte sie leise, warum sie so schweigsam sei, und was ihr die Stimmung trübe.

Sie hob den Kopf mit einem freundlichen Lächeln, aber sie wußte nichts zu antworten.

Dann erfolgte ein allgemeiner Aufbruch. Fritz begann zu Auguſt wieder von ſeinen Plänen zu reden, die Waſſerkraft des Rauſchenfalles zu einer elektriſchen Anlage auszunutzen.

„Natürlich habe ich ſchon hundertmal daran gedacht,“ ſagte Auguſt bedächtig, „aber woher das Kapital nehmen?“

„Haſt du in Berlin, wo du dich doch oft genug aufgehalten haſt, niemals Fühlung mit kapitalkräftigen Leuten geſucht?“

„Ich geſtehe,“ ſagte Auguſt hochmütig, „daß mich der Ton in den Kreiſen dieſer Herren zu wenig reizte, als daß ich hätte ſuchen wollen, ihre nähere Bekanntſchaft zu machen.“

Fritz zog ſeine hochgewölbten Brauen noch etwas höher. „Du biſt eben immer Edelmann geblieben, mein Lieber,“ ſagte er dabei. „Mit dieſem abgeſchloſſenen Weſen, das jedes andere als minderwertig betrachtet, reicht man vielleicht aus, um als Krautjunker ſeine Scholle zu beackern, kaum als Diplomat. Und daß du nun gar Techniker geworden biſt, der ohne die Hilfe der Induſtrie überhaupt nichts beginnen kann, das, verzeih mir, war ein arger Mißgriff.“

„Nein,“ rief Mimi plötzlich lebhaft dazwiſchen, „er ſoll auch als Ingenieur bleiben, was er iſt: ein deutſcher Edelmann! Er ſoll ſich nicht amerikaniſieren. Warum können wir es nicht in unſerer Art

auch zu etwas bringen?" Sie ſtockte, blickte Auguſt an und wurde plötzlich roſenrot.

Beide Brüder lachten, aber mit einem verſchiedenen Klang. Auguſt war ein wenig verlegen, doch glücklich und küßte ihr die Hand. Fritz wandte ſich zu ſeiner Mutter und ſagte, indem er ſeinen Arm unter den ihren ſchob und ein wenig über den Platz ging: „Nun, die Teilnahme ſcheint ja da drüben ſehr warm."

„Ach nein," klagte Frau von Koſegarten, „du irrſt dich! Wie lange wirbt der arme Junge ſchon hoffnungslos um das Mädchen!"

„Mimi leidet an allzu großer Treue," warf Hilde hin.

„O!" machte Fritz bedauernd, „eine Krankheit, zu der ich keinerlei Anlage habe." Indem ſeine Blicke die Augen ſeiner Couſine ſuchten, wiederholte er zweimal: „Du irrſt dich, du irrſt dich ganz gewiß! Vielleicht irrt Mimi auch. Mein Gott, Gefühle ſind niemals ſo reinlich zu ſcheiden — oder meinſt du?"

„Ich weiß nicht," murmelte Hilde verwirrt.

In Fritzens Augen war ein ſeltſames Funkeln, aber man konnte bei ihm nie wiſſen, was Scherz und was Ernſt war, und das Sichere blieb jedenfalls, man nahm alles als Scherz und Neckerei. Darum, als er ſich ein wenig zu ihr beugte und ihr ins Ohr flüſterte: „Du ſiehſt heute einfach ſiebzehn-

jährig aus, Couſinchen!“ machte ſie eine ſchnelle abſchüttelnde Bewegung mit dem Kopf und rief: „Alter koketter Bengel! Hier kennt man deine Art zu gut, ſie verfängt nicht mehr!“

„Kratzbürſtchen!“ gab er gut gelaunt zurück.

Auguſt und Mimi waren nach dem Bach hinuntergegangen.

„Ich danke dir,“ hatte Auguſt zu ihr geſagt, „daß du ſo warm für mich eingetreten biſt.“

„Habe ich dir nicht verſprochen, daß ich deine Freundin ſein will?“ gab ſie ernſt zurück.

Er ſeufzte. „Mimi,“ geſtand er, „Fritzens Art reizt mich unmäßig. Ich will ihn ja nicht bei dir verleumden, aber ich fühle, ich werde ſchlecht durch ſeine Gegenwart. Hilf du mir darüber hinweg, Mimi!“

„Ich?“ flüſterte ſie verzagt und hatte die Augen voll Tränen, „ich kann wohl jetzt niemand helfen, bin ſelbſt viel zu hilfsbedürftig.“ Ihr feines, blondes Geſicht wandte ſich ſchüchtern zur Seite, indem ſie flüſterte: „Das alte Gefühl iſt nicht tot, aber es paßt nicht mehr zu dem neuen Menſchen . . .“ Erſchrocken hielt ſie inne, „o Gott, Auguſt, daß ich dir das ſage!“

Er warf einen Blick zurück, und weil er ſah, daß die andern im Geſpräch hin und her wandelten und niemand auf ſie achtete, nahm er Mimis Rechte zwiſchen ſeine beiden Hände und drückte ſie innig.

„Ich bin dir so dankbar, daß du offen zu mir sprichst. Wenn es auch weh tut, dein Vertrauen ist doch das Schönste, was du mir schenken kannst.“

Sie atmete schnell und schneller. Wäre er selbst nicht zu bewegt gewesen, so hätte er sehen müssen, wie ihre gesenkten Lider bebten, wie ihr Mund sich ein wenig öffnete und wieder schloß, ohne ein Wort finden zu können. Plötzlich aber machte sie sich stark und zog ihre Hand hastig aus der seinen.

„Nein, August, nein,“ sagte sie bestimmt, wenn auch atemlos und sehr beklommen, „nicht jetzt, nicht heute! Laß mir Zeit . . .“

Er trat ein wenig zurück und blickte traurig und verletzt. Er fühlte, die Entscheidung war nahe, ganz nahe gewesen, und nun war sie wieder verschoben auf unbestimmte Zeit. Eine Kühle senkte sich wie ein feiner Nebel zwischen sie.

„Sei mir nicht böse,“ bat sie noch mit zuckenden Lippen; aber dann eilte sie, das Alleinsein mit ihm zu beenden, und wandte sich der übrigen Gesellschaft wieder zu. August kam ihr langsam nach. Er suchte unter einem gleichgültigen Ausdruck seine Enttäuschung zu verbergen.

„Ich finde euch wohl heute abend wieder an dem gleichen Platz?“ sagte er zu seiner Mutter. „Entschuldigt mich bis dahin, ich habe noch zu arbeiten.“ Nach kurzem Gruß entfernte er sich, und Mama Rosegarten begleitete sein Fortgehen mit einem gerührten

kleinen Gefühlsausbruch über seine Gewissenhaftigkeit und seine Pflichttreue.

Man stieg dann zur Lichtung hinauf. Um die Baumstümpfe der im letzten Jahr geschlagenen Buchen wucherten Blumen und Gekräut. Die Mädchen begannen große Sträuße zu pflücken.

Bei Gelegenheit des Hin- und Herschweifens kam denn auch Fritz mit Mimi in ein längeres Gespräch. Sie war erstaunt zu hören, daß er August ohne jede Ironie lobte und die Hoffnung aussprach, es werde sich bald eine Gelegenheit finden, wo sein Bruder sich ruhig und stetig, wie es seinem Wesen angemessen sei, betätigen könne. Er blickte eine Weile nachdenklich vor sich nieder, sah darauf seine Nachbarin etwas prüfend von der Seite an und begann vorsichtig: „Ich möchte wohl wissen, Mimi, ob du noch genug Freundschaft aus früherer Zeit für mich übrig hast, um mir einen großen Gefallen zu tun?“

Sie senkte den Kopf und ordnete an ihrem Strauß. „Was könnte ich für dich tun?“ fragte sie mit bedeckter Stimme.

„Es scheint mir,“ sagte Fritz, „daß mein Bruder viel auf dein Urteil gibt, und da wäre es in diesem Augenblick für mich und auch für August selbst von großem Wert, wenn du ihn ein wenig zu meinen Gunsten beeinflussen könntest!“

Fritz beobachtete, wie sie blasser wurde, und wie ihr Gesicht einen ablehnenden Ausdruck bekam.

„Ich wüßte nicht, wie ich das beginnen ſollte," ſagte ſie mit einem Anflug von Hochmut.

„Ich leſe dir die Gedanken von der Stirn," rief Fritz, „. . . da müßte ich ſelbſt erſt eine gute Meinung von dir haben, willſt du ſagen. Und wodurch ſollte ich mir die verſchafft haben oder verſchaffen? . . . Ich gebe zu, ihr wißt wenig von mir. Mein Erſcheinen in eurer Mitte muß euch befremdend und verdächtig vorkommen. Sieh, mich hat wirklich die ehrliche Abſicht hergeführt, mit Auguſt zuſammen etwas zu unternehmen, einen Plan auszuführen, der uns beiden, meiner Anſicht nach, nicht nur eine tüchtige Arbeit, ſondern einen tüchtigen Gewinn verſchafft. Dazu brauche ich vor allen Dingen ſein Vertrauen und ſeinen guten Willen, überhaupt erſt einmal mit mir an die Sache heranzugehen. Nun alſo, wie dieſes Problem zu löſen ſei, beſchäftigt meine Gedanken jetzt fortwährend."

„Um dir als Werkzeug zu deinen geſchäftlichen Plänen zu dienen, willſt du mich gewinnen?" ſagte Mimi mit ſo viel Bitterkeit im Ausdruck, daß Fritz ſie überraſcht anblickte.

„Ja, gewiß, was iſt dabei Verletzendes?" fragte er leichthin.

„Von deinem Standpunkt aus gewiß nichts, nur iſt mir der ſo fremd, wie du mir überhaupt geworden biſt."

Fritz machte eine ungeduldige Bewegung.

„Sage du nicht auch dasſelbe, was ich auf Schritt und Tritt zu hören bekomme! Natürlich hab ich mich entwickelt, aber ich bin meiner Grundnatur doch treu geblieben, und wenn du für die einmal Sympathie gehabt haſt, ſo wüßte ich nicht, was dich hindern könnte, ſie auch jetzt noch zu haben.“

Mimi öffnete die Lippen, ſchloß ſie wieder, ſchluckte ein wenig und ſagte ſchließlich: „Vielleicht bin ich es, die ſich verändert hat!“

„Das Geſetz der Schwere, das über euch alle regiert, hat dich nicht verſchont,“ bemerkte Fritz lächelnd. „Was warſt du einmal für ein begeiſtertes, glühendes Mädchen!“

„Und nun bin ich alt und langweilig geworden — ſag's nur gerad heraus!“

„Das nicht, nur ſo eigentümlich befangen. Du gehſt umher, wie in weiße Schleier gewickelt, die dir jede Bewegung lähmen. Wenn du mit mir zuſammen biſt, macht dein feierlicher Ernſt mich förmlich beklommen.“

Mimi lachte kurz auf. „Du und beklommen!“

Fritz ſah ſie mit ſeinen hübſchen, etwas tiefliegenden braunen Augen prüfend an. „Es iſt doch ſo. Im Augenblick der erſten Begrüßung kamſt du mir ſo freundlich entgegen. Was hat dich ſeitdem ſo verändert? Nein, nein, lauf mir nicht davon! Oder wollen wir zu der Buche dort hinaufklettern und ſehen, ob wir an ihrem Stamm ein gewiſſes Herz noch finden . . .?“

Mimi war ſehr rot geworden, ſchüttelte haſtig den Kopf und blickte vor ſich nieder, bange atmend. Sie hob den Strauß und drückte ihr Geſicht hinein, um Zeit zu gewinnen, dann flüſterte ſie ſcheu: „Ich kann es nicht abſchütteln, es iſt ſtärker als ich, es legt ſich über mich wie ein Bann, ſobald ich in deiner Nähe bin. Ich begreife mich ja ſelber nicht . . . Als wir dich erwarteten, da — da freute ich mich ſo unmäßig und meinte, alles müßte wiederkommen mit dir: Lachen — und Jugend und Glück — eben alles, was du mit dir übers Meer genommen haſt.“ Die Tränen ſtürzten ihr unaufhaltſam aus den Augen, während ſie die leidenſchaftlichen Worte heftig und unzuſammenhängend hervorſtieß.

Fritz wandte diskret den Kopf zur Seite. Er wollte dieſe Tränen nicht ſehen und ihr Zeit geben, ſie zu trocknen.

„Mimi,“ ſagte er dann mit dem Verſuch, dem Geſpräch eine leichtere Wendung zu geben, „du willſt doch nicht ſagen, daß ich dein Lachen und deine Jugend und dein Glück damals mit in meinen Koffer gepackt hätte?“

„Ich will dir ja keinen Vorwurf machen,“ ſtammelte das Mädchen verwirrt, „es war eben Notwendigkeit.“

„Einen Vorwurf?“ fragte Fritz. „Wir wollen uns doch wohl keinen Vorwurf machen aus unſerer fröhlichen Liebe, an die ich immer gedacht habe wie

— nun wie an einen blühenden Baum, an dem man im Frühling vorüberging."

„Du bist vorübergegangen," sagte Mimi — „mir war die Erinnerung mein Leben."

„Elf Jahre lang Erinnerung," rief Fritz erschrocken — „mein Gott, Mimi, wenn das wahr ist, dann ist's schauerlich."

„Es hatte auch seine Süße," flüsterte Mimi träumend.

Sie gingen beide in einer wunderlichen Ergriffenheit den grünen, moosigen Waldweg entlang, den Fritz eingeschlagen hatte.

„Was seid ihr Mädchen für seltsame Geschöpfe!" rief er plötzlich lebhaft, als wollte er mit dieser hellern Stimme etwas — eine Stimmung, die keine Herrschaft über ihn gewinnen sollte — verscheuchen. „Ihr seht doch andere Männer, ihr werdet doch begehrt . . ."

„Wir sehen sie nicht," sagte Mimi in Erinnerungen verloren, „und wenn man uns begehrt, so wird es uns lästig."

Fritz blieb stehen. „Ich nehme meine Behauptung von vorhin zurück," sagte er leise. „Ihr deutschen Mädchen versteht einen weit gefährlicheren Flirt als die Amerikanerin."

Mimi zog die Schultern hoch, sie fühlte einen feinen, scharfen Schmerz am Herzen. „Armer Fritz, kennst du keine andere Erregung mehr als die durch einen geschickten Flirt?" fragte sie traurig.

„Doch, Mimi," antwortete Fritz ernst. „Bei meinem Besuch in Niedernrode vorgestern, als ich dich dort beobachtete, während wir durch die Ställe gingen, wie du mit Knechten und Mägden sprachst als die kluge, tüchtige Herrin — da überkam mich ein Gefühl aufrichtiger Achtung und Bewunderung für meine liebe Jugendfreundin, und ich war sehr stolz darauf, daß du mich einmal liebgehabt hast — du sollst dich nicht entwerten und dich jetzt als eine überspannte Schwärmerin hinstellen, die du ja gar nicht bist."

Mimi seufzte.

„Fritz," sagte sie resigniert, „ich habe gelernt, Arbeit anzupacken und zu bewältigen, weil ... Ach, es ist ja lächerlich! Es kommt mir so unbeschreiblich unsinnig vor, alles, was ich gedacht und geplant und gehofft habe die vielen Jahre hindurch ... Ich dachte, ich dürfte dir nicht nachstehen und müßte tüchtig werden für ein Leben, das vielleicht hart und entbehrungsreich werden konnte da draußen — mit dir ..." Die letzten Worte kamen nur noch wie ein Hauch über ihre Lippen, aber Fritz hatte sie doch verstanden. Er nahm ihre freie Hand und küßte sie mehrmals herzlich und lange.

„Dear girl," sagte er leise, „ich wollte, ich hätte mehr Ahnungsvermögen besessen!"

„Ach, Fritz!" sagte Mimi lächelnd mit zurückkehrender Ruhe, „jetzt denk' ich, daß dich das nur gehindert haben würde!"

„Wer weiß?“ fragte Fritz und blickte ihr tief und warm in die Augen. Ein Schwindel ergriff sie dabei, ein inneres Erzittern. Was sollte aus dem allen werden? War sie noch bereit für ihn? Jedes Gefühl in ihr verlor sich in grenzenloser Unsicherheit. Etwas dergleichen mußte er wohl in ihrem Blick lesen, denn er reckte sich plötzlich straff zusammen und ließ ihre Hand nach kurzem Druck los.

„Man muß nicht getrocknete Blumen wieder lebendig machen wollen . . . Ich glaube, Mimi, das ist dein Geschmack so wenig wie der meine. Sieh mal, da draußen in der Schonung, wo das alte Holz niedergeschlagen ist, da wächst das junge Grün am tollsten.“

Er lächelte jetzt, und sie nickte ihm zu mit tränenglänzenden Augen. Dann hob sie noch einmal die Hand und reichte sie ihm mit gutem Druck.

„Auf neue Freundschaft!“ rief sie mit einem wunderlichen kleinen Lachen, drehte sich dann schnell um und lief eilig davon, als könnte sie ihren eigenen widerstreitenden Empfindungen entfliehen, wenn sie sich in die Obhut von Tante Rosegarten zurückbegeben würde.

Fritz ließ sie gehen und verfolgte langsamen Schrittes den Waldweg weiter. Er zog eine der großen starken Zigarren, die er zu rauchen pflegte, aus der Brusttasche und steckte sie sorgsam in Brand. Er befand sich in dem behaglichen Geisteszustand

eines Mannes, der sich aus einer schwierigen Situation glücklich gerettet und sie nach seinen Wünschen gelenkt hat. Mimi war nun auf dem Weg, auf dem er sie haben wollte.

Fritz kam nach einer Weile auf den Platz am Pavillon zurück. Er fand dort niemand von den Seinen mehr vor. Zipperjahn war beschäftigt, unten am Bach die Tassen und Teller zu spülen und für den Abend neu herzurichten. Es lag Fritz im Augenblick nicht viel daran, wieder mit den Damen und seinem Vater zusammenzutreffen. Er setzte sich vor den Portikus des baufälligen kleinen Gebäudes und überdachte seine Pläne und Absichten für die Zukunft. Debberitz war sehr erfreut gewesen, ihn zu sehen, und sie waren auch schnell wieder in den alten kameradschaftlichen Ton gekommen. Aber als Fritz das Gespräch auf geschäftliche Dinge lenkte, hatte Herr Debberitz sich doch sehr vorsichtig und zurückhaltend gezeigt. Die pompöse Überheblichkeit des guten Theodor, die des alten Herrn Zorn so sehr herausgefordert hatte, amüsierte Fritz außerordentlich. Ja, sie freute ihn beinahe. Er wußte längst, wie die Eitelkeit der Menschen die beste Handhabe bietet, um sie daran zu leiten und sie nach dem eigenen Willen zu regieren. Und er überlegte jetzt nur, auf welche Weise er ihr in diesem Fall die nötige Nahrung zuführen könne, um Thete Debberitz gefügig zu machen und zugleich die Antipathie in seiner Fa-

milie zu ſchonen. Fritz war wie alle Menſchen eines unſteten abenteuerlichen Lebens ein wenig abergläubiſch. Er vertraute ſeinem guten Stern, wartete beſtimmt auf unvorhergeſehene günſtige Zufälle, die da helfend eingreifen würden, wo ſein Verſtand im Augenblick noch keinen Ausweg ſah, und war jetzt wie immer feſt entſchloſſen, wenn ſein Stern ſich ihm nicht günſtig erweiſen würde, wenn der Zufall ihm hindernd, ſtatt fördernd in den Weg treten ſollte, das Unternehmen, um deſſentwillen er herübergekommen war, binnen kurzem aufzugeben und irgend einen neuen Weg zu Glück und Erfolg einzuſchlagen.

Als er in ſeinem Gedankengange bei ſolchen Erwägungen angelangt war und aufblickend die gewichtige und ſtattliche Erſcheinung des Herrn Theodor Debberitz ſich über die Brücke auf den Platz zu bewegen ſah, verwunderte ihn dieſes Zuſammentreffen nicht weiter. Es erfüllte ihn nur mit der ruhigeren Sicherheit, daß ſein Glücksſtern ihm diesmal treu bleiben werde. Er ging dem in ſeiner Leibesfülle langſam Daherſchreitenden mit einem ziemlichen Aufwand von Herzlichkeit und Freude entgegen und rief ihm ſchon von weitem zu: „Na, alter Junge, du kommſt ja wie gerufen! Weißt du, daß wir im Begriff ſind, hier meinen allerhöchſten Geburtstag zu feiern, daß aber meine werten Angehörigen in ungebändigter Naturſchwärmerei ſich im Wald zerſtreut haben und mich mit der Maibowle hier ganz

allein ließen! Du mußt durchaus ein Glas mit mir trinken. Zipperjahn, hebe die Bowle aus dem Korb und bringe Gläſer her."

„Nee, nee," machte Debberitz abwehrend, „Fritzeken, laß jut ſein! Du biſt ja ein janz famoſer Kerl jeblieben, aber mit deinem Ollen, nee, mit dem möcht ich doch hier nicht zuſammentreffen!"

„Das ſind ſo kleine Mißverſtändniſſe," rief Fritz munter, „die gleichen ſich ſchon wieder aus. Mein Vater iſt ein jähzorniger, alter Herr, aber ſeine Ausbrüche ſind nicht ſo ernſt zu nehmen."

Debberitz ſtemmte die Arme in die Seiten. „Siehſte, Fritz, das iſt eine vernünftige Anſchauung. Im Grunde meine ich's ja jut mit deinen Leuten, man hat doch die alte Anhänglichkeit ... Aber wie einen Wucherer und Blutſauger mag man ſich doch nicht behandeln laſſen!"

Fritz lachte. „Das mußt du meinem Vater ſchon zugute halten," meinte er gemütlich, „das iſt nun mal die alte Anſchauung der Landjunker ... In jedem Geſchäftsmanne ſehen ſie einen Blutſauger oder einen abenteuerlichen Spekulanten. Betrachtet mich denn mein Vater anders? Na alſo ... Zipperjahn, ſchenk ein!" Er hatte ſeinen Freund untergefaßt und nach dem Pavillon gezogen, nahm nun zwei Gläſer aus dem noch unausgepackten Korb und ließ ſie von dem herbeigeeilten Cyprian mit Maibowle füllen. „Junge, die ſcheint gut, da müſſen

wir uns dranmachen!“ rief er luſtig. Debberitz ſtand noch zögernd. „Was wird aber die olle Inädige dazu ſagen?“ meinte er, doch ſchon das Glas aufnehmend.

„Meine Geburtstagsbowle reklamiere ich als Privateigentum!“ rief Fritz. „Alſo — Proſit!“

Debberitz ſchmunzelte vergnügt. Die Erinnerung an manchen mit Fritz auf heimlichen Schleichwegen erbeuteten guten Tropfen ſtieg mit dem Duft des Maitranks lieblich in ſeiner Phantaſie empor, und die Begeiſterung für den intelligenten, feinen, immer zu tauſend überraſchenden, tollen Streichen bereiten Jugendkameraden wachte in ſeinem leeren Herzen wieder auf.

„Proſt, alter Junge!“ ſagte er behaglich mit ſeiner fett und ſatt gewordenen Stimme.

Die Gläſer klangen aneinander. Debberitz bewegte nach einem langen Zuge ſchmatzend die Lippen und wiſchte ſich mit ſeinem Batiſttuch die Tropfen aus dem Schnurrbart. „Vorzüglich,“ lobte er. „Nee weißte, Fritz, deiner Mutter ihre Bowlen — alle Achtung! Man hat ja ſo manche Pulle Sekt und ſo manche Bowle getrunken, aber ſo 'n Rauſchenroder Maitrank, der hat's in ſich!“

„Ja,“ ſagte Fritz und füllte die Gläſer aufs neue, „der hat einen Geſchmack wie erſte Liebe und überdies noch den Vorzug, daß er immer wieder gebraut werden kann, während die erſte Liebe ... Na, reden

wir nicht weiter darüber! Was vorbei iſt, iſt vorbei! Das zweite Glas auf unſere alten und unſere neuen Streiche!“

Debberitz hatte ſich nun ſchon auf einen der breiten weißen Gartenſtühle behaglich niedergelaſſen. Er lachte und ſchlug ſich vergnügt auf die Schenkel. „Nee weißte, Fritzeken, mit den dummen Streichen, da is es bei mir zu Ende! Überlegt wird, aber ſehr gründlich, ehe ich 'ne Choſe anpacke — aber denn auch rin ins Jeſchäft und nich wieder locker jelaſſen!“

„Scheint dir ja mächtig geglückt mit deinem Grundſatz,“ bemerkte Fritz humoriſtiſch, „präſentabler Kerl!“ Er ſchlug ihm luſtig mit der flachen Hand auf den ſtattlichen Bauch.

„Es macht ſich, es macht ſich,“ wehrte Debberitz beſcheiden ab. Er holte ſein Zigarrenetui hervor und bot es Fritz an. „Echte Importen, feine Jelegenheitschoſe,“ ſagte er mit der Miene eines Mannes, der zu leben weiß und die guten Dinge der Welt zu genießen gelernt hat. Fritz bediente ſich und lobte die Marke. Debberitz aber ſagte, ſinnend in das blaue duftende Rauchgewölk blickend, das vor ihm in der Luft wirbelte: „Schade, Fritzeken, daß du noch nicht hier warſt, als ich mit deinem Vater wegen des Verkaufs von Rauſchenrode anfing. Zwiſchen uns beiden wäre die Sache jlatt abgeſchloſſen, und das wäre auch das beſte für deinen Vater jeweſen.“

Fritz nahm eine kühlere und verschlossenere Miene an. „Das fragt sich doch sehr, mein lieber Junge," gab er zurück. „Auf den Preis, den du meinem Vater geboten hast, hätte ich mich jedenfalls nicht eingelassen."

„Aber Mensch!" rief Debberitz, „du kommst hierher und weißt jar nicht, wie die Sachen hier stehen. Jlaube man, ich weiß hier besser Bescheid wie dein Vater selber."

„Das ist leicht möglich," meinte Fritz trocken. „Es gibt aber noch andere Wege, um aus der Verlegenheit zu kommen, als der allerletzte, den wir einschlagen würden, nämlich den, unser altes Familiengut für einen Schleuderpreis fortzuwerfen."

Debberitz faßte mit seinen großen Händen beide Armlehnen seines Stuhls, beugte sich vor und rief höhnisch: „Welchen denn, wenn ich bitten darf? He, welchen denn? Da wär ich doch sehr neugierig! Ich will dir mal was sagen, mein Lieber, ihr seid in meiner Hand, ihr seid janz in meiner Hand! Wenn ich deinem Vater heut abend die Hypothek kündige, da ist er morgen bankrott, verstehste mich? Bankrott ist er, da jibt's keine Rettung! Ihr tätet wirklich vernünftig, den Vergleich, den ich euch aus alter Anhänglichkeit angeboten habe, mit Dankbarkeit anzunehmen."

Fritz erhob sich von seinem Stuhl und blickte so auf seinen erregten Jugendkameraden nieder. Er

begriff in dieſem Augenblick, daß ſein Vater dem Mann in wildem Zorn die Tür gewieſen hatte. Sein Geſicht blieb ganz ruhig, nur die Mundwinkel zogen ſich ein wenig herab und die Brauen in die Höhe, und die Augen bekamen ſtatt der liebenswürdigen Freundlichkeit, die ſie ſonſt widerſpiegelten, einen kalten, klugen, überlegenen Blick. „Wir ſind alſo deiner Anſicht nach ganz in deiner Macht ...“ begann er langſam und ſo gelaſſen, daß der vom Siegesgefühl berauſchte Mann ihn faſt beſtürzt anblickte. „Ich kann mir denken,“ fuhr er weiter fort, „daß es dir ein teufliſches Vergnügen bereitet, mit uns zu ſpielen wie die Katze mit der Maus. Ja, ja, ich kann mir das ſehr gut vorſtellen. — Übrigens ſehe ich da eben Auguſt herankommen, und es liegt mir daran, über alle dieſe Dinge einmal eingehend mit dir unter vier Augen zu ſprechen. Erlaube alſo, daß ich dich einen Augenblick verlaſſe, um meinem Bruder zu ſagen, wo er die andere Geſellſchaft im Walde finden wird.“

Er ging auf Auguſt zu, der in der Ferne ſtehen geblieben war und ihn mit einem Geſicht, das eitel Mißbilligung ausdrückte, empfing.

„Ich weiß alles, was du ſagen willſt,“ rief ihm Fritz halblaut zu, „ich will auch heute abend noch deine Vorwürfe und Warnungen geduldig über mich ergehen laſſen, nur im Augenblick würden ſie mich entſetzlich ſtören.“

Auguſt, der blaß und nervös ausſah, hatte bei Fritzens Anrede eine Bewegung gemacht, als träte er vor etwas Widerlichem zurück.

„Ich bitte dich, dieſen frivolen Ton zu mäßigen,“ ſagte er heftig, wenn auch leiſe, „oder . . . oder ich vergeſſe, daß du mein Bruder biſt.“

„Nanu?“ fragte Fritz erſtaunt.

„Ja,“ ſagte Auguſt, vor ihm ſtehen bleibend, mit mühſam unterdrückter Leidenſchaft, „mögen ſie dich alle verhätſcheln und um dich herumtanzen, ich will dir nur ſagen, daß du mir gar nicht imponierſt, daß ich keinen Menſchen auf der Welt ſo wütend haſſe wie dich!“

„Herrgott,“ ſagte Fritz ungeduldig, „das begreife ich ja vollkommen, ich will mich ja heute abend gern mit dir über deine Gefühle auseinanderſetzen. Dort oben ſucht Mimi Rahlen Maiblumen — ſie würde ſich freuen, wenn du ihr dabei helfen möchteſt! Ich glaube, ſie iſt gerade in einer Stimmung, die mit der deinen höchſt ſympathiſch zuſammenklingen wird!“

Auguſt zog gepeinigt das Geſicht zuſammen und rieb nervös die Finger. „Ich bitte dich, laß das Mädchen aus dem Spiel, du biſt gar nicht wert . . .“

„Sehr richtig,“ unterbrach ihn Fritz lebhaft, „ich bin ihrer gar nicht wert, davon iſt ſie jetzt auch überzeugt. Ich ſagte dir ja ſchon, in eurer Antipathie gegen mich werden eure Herzen harmoniſch zuſammenklingen!“

August machte eine verzweifelte Gebärde. „Mit dir ist kein ernstes Wort zu reden!“

„Lieber Junge,“ rief Fritz, „um Reden handelt sich's hier nicht, es gibt ein besseres Zeitwort, das heißt ‚handeln‘. Und wenn du jetzt nicht handelst und die günstige Stimmung zur Eroberung ausnutzest, so bist du der größte Schafskopf, der mir noch begegnet ist! Also adieu und verzeih, wenn ich dich deinen Sternen überlasse, um den meinen zu folgen.“

Er winkte ihm mit der Hand und ging eilig zu Debberitz zurück. August starrte ihm bestürzt nach. In dem Wort ‚Schafskopf‘ hatte ein Ausdruck von Herzlichkeit gelegen, der ihn verwirrte und stutzig machte. Jedenfalls würde er bei Mimi Aufklärung finden, und so war es denn schon das beste, er suchte sie auf, wozu er ja auch eigentlich gekommen war, denn er hätte es doch nicht ertragen können, sie dem Einfluß dieses unberechenbaren Bruders für einen ganzen Nachmittag zu überlassen.

„Was war denn mit deinem Bruder los?“ fragte Debberitz neugierig, als Fritz zu ihm zurückkehrte, „der schien ja ganz aus dem Häuschen.“ Er saß in dem weißen Stuhl zurückgelehnt, die Beine übereinandergeschlagen, den Rauch der schweren Zigarre behaglich vor sich hinblasend, ein Bild breiter, würdevoller Ruhe, die die Dinge dieser Welt gemächlich an sich herankommen läßt.

Fritz lächelte. „Der Menſch hat ſo Stimmungen,“ warf er leicht hin, „. . . es könnte ſein, daß wir nächſtens Verlobung auf Rauſchenrode feiern.“

Debberitz nahm die Zigarre aus dem Mund und horchte auf.

„Verlobung? Was du ſagſt! Doch nicht etwa auf Rauſchenrode und Niedernrode?“

Fritz zuckte die Achſeln. „Da fragſt du mich zu viel! Diskretion Ehrenſache!“

„Donnerſchock!“ ſtieß Debberitz heraus, „ſo ein Schlaumeier! Jetzt jeht mir erſt ein Dalglicht auf! Hätte den Auguſt nie für ſolchen Schlaumeier jehalten!“ Er kaute wütend an ſeiner Zigarre und warf ſie dann mit einer böſen Bewegung beiſeite. „Zieht nicht mehr, das Vieſt,“ murmelte er verdrießlich.

„Du meinſt, mit der reichen Schwiegertochter im Hintergrunde kann mein Vater den Verkauf von Rauſchenrode ruhig abwarten?“ fragte Fritz liebenswürdig.

„Hä,“ murrte Debberitz, „ſo gewaltig iſt das Rahlenſche Vermögen denn doch nicht, und der Bruder kriegt das meiſte. Die überſchuldete Klitſche hier zu halten, dazu langt's nicht, dazu langt's bei weitem nicht. Da macht euch nur keine Illuſionen.“

„Ich glaube auch nicht,“ ſagte Fritz, „daß Auguſt ſolche Abſichten hegt . . . Aber ſage mir einmal, was veranlaßt dich denn eigentlich, dein Geld

hier hineinſtecken zu wollen? Wenn du immer ſolche Geſchäfte machſt, verſteh ich nicht, wie du zu deinem Kapital gekommen biſt."

Debberitz lachte ein behagliches, ſattes Lachen. „Ja, Fritzeken, das is nu ſozuſagen 'ne Jemütschoſe."

„Solchen Luxus wie Gemütschoſen kannſt du dir alſo ſchon leiſten?" fragte Fritz.

„Kann ich, Jungchen — kann ich," wurde ihm geantwortet.

„Gratuliere!"

Herr Theodor Debberitz ſtrich ſich mit der fleiſchigen Hand, an deren kleinem Finger ein breiter Goldreif mit einem Diamanten blitzte, den hochgedrehten Schnurrbart. „Siehſt du, Fritzeken," begann er zu erzählen, „daß ich Beſitzer von Rauſchenrode werden wollte — das habe ich mir ſchon vorgenommen, als ich hier noch auf dem Hof mit 'nem zerriſſenen Hoſenboden 'rumflankierte und meine Mutter in der Küche half. Das war nu immer ſo eine Phantaſie von mir — un dadruff hab ich auch immer hinjearbeitet . . . Weeßte, ſo Sonntags nach der Kirche ſo als Gutsherr durch die Ställe jehn, ſo mit der Frau Jemahlin am Arm, de ſeidene Schleppe übern Kies, un de Kinderchens um einen rumſpringen — un denn ſo durch den Park nach de Iräbers von de Vorfahren — un da ſo 'nen Kranz niederlegen . . . weeßte Fritze, unſereens hat ooch ſein Herz in der Bruſt."

„Hab ich ja vorhin erſt geſagt," bemerkte Fritz ernſthaft, „du biſt ein deutſcher Idealiſt."

Thete Debberitz nickte einverſtanden mit dem Kopf. „Na alſo, nich wahr, wenn man's doch haben kann . . ."

„Gewiß, gewiß," beſtätigte Fritz. „Ich begreife ja auch vollſtändig, daß man für ſeine Ideale Opfer bringt . . . Aber, Thete, wenn man alles haben könnte, was man ſich wünſcht, und daneben noch ein ausgezeichnetes Geſchäft machen, das würdeſt du doch nicht von der Hand weiſen? Was? Mit der Landwirtſchaft allein iſt heutzutage nichts mehr anzufangen, darüber ſind wir uns doch beide klar . . ."

„Dadruff laß ich mich ſchon gar nicht ein," lachte Debberitz vergnügt. „So ſchlau ſind wir hier auch noch, wir alten Europäer. Wenn du aber meinſt, ich ſoll dir meine Pläne verraten — nee, mein Lieber, ſo dumm ſind wir hier ooch nicht."

„Ganz wie du willſt," meinte Fritz kühl, „ich habe keine Geheimniſſe vor dir. Ich geſtehe dir ganz offen und ehrlich, daß ich mit dir Hand in Hand gehen möchte, und daß, wenn ich deine Unterſtützung finde, ich auch Auguſt und meinen Vater für meine Pläne gewinnen werde. Alſo höre mal zu: die Waſſerkraft des Rauſchenfalles wird für ein Elektrizitätswerk ausgenutzt, dem Auguſt als Direktor vorſteht. Unten im Tal, wo jetzt die magren Haferfelder liegen, erhebt ſich bald ein großes Sanatorium,

das die Kraft zu seinen elektrischen Bädern und sonstigen Scherzartikelchen aus dem Elektrizitätswerk empfängt. Die Villen des neuen Kurortes gruppieren sich naturgemäß um das Sanatorium. Eine elektrische Bahn unten im Bogen um die Berge und durch Niedernroder Gebiet bringt uns in direkte Verbindung mit der Residenz Langenrode, mit dem dortigen Hof und der Welt. Denn von Langenrode ist man in vier Stunden in Berlin. Diese Sache wird gemacht, ob mit oder ohne deine Hilfe ist mir gleich. Aber gemacht wird sie! Darauf kannst du dich verlassen! Ist auch eine Jemütschose! Und darum werde ich auch meinem Alten nicht erlauben, daß er Rauschenrode jetzt aus der Hand gibt."

„Du hast wohl noch ein Fräulein van Gould in Aussicht, die dir die Millionen zu deinen Plänen bereit hält?" fragte Debberitz hämisch.

„Ich mache solche Geschäfte mit Männern. Wenn deutsche Kapitalisten sich nicht dazu bereitfinden, so hole ich mir allerdings das nötige Geld aus Amerika. Ich war nicht zehn Jahre drüben, um ohne Verbindungen zu bleiben. Glaubst du, ich bin nach Deutschland gekommen, um bei Muttern mal wieder Maibowle zu trinken?"

Debberitz hatte lauernd zugehört. Jeder von beiden Männern achtete gespannt auf jede Schattierung im Wort des andern, beobachtete aufs schärfste jede Bewegung der Gesichtsmuskeln des Gegners: zwei

Kämpfer, die argwöhniſch und liſtig gegenſeitig ihre Kräfte abſchätzen, ehe ſie auf den Kampfplatz treten, auf dem jeder zu ſiegen entſchloſſen iſt. Der eine hatte die breite, brutale Wucht ſeiner Geldſäcke einzuſetzen, der andere die geſchmeidige Gewandtheit ſeiner Intelligenz, und hinter beiden lag die Erfahrung von wechſelnden Erfolgen und Niederlagen.

Debberitz ſtand ſchwerfällig aus ſeinem Stuhl auf und reckte die mächtigen Glieder. „Das klingt alles ganz ſchön,“ ſagte er in einem wegwerfenden und ablehnenden Tone, „wo der Vorteil herausſpringen ſoll, iſt mir noch ſehr ſchleierhaft. Nee, nee, ich will mir mit Rauſchenrode eine ſtille Ruheſtätte für meine alten Tage erwerben.“

„Ein Kerl wie du,“ ſagte Fritz, „und ſpricht von Ruheſtätte für ſeine alten Tage? Du ſollteſt dich was ſchämen! Mein alter Herr, der hat ein Recht auf Ruheſtätte und auf ſtille Träume bei den Gräbern der Vorfahren. Dem laſſen wir das alte rumplige Schloß, den Park — die Jagd.“

„Sonſt nicht noch was?“ fuhr Debberitz dazwiſchen.

„Nein, ſonſt nichts,“ ſagte Fritz unbewegt. „Das übrige Terrain kaufſt du ihm ab. Du gehörſt mitten hinein in deine Gründung. Ich ſehe ſchon die Villa Debberitz ſich in der Nähe des Bahnhofs erheben. Koloſſal — der Palaſt der modernen Induſtrie mit allem Komfort der Neuzeit.“

„Nee, nee,“ machte Debberitz, „ihr auf dem Schloß bleibt doch immer die Herrschaft.“

Fritz trat an ihn heran und schlug ihn auf die Schulter. „Komme mir doch nicht mit so abgestandenen Begriffen. Bis deine Villa steht, wird dir ein Flügel im Schloß eingeräumt. Du hast deinen eigenen Diener, nimmst teil an den Mahlzeiten der Familie oder nicht, wie es dir paßt . . . kurz, geehrter Gast — Familienmitglied . . .“

Debberitz lachte. „Dazu werden sich deine hochmütigen Leute jerade herablassen. Nee, Fritz, alles oder nischt, is mein Wahlspruch. — Du fängst mich nicht mit deinen schönen Vorspiegelungen! Verschafft ihr euch nur euer Kapital zu eurer Gründung von deinen Yankeefreunden. Wollen mal sehen, ob's rechtzeitig eintrifft, wenn ich die Hypothek kündige.“

In diesem Augenblick ertönte ein ängstlicher Schrei, und man hörte eine Frauenstimme rufen: „Ich rutsche ja, halten Sie mich doch, Kunze, aber so halten Sie mich doch!“ Fritz war aufgesprungen und eilte der Gegend zu, woher der Schrei ertönte. Zu seinem äußersten Erstaunen fand er auf einem etwas steilen, vom Heuberg niedergehenden Waldpfade, der zudem durch altes, vermoderndes Laub schlüpfrig gemacht wurde, die Prinzessin Karoline, hochrot im Gesicht, mit ganz verängstigten Augen und krampfhaft den Arm des sie begleitenden Lakaien umklammernd. Die korpulente Dame in ihrem falbel-

reichen lila Seidenkleid war augenſcheinlich wenig an Bergpartien gewöhnt und begrüßte Fritz wie einen Retter in höchſter Gefahr.

„Ach, mein lieber, junger Freund!“ ſtöhnte ſie, „welch ein Glück, daß ich Sie gefunden habe! Ich habe Ihretwegen dieſe halsbrecheriſche Partie unternommen! Hörte durch Trinette, daß heute Ihr Geburtstag iſt, wollte Ihnen Glück wünſchen. Nett von mir, was? Ohne Gefolge durchgebrannt, was ſagen Sie?“

„Vorzüglich, Hoheit,“ rief Fritz, „wie ſoll ich für ſolche Gnade danken?“

Sie hatte ihre Fröhlichkeit ſchon wieder gewonnen und kicherte jugendlich kokett, indem ſie ſich ſchwer auf ihn ſtützte; trotzdem glitten ihr die Füße aus, und ſie mußte, auf der einen Seite von Fritz, auf der anderen vom Lakaien halb geſtützt und halb getragen, auf der Wieſe und auf ſicherm Terrain angelangt ſein, ehe ſie wieder zu Atem kam.

„Nun ſagen mir Hoheit,“ fragte ſie Fritz, „warum Hoheit dieſen unbequemen Weg wählen ſtatt des gutgeebneten Waldwegs, der vom Schloß hierher führt, denn ich nehme doch nicht an, daß Hoheit von Naſſenſtein aus zu Fuß gekommen ſind?“

„Ach, was trauen Sie mir zu, Sie junger Springinsfeld,“ rief die Prinzeſſin und erzählte, ihr Wagen warte vor dem Schloß. Dort habe man ihr mitgeteilt, wo die Familie zu finden ſei, und ſo

ſei ſie denn nach dem Wald aufgebrochen. Ein ſchmaler, mooſiger, grüner Seitenpfad, der ihr ſo viel romantiſcher geſchienen als die breite Straße, habe ſie in die Irre gelockt, und ſo ſei ſie auf dieſen unbequemen Abſtieg geraten.

Fritz führte die fürſtliche Dame mit der liebenswürdigen Sorglichkeit, die ihm Frauen gegenüber eigen war, nach dem Pavillon und zu einem bequemen Stuhl, in dem ſie ſich erſchöpft und ächzend niederließ.

„Mon dieu, bin ich echauffiert!“

Er neigte ſich über ihre Hand und küßte ſie ehrfurchtsvoll etwas länger und zärtlicher, als es die Etikette gerade geboten hätte. „Hoheit ſehen mich ſehr beglückt von ſo viel unverdienter Gnade,“ beteuerte er dabei.

Die Prinzeſſin Karoline betrachtete mit einem wehmütig komiſchen Geſichtsausdruck ihren Handrücken, der den Kuß empfangen hatte, nickte ein wenig mit dem Kopf und ſagte weich und träumeriſch: „Ach Jugend, Jugend!“

Fritz fand es nötig, ſie ihren gefährlichen Träumereien nicht zu lange zu überlaſſen, und fragte, ob er nicht Tante Trinette rufen dürfe, ſie müſſe ſich irgendwo in der Nähe auf der Ameiſenjagd befinden. Die Prinzeſſin aber zog Fritz unbefangen an der Hand auf den Sitz neben ſich, hielt die kräftige Männerhand zwiſchen ihren weichen, warmen Fingern

und ſtrich mütterlich zärtlich darüber hin, „nein, nein, laſſen Sie Tante Trinette nur, wo ſie iſt. Ich bin nicht Tante Trinettens wegen gekommen.“

Plötzlich aber blickte ſie ängſtlich um ſich. „Kunze, ſchnell meinen Umhang, es zieht hier ein wenig! Ach, ſo wird man gemahnt! Gicht, Rheuma — Trinettens Ameiſenſpiritus! Ach, man iſt eine alte, fette Ruine!“ Sie blickte Fritz mit ihren ſonſt ſo muntern Augen kläglich und hilfeſuchend an, als könnte er ſie auf irgend eine Weiſe von dieſem unabwendbaren Schickſal befreien, und er wußte ſie nicht beſſer zu tröſten, als indem er ſich aufs neue über ihre Hand beugte und noch einen Kuß darauf drückte. Dies ſchien ihr auch wohlzutun. Sie blickte um ſich und bemerkte nun erſt Herrn Theodor Debberitz, der ſeinerſeits höchſt ſpannende Augenblicke durchlebt hatte.

Er, Thete Debberitz, ſtand kaum drei Schritte von einem wahrhaftigen Mitglied ſeines angeſtammten Fürſtenhauſes! Obſchon er in Berlin der freiſinnigen Partei angehörte und den vorgeſchrittenſten Grundſätzen huldigte, überfiel ihn dieſes Bewußtſein wie ein berauſchendes Glück. Er verſuchte, ohne daß die Prinzeſſin es bemerken ſollte, einige Stäubchen von ſeinem Ärmel zu blaſen und mit einigen, legeren, ſcheinbar unabſichtlichen Griffen ſeine Krawatte zu ordnen und den Spitzen ſeines Schnurrbartes einen noch kühneren Schwung nach oben zu verleihen. Es war ja gar nicht zu umgehen, daß Fritz ihn der

Prinzeſſin vorſtellte! — Zum Donnerwetter, dieſer Kerl hatte eine vertrauliche und neckiſche Art, mit der hohen Dame zu verkehren, die eigentlich durchaus gegen den Reſpekt verſtieß. Aber vielleicht war das gerade die Art, welche die Eingeweihten der Hofkreiſe von den Fernerſtehenden unterſchied. Was hatte man nicht ſeinerzeit für Geſchichten von der Prinzeſſin Karoline zu berichten gewußt! Wie oft war nicht ihr Name tuſchelnd von Ohr zu Ohr geführt worden unter der tugendſam entrüſteten Bürgerſchaft von Langenrode-Hirſchburg-Naſſenſtein. So miſchte ſich denn in Theodor Debberitz die atembeklemmende Achtung vor dem hohen Range der Dame mit einem pikanten Intereſſe an ihrer Perſon. Es war abſcheulich, daß er vor Spannung und Erregung ganz verlegen wurde, von einem Fuß auf den andern trat und nicht wußte, ob er die Zigarre hinlegen oder weiterrauchen dürfe, ob er ſich außer durch eine tiefe Verbeugung durch irgend eine Anrede bemerkbar machen müſſe oder beſcheiden warten, bis Fritz ihn vorſtellen würde.

Indeſſen ließ dieſes Ereignis auch nur wenige Sekunden auf ſich warten. Dann legte Fritz den Arm um ſeine Schultern, zog ihn näher zu der Prinzeſſin heran und fragte ſie, ob er die Ehre haben dürfe, ihr ſeinen alten Jugendfreund Herrn Theodor Debberitz aus Berlin vorzuſtellen.

Die Prinzeſſin nahm die Lorgnette vor die Augen

und betrachtete mit der Verſicherung, daß ſie Jugendfreunde rührend finde, den prächtigen Herrn Debberitz von oben bis unten. Er hatte ſich mit ſtrahlendem Geſicht tief verneigt und ſtammelte als Erwiderung irgend eine Entſchuldigung, man ſei ja ſozuſagen auf dem Lande. Womit er wahrſcheinlich andeuten wollte, daß er bedauere, nicht ſofort in Frack und weißer Binde vor der Hoheit erſcheinen zu können.

„Es muß Hoheit aufs äußerſte intereſſieren," rief Fritz eindringlich erklärend, „in Theodor Debberitz einen jener Männer kennen zu lernen, deren geſchäftliches Genie einen großen Anteil hat an dem koloſſalen Aufſchwunge, den unſer Vaterland in den letzten Jahren genommen hat, und der die ganze übrige Welt mit Furcht und Bewunderung erfüllt."

Hier fand Herr Debberitz, von der Fülle dieſes Lobes überwältigt, es an der Zeit, einzugreifen und zu erklären, daß er ein beſcheidener Mann ſei, obſchon er ja manches vor ſich gebracht habe. Die Prinzeſſin aber winkte ihm ab und rief ungeduldig, mit ihren muntern Augen von einem zum andern blickend: „Nicht ſtören, weiter, weiter! Sehr intereſſant alles dieſes! Handel, Induſtrie — Induſtrie iſt Trumpf, ſagt mein Bruder, der Herzog. Ich bin begeiſtert, in Ihnen, Herr von Debberitz, einen Vertreter jener Kreiſe kennen zu lernen."

Theodor Debberitz ſchmunzelte.

Das Wörtlein ‚von‘ gefiel in ſo naher Verbindung mit ſeinem Namen ſeinen Ohren allzuwohl.

Fritz aber ſagte: „Hoheit fühlen mit Recht, daß ein Mann, der im Begriff ſteht, ſeiner engern Heimat von unermeßlichem Nutzen zu werden und durch ein neues rieſiges Unternehmen dieſe Gegend zu ungeahnter Blüte zu bringen, ihr ſozuſagen die Goldſtröme des internationalen Verkehrs zuzuführen, in erſter Linie den Adel verdient und ſicher auch nicht in allzu ferner Zeit von ſeinem Fürſten für ſeine immenſen Verdienſte damit belohnt werden wird.“

„O,“ rief die Prinzeſſin, „immenſe Verdienſte! Gewiß wird mein Bruder, der Herzog, nicht verfehlen . . . wenn ich auch ſelbſt natürlich wenig Einfluß habe.“

Es geſchah Herrn Debberitz, daß er errötete wie ein junger Burſche, während der Regen von Fritzens Lobeserhebungen ſich über ſein Haupt ergoß. Noch vor wenigen Minuten würde er dieſe reklamehaften Anpreiſungen als ein plumpes Geſchäftsmanöver einfach verlacht haben. Er erkannte ſie auch jetzt als ein ſolches, aber ſie eröffneten ihm zugleich neue Ausblicke, die ihn in der Tat faſt berauſchten und ihm mit einem Male einen ganz neuen Weg für ſeine Ziele zeigten, völlig verſchieden von dem, den er bisher einzuſchlagen willens geweſen war. Durch die leichte Art, in der Fritz mit der Prinzeſſin verkehrte, hatte Debberitz ja erſt einen Einblick gewon-

nen, wie es eigentlich unter dieſen Leuten herging, wie nahe ſie zuſammenhingen, wie feſt und ſicher das Band geſchlungen war, das dieſen Kreis verband. Nein, nicht indem er die Familie von Koſegarten aus ihrem Beſitz vertrieb und ſich an ihre Stelle ſetzte, würde es ihm gelingen, Einlaß in den heiligen Zirkel zu finden, ſondern im Gegenteil, im Anſchluß an ſie, von ihr geſchoben und geführt, mit ihr durch tauſend Intereſſen verknüpft und, wer weiß — am Ende gar durch Familienbande verbunden. Alle dieſe Erwägungen zogen, wenn auch nicht ganz klar formuliert, blitzſchnell an ſeinem Geiſt vorüber. Und ſo geſchah es, daß er Fritzens Vorſchläge in einem andern Licht erblickte und mit einigen Möglichkeiten zu rechnen begann, die ihm bisher noch nicht aufgegangen waren.

Die bei Herrn Debberitz ſtattfindende innere Veränderung in der Betrachtungsweiſe von Fritzens Vorſchlägen wurde äußerlich von eben dieſem durch eine verlockende, mit den heiterſten Farben geſchmückte Ausmalung des neuen Weltbades Rauſchenrode-Hirſchburg-Naſſenſtein begleitet.

Die Prinzeſſin zeigte ſich begeiſtert von dem Bilde, das er ihr im Stil eines amerikaniſchen Reporters entwarf. Sie klatſchte in die Hände wie im Theater und rief mehrfach: „Bravo, bravo, braviſſimo! Das wird ein anderes Leben hier werden, da werden wir uns amüſieren können. O, man wird

Toiletten hier ſehen — nicht nur die gehäkelten Tücher der Sommerfriſchenmütter. Wir werden doch Kurkonzerte haben, nicht wahr? Könnten Sie nicht eine Roulette aufſtellen laſſen? Ach, bitte, bitte! Das wär' ſo nett!"

„Wer weiß, was alles im Schoß der Zukunft verborgen ruht," orakelte Fritz munter drauf los.

Debberitz aber ſagte ernſt und gewichtig: „Hoheit, die Choſe iſt noch nicht ſpruchreif. Solche Gründung will überlegt werden. Der Deubel auch! Dabei handelt ſich's nicht um einen Pappenſtiel."

„O, Herr von Debberitz," rief die Prinzeſſin bittend und die Lippen aufwerfend wie ein ſchmollendes Kind, „überlegen Sie nicht zu lange! Es wäre ſuperb, wenn wir nächſten Sommer ſchon die Kurkonzerte hätten — und ein kleines Jeuchen!"

Sie beugte ſich vor, blickte ihn mit einem ihrer koketten Schelmenblicke in die Augen und tippte ihn aufmunternd mit dem Fächer auf den Arm.

Obwohl Prinzeſſin Karoline dem fünfzigſten Jahre näher ſtand als dem vierzigſten, rann Theodor Debberitz dennoch bei dieſer leichten Berührung ein Schauer der Wonne durch die Glieder. Er bemühte ſich, gnädig gewährend und zugleich dankbar beglückt zu lächeln, und ſagte mit einem tiefen Atemzuge: „Hoheit können verſichert ſein, daß Theodor Debberitz alles tun wird, was in ſeinen Kräften ſteht, um Hoheits Wünſche zu erfüllen!"

Die Prinzeſſin ſchlug mit einem kleinen jugendlichen Jauchzer in die Hände und rief: „Das wird ſchrecklich . . . Nun wird man wieder niemals genug Geld haben!“ Sie wandte ſich vertraulich zu Fritz: „Ach, Herr von Koſegarten, dieſe ewigen Geldkalamitäten! Gar nicht nett, gar nicht nett für eine Prinzeſſin!“

„Begreife ich vollkommen . . . Sollte auch niemals einer Dame, wie Hoheit ſind, nahetreten. Aber es gibt da eine Abhilfe . . .“ Und ſich zu der Prinzeſſin niederbeugend flüſterte er ihr mit dem zärtlichſten Tonfall ſeiner liebenswürdigen Stimme ins Ohr: „Haben Hoheit ſchon einmal das Wort ‚Aktien‘ gehört?“

„Gewiß doch,“ rief die Prinzeſſin ſtolz, „Aktionäre — Millionäre, iſt das nicht etwas Ähnliches?“

„Nun, Hoheit,“ ſagte Fritz, während Debberitz in ein pruſchendes Lachen verfiel, „zuweilen trifft beides zuſammen, zuweilen weniger, zuweilen auch gar nicht! Wer aber eine genügende Anzahl der Aktien des Elektrizitätswerkes Rauſchengrund ſowie des Weltbades Rauſchenrode-Naſſenſtein erwirbt, der, Hoheit, das darf ich wohl mit der Überzeugung eines ehrlichen Mannes behaupten, dürfte dem Millionär um eine beträchtliche Stufe nähergerückt ſein!“

Die Prinzeſſin griff nach Fritzens Arm und drückte ihn in der Freude ihres Herzens ungeniert an ihre Bruſt. „Lieber Herr von Koſegarten, verſchaffen Sie

mir von dieſen netten Aktien! O, ſeien Sie lieb, verſchaffen Sie mir von dieſen netten Aktien, ſo viel, wie Sie können!“

„Hoheit,“ ſagte Fritz, „nicht ich bin der Verfüger über dieſe Aktien. Hier ſteht der Gründer!“ er wies auf Debberitz. „Mein Freund wird dafür ſorgen, daß das Wort ‚Geldverlegenheit‘ niemals wieder in Hoheits Umkreis genannt werden darf. Thete, was ſagſt du zu unſerer erſten Aktionärin?“

Debberitz ſtrich ſich mit ſichtlicher Befriedigung den Schnauzbart. „Donnerſchlag, nicht übel, gar nicht übel! Biſt doch ein ganz jeriebener Hund, Fritzeken!“

„Wo die Prinzeſſin vorangeht,“ ſagte Fritz, „da folgt auch der Hof, folgt ſicher die Bürgerſchaft. Hoheit, dürfen wir auf Ihre Bundesgenoſſenſchaft rechnen? Dürfen wir Sie zu den Mitgründern unſeres Projektes zählen?“

Die Augen der Prinzeſſin blitzten, ſie erhob ſich mit einem plötzlichen Ruck aus ihrem Seſſel und rief begeiſtert: „Bundesgenoſſenſchaft, ſuperb! Ich, ich werde Ihre Bundesgenoſſin ſein!“ Sie reichte jedem der Männer eine ihrer weißen, warmen, ringgeſchmückten Hände, Fritz neigte ſich über die ihm gebotene und drückte feurig ſeine Lippen darauf und — Deibel auch — warum ſollte Debberitz nicht das gleiche tun?

Er war entſchloſſen, Fritzens Pläne zur Aus-

führung zu bringen. Die Prinzessin Karoline war wahrhaftig immer noch eine schöne, verführerische Frau, und wilde Hoffnungen durchwogten die Brust von Theodor Debberitz.

Achtes Kapitel

Am Abend des bedeutungsvollen Tages teilte Auguſt den Eltern mit, daß Mimi eingewilligt habe, ſeine Frau zu werden.

Mimi war lieb und glückſtrahlend; nur wenn Fritz anweſend war, konnte ſie eine gewiſſe Befangenheit nicht überwinden. Auguſt zeigte ſich von freundlicher Herablaſſung gegen den beſiegten Bruder — er war von dieſer Zeit an voller Rückſicht auf deſſen Wünſche, als müſſe er ihm ſchonend über den Schmerz, den er ihm zugefügt habe, hinweghelfen. Fritz amüſierte dieſer Umſchwung außerordentlich. Die Gelegenheit der günſtigen Stimmung wurde ſofort von ihm erfaßt, um Auguſt in ſeine und Debberitzens Pläne einzuweihen. Auguſt war plötzlich willfähriger, auf die Vorſchläge, die Fritz ihm nun machte, einzugehen, als dieſer es noch vor kurzem erwartet hatte. Es kam Auguſt doch ſehr gelegen, der Familie ſeiner Braut nicht als der ſtellungſuchende junge Mann, ſondern als der techniſche Leiter und Mitgründer einer großen Unternehmung aufzutreten.

Unter dem energiſchen Einfluß ſeiner beiden Söhne gab denn auch der alte Herr ſchließlich ſeine Zuſtimmung zum Verkauf der Grundſtücke an Debberitz. Sie betrugen etwa drei Viertel des Rittergutes. Freilich — er ſelbſt wollte nichts mit der Geſchichte zu

tun haben. Die Jungen konnten die Sache für ihn abschließen. Wie seine Laune immer von einem Extrem zum andern schwankte, so überließ er denn jetzt auch plötzlich knurrend und brummend dem bisher mit so mißtrauischen Augen beobachteten Sohne den Verkauf seines Eigentums. Zufrieden zeigte er sich natürlich nicht mit dem Ergebnis, obgleich Fritz recht günstig abgeschlossen hatte. Erst als Herrn von Kosegarten verschiedene Freunde zu dem guten Ergebnis des Verkaufs beglückwünschten, beruhigte er sich etwas. Im Grunde war er froh, im Schloß bleiben zu können, nach wie vor auf die Jagd zu gehen und mit dem Förster die Waldbestände zu prüfen, was ihm immer der liebste Teil der Verwaltung gewesen war.

Als alle Formalitäten des Verkaufs erledigt waren, überredete Fritz mit Hildens Hilfe seine Eltern, zur Besichtigung einer großen landwirtschaftlichen Ausstellung nach München und dann zu einer weiteren Erholungstour nach der Schweiz zu gehen. Die häufige Anwesenheit des Berliner Spekulanten im Schloß zu endlosen Verhandlungen mit Fritz und August, die dann meistens in opulenten Frühstücksmahlzeiten endeten, wäre von den alten Herrschaften doch schwer ertragen worden. Selbst August mußte zugeben, daß das Einbringen der Ernte vom Verwalter ohne das Dreinreden seines Vaters ebensogut, wenn nicht noch besser besorgt werden könnte.

So begann denn ein gewaltiges Schaffen in Rauſchenrode, ein Wühlen, Graben und Bauen, das den ſtillen Waldfrieden jählings zerſtörte und an ſeine Stelle vorläufig nur ein Chaos von Staub, Bauſchutt, aufgeriſſenen Erdflanken und das Geſtampfe, Geklopfe und Gedröhne eifrigſter Arbeit ſetzte.

Dabei war Fritz in ſeinem Element. Er zog durch ſeine ſtürmiſche Energie auch den trägeren, überlegſamen Bruder mit ſich fort, über manche Schwierigkeit hinweg, an der Auguſt in ſeiner Schwerfälligkeit allein wohl geſcheitert wäre. Es kam, wie Fritz berechnet hatte: erſt einmal auf den richtigen Weg gebracht, zeigte ſich Auguſt, wenn auch langſam in Entſchluß und Ausführung, als wohlgeſchulter, umſichtiger und kluger Techniker.

Und ſo rückte denn, trotz der ſo verſchiedenen Temperamente der drei Männer, die Sache gut und ſchnell vorwärts.

Im Herbſt ſollte die Tätigkeit des Elektrizitätswerkes beginnen. Die Konzeſſion zum Bau der elektriſchen Bahn hatte man erhalten, denn Herzog und Miniſterium des kleinen Bergſtaats intereſſierten ſich aufs lebendigſte für die Neugeſtaltung der Dinge in ihrem Ländchen. Das Richtfeſt des Kurhauſes ſollte ſchon im Herbſt gefeiert werden.

Mit unglaublicher Schnelligkeit erhob ſich der weitläufige Bau aus dem Innern der Erde empor zum Himmelsblau, und die Dorfleute kamen am

Sonntag in hellen Scharen aus der ganzen Gegend herbeigeſtrömt, um das Wunderwerk zu ſchauen, das mit ſeinen Türmen und Altanen, ſeinen Sandſteinpilaſtern und Karyatiden an den gewölbten Toren das altersgraue Schlößchen Rauſchenrode, ja ſogar den fürſtlichen Beſitz Naſſenſtein an Pracht und Größe weit hinter ſich ließ. Das Kurhaus war der Lieblingsbau von Debberitz. In ihm trachtete er alle ſeine Träume von weltlicher Herrlichkeit zu verwirklichen, und nur er wußte, welch ein gutes Teil ſeiner ſo leicht erworbenen Millionen dieſer Bau verſchlang, bei dem er unter den Augen der Roſegarten den Ehrgeiz entwickelte, zum erſten Mal während ſeiner erfolgreichen Bautätigkeit ſolide zu Werke zu gehen. Aber er ſtellte auch ſein Licht nicht unter den Scheffel: jede Woche fand ſich in irgend einer hauptſtädtiſchen Zeitung eine Notiz über den Fortſchritt des Baus, über ein ſcherzhaftes Abenteuer, das der große Berliner Baumeiſter, der die Entwürfe geliefert, bei ſeiner Anweſenheit mit einem Harzer Holzweiblein erlebt hatte, über den Wettbewerb unter den bedeutendſten jungen kunſtgewerblichen Meiſtern um die Ausgeſtaltung der Innenräume, über die Summen, mit denen ſchon die eingeſandten Entwürfe gekrönt wurden. Debberitz kannte ſeine Mitbürger von Berlin W. Aus zahlloſen Familien der reichen Induſtriellen, der Kaufleute und Bankiers erklangen die Anfragen an ihn, wann man den Feen-

palaſt in Rauſchenrode beziehen könne. Man drängte ſich um die Vorausbeſtellung von Wohnungen für die erſte Saiſon, und Debberitz konnte Fritz und Auguſt eines Tages freudeſtrahlend berichten, daß alle Zimmer des großen Baus für Juli und Auguſt des nächſten Jahres bereits in feſten Händen ſeien.

Fritz drängte zu einer baldigen Heirat ſeines Bruders, und Auguſt ſah die Notwendigkeit der angedeuteten Gründe vollſtändig ein. Die Verfügung über Mimi Rahlens nicht unbeträchtliches Vermögen gab ihm Debberitz gegenüber eine unabhängigere und würdigere Stellung. Er war auch durch ſeine Tätigkeit jetzt ſo übermäßig in Anſpruch genommen, daß die vielen Ritte nach Niedernrode und die Spannungen und die Zerſtreuungen der Verlobungszeit damit kaum noch zu vereinigen waren.

Man beſchloß, Anfang September Hochzeit auf Niedernrode zu halten. Eine kleine Hochzeit wurde es, zu der nur die nächſten Nachbarn und die notwendigſten Onkels, Tanten, Couſinen und Vettern geladen waren, im ganzen etwa achtzig Perſonen. Dann zog Mimi als junge Herrin auf Rauſchenrode ein, auf eine Hochzeitsreiſe verzichtete man. Frau Marie übergab dem Schwiegertöchterchen, unter Tränen einer milden Entſagung in Wort und Blick, ihr Schlüſſelkörbchen mit der langen Reihe gewichtiger alter, wunderlich gedrehter und verſchnörkelter Schlüſſel zu Wirtſchaftsräumen und Vorratſpeichern und zu

den gewaltigen, geſchnitzten Eichenſchränken auf den Korridoren. Mimi empfing das Symbol ihrer neuen Herrſcherwürde gleichfalls mit Tränen, indem ſie der Mama ehrfurchtsvoll die Hand küßte. In Wahrheit hatte ſie ſich weit mehr als mit Frau Marie mit der Couſine Hilde über das Regiment im Haus auseinanderzuſetzen. Aber Hilde war klug und ſtets gewohnt, den Schein der Nachgiebigkeit zu wahren. Sie wußte ja auch, daß ihres Bleibens auf Rauſchenrode nicht lange mehr ſein würde. Bei der Rückkehr der herzoglichen Herrſchaften von dem Landſitz Naſſenſtein nach Langenrode ſollte ſie ihr Amt als Hofdame der Prinzeſſin Karoline antreten. So löſte ſie ſich mit bewußtem Abſchiednehmen von mancher liebgewordenen Gewohnheit und ließ die neue junge Herrin nach Herzensluſt ſchalten und walten und neue Anordnungen treffen, wie es ihr beliebte.

Für Herrn Theodor Debberitz bedeuteten dieſe Monate nur eine Reihe großer und kleiner Triumphe.

Zwar, der alte Herr machte auch nach ſeiner Rückkehr aus der Schweiz noch immer einen weiten Bogen um ſeine gewichtige Perſon und begegnete ihm, wenn ein Zuſammentreffen unausweichlich war, mit fühlbarer Reſerve. Was aber wollte die Reſerve dieſes einen wunderlichen Alten beſagen, wenn Berlin ſich mit Theodor Debberitz ſtaunend und geſpannt beſchäftigte. Thete war milde und nachſichtig geworden gegen die Schrullen eines Greiſes. Hatte

er doch in Wahrheit ſelbſt in dem Schloß Rauſchenrode den Sieg davongetragen.

Frau Marie begriff vollſtändig, daß ſie es Debberitz zu danken hatte, wenn ihr Fritz im Lande blieb. Das ſtimmte ſie milder gegen manchen Taktfehler und gegen die Erinnerung an ſeine mit ärgerlicher Kleptomanie behaftete Frau Mama. Auguſts junge Gattin beſaß viel zu viel von dem Inſtinkt des richtigen Weibes, das die Intereſſen ihres Gatten von dem Moment an, in dem ihr Ja vor dem Traualtar geſprochen wurde, heftiger vertritt als er ſelbſt. Und dieſe Intereſſen waren nun eng mit Theodor Debberitz verknüpft. Es galt, durch ihre Liebenswürdigkeit manches auszugleichen, was Auguſts Hochmut vielleicht verſäumte.

Für Debberitz brach eine gute Zeit an. Alles, was auf dem Schloß an Weiblichkeit verſammelt war, beeiferte ſich, ſeine geheimſten Wünſche zu erlauſchen, ſeine kleinen und großen Lieblingsangewohnheiten kennen zu lernen, ſeine Schwächen zu pflegen, ſeinen Eitelkeiten in liebenswürdigſter Weiſe zu dienen. Eine aber gab es vor allen, die ſeinen Wert nach ſeinem vollen Maß zu ſchätzen wußte, das war Tante Trinette. Im ernſten Geſpräch wandelte ſie mit Herrn Debberitz ſo manches Mal durch den Taxusgang und um die Parkwieſen, im Morgentau ſowohl als auch beim Mondenſchein, und ließ ſich von ihm in die ſo gefährlichen wie ſpannenden

Geheimniſſe der Börſenſpekulation einweihen. Sie, die bisher ihre Erſparniſſe am liebſten nach Urgroßmutters Weiſe in einem Strumpf unter dem Strohſack aufgehoben hätte, vertraute jetzt auf den Rat dieſes neuen Führers ihr Geld den merkwürdigſten Induſtrieunternehmungen an. Sie heimſte ſehr ſchnell einige nicht unbedeutende Gewinne ein und war davon wie berauſcht. Debberitz fand als Dank abends auf dem Tiſche vor ſeinem Bett ein Fläſchchen mit Kräuterſirup, von den eigenen ariſtokratiſchen Händen des Fräuleins von Koſegarten deſtilliert und mit einer von eigener Hand geſchriebenen Gebrauchsanweiſung verſehen. Er verſicherte ihr bei jeder Gelegenheit, daß dieſer Sirup die ungeahnteſten Wirkungen auf ſeinen Organismus ausübe, und damit hatte er den letzten Reſt von Tante Trinettens Herzen gewonnen. In ſeinem eigenen Herzen aber ſpielte ſich zu der gleichen Zeit ein ſeltſamer Kampf ab, deſſen Ausgang ſeinem Verſtand zwar kaum fraglich ſchien, deſſen Schwankungen indeſſen ſeine Phantaſie lange aufs angenehmſte erregten.

Er war zwei Mal von der Prinzeſſin Karoline in Audienz empfangen worden. Ihrer Vermittlung hatte er es zu danken, daß auch die Herzogin ſich an der Zeichnung zu der neuen Aktiengeſellſchaft mit einigen Teilnehmerſcheinen beteiligte. Aber hier ſpielte nicht nur ſein Geſchäftsgeiſt eine Rolle. Prinzeſſin Karolinens muntere Braunaugen, die von den vor-

nehmſten Parfüms umhauchten Üppigkeiten ihrer Geſtalt, die wogenden Seiden und Spitzen ihrer Toiletten übten eine bezaubernde Wirkung auf ſeine Sinne aus. Es geſchah ihm wahrhaftig, daß er nicht nur von Zahlen und Gütererwerbungen träumte, ſondern ſich ſelbſt und die Prinzeſſin Karoline in verführeriſchen und zärtlichen Situationen erblickte.

Nach ſolchen Träumen voll entzückender Phantaſiegebilde beſchloß er allen Ernſtes bei ſich, um die Gunſt der Prinzeſſin Karoline zu werben. Den ſeit Jahren in Langenrode umgehenden Gerüchten zufolge war ſie nicht allzu ſchwer zu erwerben. Er, Thete Debberitz, der Liebhaber einer Schweſter des regierenden Herzogs von Langenrode-Hirſchburg-Naſſenſtein und ſeines eigenen Landesvaters! Berauſchendere Hoffnungen ließen ſich kaum ausmalen. Schließlich war es ſogar ſchon häufig vorgekommen, daß eine Fürſtin einem Bürgerlichen die Hand zum Ehebund gereicht hatte . . . War Theodor Debberitz an dieſem Schlußakkord ſeiner Phantaſieen angelangt, ſo befiel ihn jedesmal ein eigenes Zagen, eine dunkle Angſt des Plebejers vor der allzu nahen Berührung und Vermiſchung mit jenen glorienumſtrahlten Göttern höherer Sphären, als die ihm die Regierenden von jeher erſchienen waren. Ehrenvoll mußte es ja freilich ſein, der Gemahl einer Prinzeſſin heißen zu dürfen . . . Aber, du lieber Gott! man lebte nicht von der Ehre allein, man wollte auch ſeine Behag-

lichkeit haben. Und ſo eine Prinzeſſin . . . Donnerſchock! — deren Wünſche und Bedürfniſſe waren ihm denn doch zu fremd, als daß ſie nicht peinvolle Ängſte an ſeinem Geiſt erregt hätten. Nein, das Behagen — was man ſo das richtige Herzensglück nennt — worunter Herr Debberitz das Pflegen, Hüten und Umſchmeicheln ſeiner werten Perſon verſtand, das wäre von anderer Seite eher geſichert. Fräulein Hilde hielt ſich in mädchenhafter Scheu und zuweilen ſogar in neckiſch trotziger Abwehr vor ihm zurück, er fand es begreiflich genug: ſie wollte nicht, daß man ihr nachſage, ſie laufe dem reichen Manne nach. Aber wenn der reiche Mann ſich zu ihr hinabneigte und das blutarme, adlige Fräulein zu ſeiner Gemahlin erheben würde — dagegen würde ſie ſich doch nicht wehren — nicht wahr? — Dagegen würde ſich doch keine wehren! Übrigens blutarm . . .? Dem Anſchein nach wohl, indeſſen, ein überlegſamer Mann, wie er war, ſah denn doch weiter. Beſaß ſie nicht eine Tante mit einem, wie er jetzt wußte, ſehr beträchtlichen Vermögen, das nur zum kleinſten Teil auf Rauſchenrode ſtand? Wer konnte Fräulein Trinette von Roſegarten hindern, mit Umgehung ihrer nähern Verwandten ihr Geld jener geliebten Nichte zu vermachen, wenn dieſe und ihr Gatte das alternde Fräulein mit Liebe und Aufmerkſamkeit umgeben und ihr an ihrem häuslichen Herd eine Heimat bieten würden? Bei dieſen Plänen

überkam ihn doch nicht jene peinliche Angſt, die ihn bei ſeinen ſchwelgeriſchen Phantaſien, ſobald ſie ſich um die Prinzeſſin drehten, regelmäßig zum Schluß überfiel.

Sie konnten doch mit Mitteln, wie er ſie bereits lange geübt hatte, energiſch gefördert werden. Und erteilte Herr Debberitz Tante Trinette bei ihren Spekulationsgelüſten ſehr vorſichtigen und überlegſamen Rat, ſo geſchah das nicht zum mindeſten in dem Ausblick auf eine Zukunft, da ihm und ſeinen Kindern dieſe Gewinne einmal zugute kommen würden.

Hier quälte ihn gar kein Zweifel. Er brauchte nichts zu übereilen, ja, er wollte auch nichts übereilen. Trat Hilde im Herbſt die Hofdamenſtelle bei der Prinzeſſin Karoline an, ſo war ihm damit nur eine Gelegenheit mehr geboten, in die Nähe der Fürſtin zu kommen. Er konnte dann immer noch eine Weile den verlockenden Reiz genießen, zwiſchen den beiden Damen zu ſtehen und zu erproben, welche von ihnen ſein Herz endgültig erobern würde. Ja, Theodor Debberitz ertappte ſich auf ganz verruchten Gedanken und fühlte ſich mit angenehmſtem Schauder als raffinierter Lebemann großen Stils.

Tante Trinette hielt es für eine ernſte Gewiſſenspflicht, ihre Nichte bei paſſender Gelegenheit darauf hinzuweiſen, daß hier eine ungewöhnliche Chance für ſie liege, und daß, wenn ſie denn ein-

mal ſo gar keinen Beruf zur Hofdame fühle, in der Heirat mit dieſem einfachen, aber prächtigen Mann eine gute Lebensverſorgung zu erblicken ſei. Hilde war zu Fräulein von Koſegartens Erſtaunen über dieſe Andeutungen weit weniger beglückt, als es von ihrer ſonſt ſo fügſamen Verſtändigkeit zu erwarten geweſen wäre. Sie verſicherte, daß ſie nicht den Wunſch habe, zu heiraten, und verſuchte dann energiſch, dem Geſpräch eine andere Wendung zu geben. Tante Trinette war etwas ärgerlich auf ſie: die gute Hilde hatte denn doch wahrhaftig kein Recht, alle Bemühungen, die man für ihr Wohl auf ſich nahm, ſo von oben herab zu behandeln! Das Fräulein ſprach ſich im Kreis ihrer Familie ziemlich erbittert über Hildens Undankbarkeit aus, und bei dieſer Gelegenheit wurde denn auch die Ausſicht einer möglichen Heirat zwiſchen Hilde und Debberitz von den Koſegartens zum erſten Mal weitläufig diskutiert. Auguſt und Mimi waren dem Plan entſchieden günſtig geſinnt. Frau Marie gab ſeufzend zu, daß es für eine Frau am beſten ſei, einen guten Mann und liebe Kinder zu haben, und daß das Hofleben für eine Natur wie die von Hilde doch viel Gefahren berge. Der alte Herr brummte unzufrieden etwas von Raſſenverſchandelung, und Fritz, von deſſen liberalen Anſchauungen man energiſche Zuſtimmung erwartet hatte, brach nur in ein recht unmotiviertes Gelächter aus und fand dieſe ernſte Sache äußerſt

witzig. Eine weitere Meinung war von ihm nicht zu erlangen.

Hilde fühlte von diesem Abend an sich von einem stillen, unabläſſigen Einfluß umgeben, der sich bemühte, zugunsten von Debberitz zu wirken. Sie versuchte die ganze Angelegenheit scherzhaft aufzufassen, als lohnten die Andeutungen ihrer Verwandten keiner wirklichen Überlegung und könnten ihre Gedanken kaum mehr als in humoristischer Weise beschäftigen. Es wollte ihr aber auf die Dauer nicht gelingen, auf diesem Standpunkt zu verharren. Schon daß die Tante Marie sich vorzustellen vermochte, sie passe als Gattin zu Theodor Debberitz, kränkte sie unsäglich. Es war weit mehr als verletzte Eitelkeit, was sie an dieser Wahrnehmung erschütterte — es war die Offenbarung, wie wenig sie selbst als Persönlichkeit der Tante in all den vielen Jahren äußerlicher Vertrautheit nahegekommen war, wie wenig Frau Marie, der sie in all ihren intimsten Sorgen und Nöten zur Seite gestanden hatte, es der Mühe wert gefunden, nun auch für ihr Wesen eine Art Verständnis zu gewinnen. Sie hatte dies freilich immer geahnt, aber es war doch etwas anderes, als ihr diese innere Fremdheit zwischen sich und der Pflegemutter plötzlich so deutlich wurde. Da Hilde nicht zu den Menschen gehörte, die sich mit freundlichen Illusionen über die eigene Person das Leben

vergolden, ſondern eher zu grauſam ſcharf über ſich nachdachte und urteilte, ſo ſagte ſie ſich auch, daß ſie ſich ſelbſt einen Teil der Schuld beimeſſen müſſe. Stets hatte ſie ihr Inneres mit eiſernem Willen verſchloſſen gehalten, und es hätte einer energiſchern und gewandtern Hand als der der guten Tante Marie bedurft, um die Riegel dieſes trotzigen Mädchenſtolzes zu löſen. Hilde hatte Vertrauen genommen, aber niemals gegeben — wie durfte ſie nun klagen, wenn man ſie falſch einſchätzte? — Trotz ſolcher gerechten und vernünftigen Erwägungen ſchlich ſich mehr und mehr ein Gefühl von Verbitterung gegen ihre Verwandten in ihr Herz, und es wurde ihr ſchwer, ja unmöglich, in der alten herzlichen Weiſe mit ihnen zu verkehren.

Uber den Tagen des Sommers hatte ein Schimmer von Freude gelegen, der ihr nun ſchon faſt unbegreiflich ſcheinen wollte. Und doch begannen die Blätter ſich erſt leiſe herbſtlich zu färben. Sie erinnerte ſich noch der Stunde, in der ſie mit Fritz auf dem Boden nach dem alten Fahrſtuhl geſucht hatte und ein Geſtändnis ſchwerer, geängſtigter Stimmung ihr entſchlüpft war — ſie wußte noch nicht, wie es gekommen, und was ihr eigentlich die Zunge gelöſt hatte. Aber ſie fühlte, daß die wenigen Worte Fritz ein neues Intereſſe für ſie eingeflößt hatten, und — war es, daß er gleich Reiſegeſchenken einem jeden daheim ſein Teil Herzlichkeit und Freude

mitbringen wollte — er hatte von da ab öfter Gelegenheit gesucht, sich mit ihr zu unterhalten und ihre Ansicht über dies und jenes zu hören. Sie hatten manchmal heftig disputiert, und dann wieder hatte Hilde zu bemerken geglaubt, daß er ihr mehr als irgend einem andern Gliede der Familie — ja selbst als seiner Mutter — von den Erlebnissen und Erfahrungen dieser elf Jahre mitgeteilt habe . . . Wie er Zipperjahn die goldene Uhr schenkt — so schenkt er mir ein Stückchen von seiner Weltkenntnis — nicht mehr und nicht minder bedeutet dieses Vertrauen, dachte sie zuweilen mit der harten Kühle, mit der sie ein heiß aufwallendes Fühlen immer zu bändigen gewohnt war.

Trotz dieser ernsthaften Verständigkeit fühlte sie immer eine heimliche unbändige Freude, wenn Fritz sie zu irgend einer Hilfe heranzog, wenn er ihren Rat erbat oder ihre Vermittlung wünschte in irgend einer der heiklen und schwierig zu ordnenden Angelegenheiten, wie sie sich in diesem Sommer bei all den tiefgreifenden Veränderungen und dem Zusammenwirken so verschiedenartiger Menschen häufig genug ergaben.

Besonders die Zeit, in der Herr und Frau von Rosegarten abwesend waren, schien für Hilde angefüllt mit einem neuen, ungewohnt reichen und vielfarbigen Leben. Waren auch die beiden Herren des Hauses fast den ganzen Tag über in Anspruch ge-

nommen und dehnten Konferenzen und Schreibereien aller Art ſich oft bis tief in die Nacht hinein aus, ſo gab es immer hin und wieder eine Erholungsſtunde dazwiſchen. Dieſe benutzte Auguſt zu den Beſuchen bei ſeiner Braut, und Fritz und Hilde waren aufeinander angewieſen. Sie ſaßen auf der Rampe vor dem Gartenſaal und ſahen die bunten Blumenbeete auf den Raſenflächen mählich in der ſpäten Dämmerung der langen Sommerabende verſchwimmen, oder ſie gingen die Parkwege bis zu einem Hügel, auf dem eine runde Steinbank zur Ruhe einlud; dort genoß man einen ſchönen Blick auf das in den ſtillen Wieſen ruhende Dorf und die umliegenden Waldberge, ja bis auf die duftblaue Ferne hinaus, zu der der Talgrund ſich öffnete.

Dort ſaßen ſie einſt, als ein Gewitter heraufzog, die weſtliche Himmelswand mit zackigen Wolkenbergen verdeckend. Es war ſchwül geweſen am Tage, nun wetterleuchtete es ſchon in fahlen gelben Lichtern aus dem grauen Gewölk. Da das aufſteigende Wetter die Abendröte der ſinkenden Sonne verdeckte, hatte es früher gedunkelt als ſonſt. Im Taxusweg, durch den Fritz und Hilde gekommen, hatte es hie und da geflimmert von den grünen ſchwebenden Lichtlein der Glühwürmer, die in reicher Menge an dieſem warmen, dunſtigen Abend durch die Gebüſche ſchwärmten oder am Boden im Graſe rätſelhaft glimmten. Der Mann und das Mädchen waren ſchweigſam neben-

einander gewandelt; Bedrückung durch die schwüle Sommerglut und die Spannung vor dem kommenden Wetter lagen über ihnen wie über dem Getier. Als sie auf der Bank saßen und in die abendlichen Fluren hinausschauten, sahen sie auf der weißen Chaussee, die sich wie ein helles Band durch die Wiesen wand, einen Heuwagen hochgetürmt in vollem Trabe daherrasseln, um vor dem Wetter die bergende Scheune zu erreichen. Im Dorf standen die Leute an den Türen und blickten nach dem Himmel, hin und wieder bellte kurz und erregt ein Hund, und zur Linken erhob sich schwarz und finster der Fichtenwald. Fritz hatte lange und schweigend hinausgesehen in dieses Bild deutschen Abendfriedens.

„Wie man sich nach so etwas oft gesehnt hat," sagte er. „So eng und klein und fest umschlossen, wie das alles hier sein mag — es hat doch einen idyllischen Zauber wie alte Kindermärchen und Großmuttergeschichten. Siehst du, Hilde, so etwas gibt's drüben nicht, wo alles ins Große und Breite geht, alles mit ungeheuren Maschinen aufs schnellste gefördert wird. Ich finde es ja besser, richtiger, vernünftiger, wie man drüben lebt. Ich freue mich, wo ich auch hier nur Spuren eines energischern und rationellern Vorwärtsstrebens finde . . ."

„Und du bist hergekommen, um diesen Frieden, diese Weltunberührtheit möglichst zu zerstören," fiel Hilde lächelnd ein.

„Ja," ſagte Fritz lachend, „ſind wir nicht wunderlich? Es geht mir immer noch nicht ſchnell genug, daß alles anders wird. Ich freue mich, für die Heimat zu arbeiten, und doch erſcheine ich mir heute abend und ſchon oft in der letzten Zeit wie ein Barbar, der ſorglos etwas ſehr Schönes und faſt Heiliges unwiderbringlich zerſtört. Alte Inſtinkte und alte Geſchmacksrichtungen wachen in mir auf; ich begreife Papa vollkommen, daß er uns beinahe haßt. Ja, ich gehe ſo weit, daß ich mich über Auguſt wütend ärgern kann, wenn er ſich ſo ſchnell und rückhaltlos der neuen Strömung, die hier hereingebrochen iſt, ergibt. Das iſt verrückt, ich weiß es, aber ich kann nicht dagegen an. Siehſt du, ſolchen Zwieſpalt der Empfindungen, den kennt man in Amerika nicht. Dort zerſtört man keine feine, alte Romantik. Die Welt iſt für uns Junge da als unſere Beute und unſer Eigentum, darum iſt der Amerikaner durchſchnittlich auch viel einfacher und unkomplizierter in ſeinem Denken und Empfinden und deshalb auch viel froher. Drüben würde ich über die Stimmungen, die mich jetzt oft überwältigen, einfach gelacht haben."

„Was du da ſagſt, kann ich ſehr gut verſtehen," ſagte Hilde. „Ich denke mir, ein Stück Vergangenheit haſt du immer in dir getragen, und das wird nun wieder lebendig. Das Erbe von Jahrhunderten läßt ſich nicht ſo mir nichts, dir nichts verleugnen."

„Es mag ein Grund ſein," gab Fritz zu, „daß mancher von uns friſch Eingewanderten ſo gewaltſam amerikaniſch tut. Wir wollen damit krampfhaft vieles in uns übertäuben, und es gelingt ja auch den meiſten. Ich glaube, auch mir wäre es gelungen."

Hilde hörte einen Seufzer neben ſich und blickte mit teilnehmender Freundſchaft auf zu dem ſchmalen, braunen, energiſchen Geſicht mit den nachdenklich vor ſich hinblickenden Augen, und es war ihr, als ſähe ſie in den Zügen ihres Vetters plötzlich eine unbeſtimmte Ähnlichkeit mit ihrem eigenen Geſicht. Das erfüllte ſie mit einer leiſen und ſtolzen Freude, und es gab ihr faſt eine Befriedigung, zu entdecken, daß auch dieſer ſelbſtſichere, fröhliche Mann einen ſchmerzenden Zwieſpalt in ſich trug. Es machte ihn ihr ſympathiſcher und brachte ihn ihr näher.

Gleich darauf fuhr es ihr wie ein wehetuender Stich durchs Herz, als er ausrief: „Ich glaube, Hilde, ich darf nicht zu lange hier bleiben, ſonſt komme ich aus meinem Gleis und werde ein ſorgenvoller Kopfhänger, wie ihr es hier alle mehr oder minder waret, als ich wie eine Bombe zwiſchen euch platzte."

Als ſie bei grollendem Donner und ſchwer niederfallenden, lauen Regentropfen in der plötzlich hereingebochenen Dunkelheit, die nur durch das Zucken bunter Blitze phantaſtiſch erleuchtet wurde, unter dem

Blätterrauſchen der Parkbäume heimgingen, zog Fritz den Arm des Mädchens in den ſeinen, damit ſie nicht über eine Wurzel falle, wie er ſagte. Ihr aber war es warm und wohl, ſo an ſeinem Arm dahinzuſchreiten. Sie dachte, daß ſie die Erinnerung dieſer Stunde ſorglich hegen wolle für manche nahende Einſamkeiten.

Und dann kam eine andere Abendſtunde, die das feine goldene Freundſchaftsgeſpinſt, das ſich zwiſchen beiden zu weben begonnen, gewaltſam zerriß. Es war in Niedernrode, und Mimi und Auguſt ſollten am nächſten Morgen Hochzeit feiern. Die Nacht war erhellt von den ſchwebenden Leuchtkugeln aufſteigender Raketen, von dem Niederregnen tauſend farbiger Funkelſterne, von dem künſtlichen Rot und Grün bengaliſcher Flammen und die ſtillhauchende Sommerluft wurde bewegt von dem Geknatter, dem Geziſch und Geprаſſel wirbelnder Feuerräder, die zu Ehren des Brautpaares auf dem Platz vor dem Niedernroder Schloß abgebrannt wurden. Alle Parkwege waren durchſchwärmt von hellen Geſtalten, von rauſchenden Seidenſchleppen, von klirrenden Sporen, blitzenden Epauletten und funkelnden Uniformen, denn manches Pärchen unter der Jugend zog es vor, ſtatt im Gedränge der Gäſte und der Dorfleute das Feuerwerk zu ſchauen oder es mit den ältern Damen und Herren von den Fenſtern aus zu genießen, das bunte

Geleuchte durch den Schleier der grünen Parkbäume und Büſche in der Ferne aufglühen zu ſehen. Schwebende Reihen vom Nachtwind hin und her geſchaukelter japaniſcher Laternen hingen über den Wegen und ſchwangen ſich in farbigen Bogen von Baum zu Baum, von Buſch zu Buſch. Eine Muſikkapelle, die in dem weit geöffneten Gartenſaal ſpielte, ſtreute ihre ſchmeichleriſchen Weiſen wie abgeriſſene Ketten ſilberner Klangperlen durch die bewegte Mitternacht.

Da war es geweſen, daß Fritz, von Wein und Tanz erhitzt und in einer übermütigen, luſtigen Stimmung, von ſeiner Mutter ausgeſandt wurde, um Hilde zu ſuchen, der Frau von Koſegarten irgend etwas Dringliches mitzuteilen wünſchte. Er war auf ſeinem Streifzug an manchem flüſternden und kichernden Pärchen vorübergekommen, und ſein Blut wallte heiß in einer jähen Sehnſucht, das Mädchen zu finden, deſſen er noch vor einer Stunde nur in brüderlichem Gleichmut gedacht hatte. Er traf ſie endlich auf einer fernen Bank, eine ſchmale, weiße Erſcheinung, die wie ein Nebelſtreif aus dem Dunkel leuchtete.

„Hilde?“ fragte er leiſe, ſich zu vergewiſſern, denn ſie hielt den Kopf tief geſenkt. Als ſie ihn hob, ſah er, daß ihr Geſicht von Tränen überflutet war.

„Hilde,“ flüſterte er heiß und heftig, „du darfſt nicht weinen! Du nicht!“ Und er hob ſie, mit dem Arm ſie umſchlingend, von der Bank, küßte ihr

die Tränen von den Augen und küßte mit heißem Kuß auch ihren Mund. Er fühlte sie hingegeben sich in seinen Arm schmiegen, fühlte den warmen Mädchenkörper schauern und beben, während sie willenlos ihren Mund seinen Lippen bot und sich von seinem Kuß nicht zu trennen vermochte. Es war eine Sekunde wortlosen Genießens für beide. Dann rissen sie sich voneinander, blickten sich erschrocken an, und Fritz lachte ein wenig verlegen.

„Mama rief nach dir, da versprach ich, dich zu suchen," sagte er verwirrt, nahm ihre Hand und versuchte sie leise zu streicheln. Sie aber entzog sie ihm hart und schnell.

„Ich komme," stieß sie mit einem feindseligen Klang hervor und stürmte fliehenden Fußes den dunklen Gang entlang.

Er eilte ihr nach. „Hilde," bat er an ihrer Seite, „sei mir nicht böse! Es war nur eine wilde Polterabendstimmung."

„Ich — böse? — Warum sollte ich böse sein?" schluchzte sie heftig auf. „Kann ich mich wundern, wenn ihr denkt, ich sei zu jeder wilden Polterabendstimmung gut genug?" Sie stampfte mit dem Fuß und schüttelte die geballten Hände in der Luft hin und her, während ein Weinen wie ein langer Wehlaut aus ihrer Kehle drang.

„Um Gottes willen, Mädchen!" sagte Fritz leise und zornig, „gebärde dich doch nicht so! Ich habe

dir doch in frühern Zeiten manchen Kuß gegeben. Warum haſt du dich nicht gewehrt, wenn es dir nicht recht war?“

Sie flüchtete in den Schatten eines Baums und drückte den Kopf gegen ſeine kühle Rinde.

„Ich bin ja unſinnig, ich weiß es ja,“ ſtieß ſie leidenſchaftlich hervor. „Ich bin einmal ein unglückliches Geſchöpf. Nimm mich nur, wenn du mich nehmen willſt, ich wehre mich ja nicht. — Siehſt du, da bin ich!“ Sie wendete ſich mit einem haſtigen Ruck zu ihm, ſtreckte ihm die Hände entgegen und zeigte ihm ihr blaſſes, tränenbetropftes und in Verzweiflung verzerrtes Geſicht.

„Da bin ich,“ flüſterte ſie heiſer, heiß und feindlich, „die Beute für einen jeden, der mich will. Hörſt du denn nicht?“

Mit zuſammengebiſſenen Zähnen, von denen die roten Lippen ſich zurückgeſchoben hatten, ſtarrte ſie ihn atemlos an.

Fritz, plötzlich wieder ernſt und ernüchtert, griff nach ihrem Handgelenk, ſchüttelte ſie derb, ohne jede Zärtlichkeit. „Bitte, komm zu dir, Hilde, aber ſchnell, hörſt du? Ich habe kein Wort verſtanden von dem, was du redeſt! Das laß dir geſagt ſein. Für morgen!“

Sie ſtand, den Kopf tief geſenkt, wie ein gebändigtes armes Tier unter ſeiner ſcharfen Berührung.

„Fritz,“ klagte sie leise, „kannst du dir nicht denken, wie es in mir aussieht?“

„Nein,“ sagte er hart. „Wie soll ich mich in eure hysterischen Schmerzen versetzen können? Ich habe dich für ein verständiges Mädchen gehalten, und wenn ich dich nicht gern hätte, würde ich dich wohl auch nicht geküßt haben. Im übrigen sollst du in Zukunft nicht mehr über mich zu klagen haben.“

Er verbeugte sich kurz und wies ihr mit einer Handbewegung den Vortritt, indem er zugleich andeutete, daß er sie durch seine Begleitung nicht belästigen werde.

„Mama erwartet dich oben im gelben Salon.“

Während Hilde, sich die Augen trocknend, unter den bunten, im Nachtwind schaukelnden japanischen Laternen dahineilte, war es ihr, als ob diese letzte Bemerkung ihres Vetters wie ein Befehl geklungen habe.

... Auch ihm bin ich weiter nichts als die arme Verwandte, die zu jedem Dienst bereit sein muß und sich noch freuen darf, eine gelegentliche Zärtlichkeit des jungen Herrn in Empfang zu nehmen, dachte sie in verzweifelter Verbitterung, und der nahe Abschied von Rauschenrode und von all den Menschen, die sie bisher geliebt hatte, dünkte ihr nun eine Erlösung aus unerträglicher Qual.

Wie sich oft äußere Umstände innern Stimmungen ergänzend anzupassen scheinen, ging mit

Mimi Rahlens Übersiedlung nach Rauschenrode die Bestimmung über wirtschaftliche und häusliche Fragen naturgemäß an die junge Frau über. Fritz hatte sich mit allen hierauf bezüglichen Wünschen jetzt nicht mehr an Hilde, sondern an seine Schwägerin zu wenden. Manches vertrauliche kleine Geplauder war dadurch an sich überflüssig geworden, auch wenn man es nicht aus andern Gründen vermieden hätte. Der Familienkreis hatte sich durch die Rückkehr der Eltern und die stete Anwesenheit des jungen Ehepaars erweitert. Es gab kaum noch Gelegenheit, daß Hilde und Fritz sich einmal offen über jene wunderlich leidenschaftliche Szene am Vorabend der Hochzeit hätten aussprechen können. Sie suchten eine solche Aussprache auch nicht. Sie mieden sich, und wo ein Zusammensein nicht zu umgehen war, hatten sie nur formelle Höflichkeit für einander.

Hilde erwartete es nicht anders, aber es schmerzte sie mehr, als sie sich selbst zugestehen mochte. Sie sah Fritz in einer liebenswürdigen Herzlichkeit mit der jungen Schwägerin verkehren, und eine dumpfe, quälende Eifersucht verdarb ihr die Laune. Gerade jetzt, wo sie seine Freundschaft, seinen brüderlichen Rat am meisten gebraucht hätte, mußte sie ihn entbehren, und wie sie sich hundertmal am Tage sagte, es war doch eigene Schuld, daß sie ihn verscherzt hatte.

Warum mußte sie auch den durch eine über-

mütige Feſtlaune hervorgerufenen kleinen Ausfall aus dem Gebiet brüderlicher Freundſchaft ſo tragiſch und verzweifelt auffaſſen? — Kannte ſie Fritz nicht genug, um zu wiſſen, wie leichtherzig er ſolche Dinge nahm und doch mit ſicherm Takt eine beſtimmte Grenze niemals überſchritten hatte? Es war ja ſo, wie er ſagte: bei manchem luſtigen Spiel in ihrer erſten Jugendzeit hatte er wohl dem Couſinchen einen Kuß geraubt, und beide hatten im nächſten Augenblick ſchon nicht mehr daran gedacht. Das verwandtſchaftliche Verhältnis ſanktionierte ſolche jugendlichen Scherze und nahm ihnen zugleich die Gefahr. Sie wußte ja damals auch, daß ſein Herz der blonden, zarten Gutsnachbarin gehörte. Hilde begriff ſich ſelbſt nicht, warum nun alles ſo anders war und ſie aus einer tiefen Erſchütterung ſich nicht zu erholen vermochte. Die Sekunden in ſeinem Arm hatten ihr eine ſo heiße Wonne gegeben, daß ihr ganzes Weſen bei der Rückerinnerung daran erzitterte. Und noch jetzt — wenn er ſich gleich ſtreng und beinahe feindlich von ihr zurückhielt . . . ſtreifte ſie einmal flüchtig hin und wieder ſein fragender Blick, ſo fühlte ſie bange und geängſtigt, daß ſie hilflos ſeinem Werben preisgegeben ſein würde, wenn er es ſich je einfallen laſſen ſollte, in irgend einer Form nach ihrem Beſitz zu trachten.

Sie rang im ſtillen, ſich jene nüchterne Ruhe und Klarheit zurückzuerobern, in der ihr ſo viele

Jahre dahingefloſſen waren, aber es ging nicht, wie ſie wollte. Dunkle Gewalten eines ſtürmiſchen Bluts waren jäh wieder erwacht und verlangten heftig, was ihnen verweigert werden ſollte. Trotz aller Selbſtbeherrſchung ahnte das Mädchen nicht, wie ſehr ihr Weſen dadurch verändert wurde, wie ſchnell ihre Farben bei jeder Stimmung wechſelten, wie die Gleichmäßigkeit und Ruhe, die kluge, etwas ironiſche Überlegenheit unwiederbringlich dahin waren. Und ſie ahnte auch nicht, daß ein vermehrter Reiz von Leben und Wärme von ihr ausſtrahlte, der dort vielleicht am ſtärkſten wirkte, wo er am wenigſten wirken ſollte.

War ſie ſchroff und ungezogen gegen Debberitz, ſo lachte der nur behaglich vor ſich hin und ſah ſeinen Weizen blühen. Er begann ſie ſchon mit heiterer Beſitzermiene zu betrachten und ihr ſyſtematiſcher den Hof zu machen. Hilde fragte ſich in trüben, mutloſen Stunden, ob es nicht das beſte ſein möchte, jeden Kampf zu enden und ſeine Frau zu werden. Sie ſpielte mit dieſem Gedanken, mit dieſem Plan in einer Art von wollüſtiger Selbſtquälerei, die ihr den letzten Reſt von Faſſung der Außenwelt gegenüber raubte.

Neuntes Kapitel

Die junge Frau von Rosegarten saß an einem Sonntagnachmittag mit einer Stickerei unter den Kastanienbäumen. Ihr Mann und Fritz rauchten neben ihr, und sie sprachen häusliche Dinge durch. Auch über Hildens eigentümliche Stimmung fiel ein Wort.

„Es wird wirklich Zeit, daß sie aus dem Haus kommt," bemerkte August. „Ihr höhnisches und rechthaberisches Wesen ist kaum noch zu ertragen. Wenn sie erst Hofdame ist, so wird sie ihre Zunge etwas mehr im Zügel halten müssen."

„Ich weiß nicht," begann Mimi bedächtig, „mir gefällt dieser Plan, sie Hofdame werden zu lassen, durchaus nicht. Ich sehe der Sache mit Besorgnis entgegen und fürchte, sie wird einen schweren Stand haben."

Fritz blickte seine Schwägerin prüfend an. „Was meinst du damit, Mimi?" fragte er. „Du sagst das, als liege ein besonderer Sinn hinter deinen Worten."

„O nein, keineswegs," beteuerte die junge Frau lebhaft, „Hilde ist ja meine Freundin, und ich wünsche ihr nur das Beste."

„Nun also," sagte Fritz ruhig, „warum vertraust du nicht darauf, daß Hildens Klugheit und ihr ungewöhnliches Geschick in der Behandlung von Men-

ſchen ihr in der kurioſen altfränkiſchen Welt da in Langenrode eine dominierende Stellung verſchaffen werden?"

„Hältſt du Hilde wirklich für ſo klug?" fragte Auguſt. „Ich muß geſtehen, mir hat ſie keine Beweiſe davon geliefert."

Auf Fritzens Geſicht zeigte ſich ein Ausdruck von leichtem Spott und heimlichem Vergnügen. „Was man ſtets unter Augen hat, pflegt man ſelten richtig zu beurteilen. Man überſchätzt es, oder man unterſchätzt es in ſeinem Wert," antwortete er ausweichend. „Was Hilde in all den Jahren hier auf Rauſchenrode geleiſtet hat, wird wohl von euch allen unterſchätzt."

„Nun, nun," brummte Auguſt, „was hat ſie denn Beſonderes geleiſtet?"

„Ich meine," rief Fritz ein wenig heftiger, „wir beiden Söhne hätten allen Grund, ihr dankbar zu ſein, weil ſie unſern Eltern die Hilfe und den Troſt gebracht hat, den wir ihnen nicht geben konnten."

„Das verſtand ſich doch von ſelbſt nach allem, was ſie hier im Haus an Wohltaten empfangen hat," ſagte Auguſt empfindlich. Er war immer noch leicht erregt, wenn er mit ſeinem Bruder in Meinungsverſchiedenheiten geriet.

„Ich habe meine eigene Anſicht von dem, was ſich von ſelbſt verſteht," ſagte Fritz und wandte ſich

dann zu ſeiner Schwägerin: „Mimi, es wird kühl hier, darf ich dir nicht einen Schal holen?“

In der dichten Belaubung der großen alten Bäume zeigten ſich ſchon viele goldhelle Blätter. Ein feuchter Nebel, wie ihn auch ſommerwarme Septembertage gegen Abend leicht bringen, hauchte kühl aus den Gründen der Berge herüber.

„Bemühe dich nicht,“ ſagte Auguſt, „Zipperjahn kann meiner Frau ein Tuch beſorgen.“ Er ging nach dem Schloß, um den kleinen Diener zu rufen. Mimi ſah zu dem Schwager auf, und beide lächelten in ſtillem Einverſtändnis.

„Nun iſt er wieder beleidigt,“ ſagte Mimi leiſe, „weil er nicht daran gedacht hat, mir den Schal zu holen.“ Sie ſeufzte. „Manchmal weiß ich gar nicht, wie ich mich ſeiner Eiferſucht gegenüber verhalten ſoll. Ach, es iſt unrecht, daß ich dir das ſage . . .“

Fritz machte eine leichte Kopfbewegung, die ſeine Verwunderung ausdrücken ſollte. „Wie ihr euch unnötig das Leben erſchwert!“ Er blickte dem Bruder nach, der den Diener rief und, als dieſer nicht kam, ſchnellen Schrittes im Schloß verſchwand. „Und ſieh nur, wie wunderlich,“ fuhr er fort, „da ergreift er in ſeinem Ärger das allerungeeignetſte Mittel: geht ſelbſt, ſtatt mich ruhig gehen zu laſſen, und wir beide ſind allein. Jetzt hätten wir nun die allerſchönſte Gelegenheit, miteinander zu flirten, wenn wir wollten!“

„O, Fritz!“ machte Mimi vorwurfsvoll und wurde dunkelrot in plötzlicher Verlegenheit.

„Aber, meine teure Schwägerin,“ ſagte Fritz lachend, „wenn ſolche reizende Roſenröte aufſteigt, da ſoll ich nicht verwirrt werden? Ich will mich aber männlich zu faſſen ſuchen, weil ich dich nicht erzürnen will, ſondern im Gegenteil an deine Güte mit einer Bitte appellieren möchte.“

Mimi blickte unſicher von ihm fort. Sie gehörte zu den Frauen, die in ihrer Neigung ſo unbegrenzt einſeitig ſind und ſein wollen, daß ſie ſich jede menſchliche Teilnahme für einen andern als den augenblicklich geliebten Mann ſchon zur Sünde anrechnen und deshalb zu jedem freien kameradſchaftlichen Verkehr untauglich ſind. Fritz wollte ſie gern ein wenig dazu erziehen, ſcheiterte aber immer wieder an ihrer Befangenheit.

„Was beabſichtigſt du mit dieſer feierlichen Einleitung?“ fragte ſie ſchüchtern.

„Nur dich bitten möchte ich, daß du und Auguſt ein wenig herzlicher und geſchwiſterlicher mit Hilde verkehren,“ ſagte er warm und legte ſeine Hand auf die ihre, wie es eine Gewohnheit von ihm war, wenn er ſeinen Worten mehr Nachdruck geben wollte. „Das Mädchen hat jetzt eine ſchwere Zeit zu überwinden; ſchwerer, als wir alle wohl begreifen dürften. Der gewohnte Boden wird ihr unter den Füßen entzogen, und ſie ſieht noch kein neues Land, auf

das ſie den Fuß ſetzen könnte. Da mag ihr wohl manchmal widerwärtig und unwirſch zumute ſein.“

Mimi zog ihre Hand leiſe unter der ſeinen fort. „Du biſt aber ſelbſt gar nicht nett zu Hilde,“ ſagte ſie erſtaunt.

„Ich?“ machte Fritz verblüfft, „. . . ja ſo! Das iſt aber etwas anderes! Ich mache mir auch Vorwürfe, nicht den rechten Ton gegen ſie finden zu können. Ihr Frauen verſteht es beſſer, auf ſo ſchwierige Gemütsſtimmungen einzugehen.“

Mimi rückte ſich zurecht, ſie ſah leidend aus, und dann bekam ihr ſchmales, blondes Geſicht leicht etwas Spitziges. „Ich bin mir bewußt, immer freundſchaftlich zu Hilde gehalten zu haben,“ ſagte ſie mit einer überlegenen Frauenwürde, die ſie jetzt häufig annahm, „ich habe ſie immer verteidigt, auch zu einer Zeit, als ſie es einem wirklich nicht leicht machte, zu ihr zu ſtehen.“

„Wann war das, und was iſt damals geſchehen?“ fragte Fritz kurz.

„O, geſchehen . . .“ meinte die junge Frau von Roſegarten gedehnt und errötete wieder, „geſchehen iſt natürlich nicht das mindeſte, aber Hilde war doch eben ſehr unvorſichtig.“

„Alſo, bitte, erkläre dich näher,“ ſagte Fritz ungeduldig. „Worin war Hilde unvorſichtig?“

„Aber ich weiß ja gar nichts Näheres, es geht mich ja auch gar nichts an!“ rief die junge Frau.

„Es ist wirklich kalt hier geworden!“ Sie erhob sich und wollte ins Haus zurückkehren. Ihr Schwager legte die Hand auf ihren Arm und hielt sie zurück. Als sie ängstlich zu ihm aufsah, fand sie plötzlich, er sähe alt und strenge aus.

„Worin war Hilde unvorsichtig?“ wiederholte er scharf.

„Gott, Fritz — quäle mich doch nicht, mir ist nicht wohl!“

„Ach, euch ist immer nicht wohl, wenn ihr durch böse Andeutungen eure Nebenmenschen verdächtigt und dann zu feige seid, um Rede und Antwort zu stehen.“

„Du bist grob,“ klagte Frau von Kosegarten und wickelte nervös ihre Arbeit, die auf dem Tische verstreut lag, zusammen. „Diese alte Geschichte ist ja bekannt genug! Als du wohl ein Jahr fort warst und es hier auf dem Schlosse so traurig und öde wurde, schickten deine Eltern Hilde, damit sie sich ein bißchen amüsieren sollte, für die Wintermonate nach Langenrode zu Frau von Leuchtenberg zum Besuch. Die Baronin Leuchtenberg hatte sie eingeladen, um die Hofbälle mitzumachen. Eines Tags kommt Hilde ganz unerwartet, verstört und verweint wieder hier an. Frau von Leuchtenberg hatte sie einfach aus dem Haus gewiesen.“

„Warum?“ fragte Fritz. „Sie mußte doch Gründe für ein solches Vorgehen anführen!“

„Nun ja,“ antwortete Mimi erregt, denn diese

notgedrungene Mitteilung war ihr äußerſt fatal, „ſie ſchrieb ja auch, andere Verwandte hätten ſich unvermutet bei ihr angeſagt, ſo daß ſie zu ihrem Bedauern ihre Logierſtube brauche. Aber das war es ja gar nicht, das wußte ja jeder. Hilde hatte ſich eben ziemlich ſtark von dem Grafen Keſſenbrock, dem bekannten Viveur, die Cour machen laſſen, und manche Leute ſagten, er habe vorher der Baronin Leuchtenberg ſelbſt auffallend gehuldigt.“

„Ach, das ſind ja alles Widerlichkeiten fremder Menſchen, die du Hilde noch nach zehn Jahren anrechneſt!“ ſagte Fritz vorwurfsvoll, „was ſeid ihr Frauen doch für Geſchöpfe.“

„Ich rechne ſie ihr ja nicht an,“ antwortete Mimi ärgerlich. „Ich ſagte nur, daß ihr Ruf in Langenrode dadurch erſchüttert wurde, denn es gingen natürlich, wie du dir denken kannſt, die tollſten Gerüchte über dieſes Ereignis um. Wer kann ſie auf ihre Richtigkeit prüfen! Ich habe immer an Hildens Unſchuld geglaubt und Tante Marie ebenfalls, aber man kann den Leuten doch nicht die Mäuler ſtopfen!“

„Ob man das kann!“ ſagte Fritz heftig. „Auguſt, als Hildens nächſter Verwandter, hätte ſofort nach Langenrode fahren ſollen und dieſe edle Frau von Leuchtenberg — eventuell auch den Grafen Keſſenbrock — zur Rede ſtellen. Wo blieb denn da eure vielgerühmte Ritterehre und Familienzuſammengehörigkeit?“

„Du beſchuldigſt Auguſt ganz ungerechterweiſe,“ ſagte Mimi und ſah plötzlich ſehr hochmütig aus, „er war damals auf der Univerſität und erfuhr erſt ein halbes Jahr ſpäter von all dieſen Geſchichten. Hilde bat und flehte ja ſelbſt in allen Tönen, man ſollte die Sache ruhen und vergeſſen ſein laſſen. Sie iſt nie wieder in Langenrode geweſen. Wenn Beſorgungen zu machen waren, reiſte ſie lieber gleich nach Berlin.“

Auguſt kam und brachte das Tuch für ſeine Frau. Er fand ſie heiß und erregt und ſeinen Bruder blaß, mit eigentümlich glimmenden Augen. Rauh forderte er Mimi auf, mit ihm ins Haus zu kommen. Seine Frau ſah ihn ängſtlich an und folgte ihm mit der Miene verſtörter Demut, wie ſie junge Frauen annehmen, wenn ſie ein eheliches Ungewitter am Horizont emporziehen ſehen.

Fritz blieb im Park und ging rauchend den Taxusgang hinab zum Teich, aus dem ein ſchwerer Nebeldunſt emporbampfte. Auch aus den Wieſen vor den Waldhängen wallten die feuchten weißen Schleier hin und wieder und ſchlangen ihr Geſpinſt bis in die dunklen Fichten hinein, deren Wipfel ſich in feiner Zackenlinie gegen den kühlen, blaßblauen Abendhimmel abzeichneten. Das Nebelgewoge, das von allen Seiten ſchwebend, weſenlos, ungreifbar und doch mit ſeltſamer Schnelligkeit von der noch vor einer halben Stunde vom letzten Sonnengold ſtrahlen-

den Landſchaft Beſitz ergriff, ihre durchwärmte Fröhlichkeit mit ſeinen kühlen, atembeklemmenden Dämpfen erſtickend, gemahnte Fritz, der dem Geſpräch mit ſeiner Schwägerin nachgrübelte, an jene kaum faßbare und doch mit unheimlicher Schnelligkeit um ſich greifende Gewalt der Verleumdung, von der er nun wußte, daß ſie Hildens Leben im Kern zerſtört hatte. Er verſtand mit einem Male manchen Widerſpruch in ihrem Weſen, den er ſich bisher nicht zu deuten gewußt hatte, und der ihm unſympathiſch geweſen war, weil er ihn auf krankhafte, exaltierte Launen zurückführte, die er vor allem bei Frauen verabſcheute. Nun ſuchte er ſich innerlich ein Bild von dieſem Mädchendaſein vorzuſtellen, ihm nachzugehen von dem Moment an, wo das verwaiſte Kind mit dem viel zu langen ſchwarzen Kaſchmirkleidchen und den muntern braunen Augen, von denen man fand, daß ſie den ſeinen aufs Haar glichen, bei ihnen im Schloß erſchienen war. Am erſten Abend, auf dem kleinen Eckſofa in Mutters Stube, wohin der Lampenſchein kaum noch drang, vor dem Schlafengehen hatte ſie ihm damals mit von heimlichen Schauern erzitternder Stimme von dem Begräbnis ihres Vaters erzählt, von dem militäriſchen Pomp an der Leiche und von der Rückkehr in die ſchrecklich leeren und verwüſteten Stuben, in denen ſie ſich ſo gefürchtet habe. Fritz erinnerte ſich ſeiner knabenhaften Neugier, mit der er die kleine Couſine nach allerlei

grauſigen Einzelheiten der Krankheit und des Sterbens ausgefragt hatte, und der Wallung zärtlichen, ritterlichen Mitgefühls für die Verlaſſene, indem er beſchloß, ſie, wenn er erſt ein Mann und Offizier geworden ſei, zu heiraten und ſie zur Herrin von Rauſchenrode zu machen. Denn in jenen Jahren galt ihm noch der Beſitz ſeiner Väter als das Glänzendſte und Herrlichſte, was er auf dieſer Erde kannte. Er kannte freilich nicht viel von den Herrlichkeiten der Erde.

Damals, ſo fiel ihm jetzt wieder ein, und er mußte ein wenig lächeln, hatte er ihr auch den erſten Kuß gegeben, einen ſchüchternen, zarten Tröſtekuß auf ihre runde Kinderwange. Und er hatte ihr zugleich über das weiche Haar geſtrichen, das die gleiche hellbraune Farbe hatte wie ſein eigenes, indem er ihr zuflüſterte, ſie ſolle nicht mehr traurig ſein. Wenn ſie groß geworden wäre, würde er ſie heiraten, und alles würde wieder gut werden. Er entſann ſich auch, eine gelinde Enttäuſchung empfunden zu haben, als dieſer heroiſche Entſchluß nicht ſehr ſtark auf ſie wirkte und ſie nur ziemlich kleinlaut erwiderte: „Ach, bis dahin iſt es ja noch ſo ſehr lange hin!“

Von ſolchen Zukunftsplänen war ſpäter nie mehr die Rede zwiſchen ihnen beiden. Sie waren durch das Zuſammenleben einfach zu Bruder und Schweſter geworden. Er hatte das kluge, energiſche und luſtige, mit Mund und Hand ſtets ſchlagfertige Mädelchen

doch sehr gern. Fritz wunderte sich heute beinahe daß er so ganz habe vergessen können, wie gute Freunde sie in allen Ferienzeiten gewesen waren, wie er und Hilde sich in allen Spielen und den Anschlägen zu allerlei Abenteuern im Wald und Feld viel besser verstanden als er und August.

. . . Heute auch kam Fritz zum ersten Mal die Frage, ob die Eltern, als sie Hilde zu sich nahmen, daran dachten, daß das Mädchen damals für die mutmaßliche Erbin des Onkels Christoph galt; erwähnt wurde es jedenfalls niemals.

Vater und Mutter würden wahrscheinlich empört gewesen sein, wenn man ihrer Guttat gegen die Cousine zweiten Grades berechnende Motive untergeschoben hätte. Und doch war Fritz nun beinahe sicher, daß sie beide damals eine Verbindung zwischen ihm und Hilde planten, für den Fall, daß . . . Übrigens hatte man bei der schrullenhaften Absonderlichkeit von Onkel Christoph durchaus nicht voraussehen können, ob die Tochter seiner Schwester, mit der er sich niemals gut gestanden hatte, seine Erbin werden würde, oder ob er nicht eher die Träger des Familiennamens, Fritz und August, mit seinem Vermögen bedenken werde. Hin und wieder bauten alle drei Kinder die herrlichsten Luftschlösser und Zukunftspläne auf diesen an ihrem kindlichen Horizont verführerisch glimmernden Goldsegen. Hilde war immer bereit, mit den Vettern alles zu teilen. Aber es kam

niemals zu einer Prüfung ihrer Großmut. Tante Trinette heimſte ſchließlich die ganze Herrlichkeit ein. Man mußte ja zugeben, ſie war in der Familie die einzige geiſtige Erbin des alten Herrn — die Erbin vieler ſeiner Eigenheiten, vor allem ſeiner außerordentlichen Sparſamkeit. Und ſo teilte er denn im Teſtament den jüngern Familienmitgliedern mit, daß er ſein Vermögen in die vorſichtigen Hände der Tante Trinette lege, in denen er es wohl aufgehoben wiſſe, bis ſeine Neffen und Nichten bei ihrem Ableben dereinſt in ein reiferes und verſtändigeres Alter eingetreten ſein würden, in dem ſie dann einen ernſtern und bedächtigern Gebrauch von den Gütern dieſer Erde machen würden. Er glaube einer Gewiſſenspflicht nachzukommen, wenn er ihre Jugend nicht mit der Zuwendung verführeriſchen Goldes vergifte.

‚Die Jugend nicht mit der Zuwendung verführeriſchen Goldes vergiften‘ war ſeitdem ein häufig gebrauchtes, geflügeltes Wort auf Rauſchenrode geblieben.

Fritz wußte, daß die Enttäuſchung einer Hoffnung, die eigentlich nur von den fortwährenden Scherzen über die mögliche Verwendung der imaginären Schätze des Onkels Chriſtoph genährt worden war, ihn zum erſten Mal zu einer reiflicheren Überlegung über die Chancen, die ihm die Zukunft bot, geführt hatte. — Möglicherweiſe durfte er nicht bei einem Kavallerieregiment eintreten, ſagte er ſich plötz-

lich, und damit verlor die Zukunft jeden Reiz für ihn. Wieder war es auf dem kleinen, braunen Eckſofa, halb verborgen von dem Rokokoſchrank, in dem Mama ihren Malaga und die Vanilleplätzchen aufbewahrte, daß Hilde diesmal ihn tröſtete. Sie hatten dabei zur Aufrichtung ihrer betrübten Gemüter die Büchſe mit den kleinen Kuchen zwiſchen ſich ſtehen und knabberten beide eifrig an den knuſprigen ſüßen Dingelchen, wobei Hilde ihm verſtändig vorhielt, wie wenig doch ſeine Offizierslaufbahn in ſeinem Leben zu bedeuten haben würde, wie er jedenfalls einmal Rauſchenrode übernehmen werde und ſie ihm hier die Wirtſchaft führen wolle, wie ſie zuſammen neue Erwerbsquellen entdecken würden, um das Gut wieder in die Höhe zu bringen. Sie war mehr für die Zucht von weißen Dahlien für Trauerkränze, er mehr für den Anbau von Zwiebeln — mit denen Onkel Jochen auf Lüdſche brillante Geſchäfte gemacht haben ſollte. Die Dreizehnjährige hatte dem großen Bengel zu beweiſen geſucht — und ihre Augen leuchteten begeiſtert zu ihrer Rede — daß der Beſitz von ererbtem Reichtum etwas Verächtliches, ja faſt Entehrendes ſei, daß er hart und eng und unbarmherzig mache, wie jeder an Onkel Chriſtoph und Tante Trinette ſehen könne, und wie ſie froh ſei — ja geradezu froh, betonte ſie inbrünſtig, daß ſie von dieſem Sündengeld verſchont worden wäre!

Sie hatte ihn zwar nicht geküßt, wie er damals

getan, denn ſie war eher ein herbes Mädchen und Zärtlichkeiten abhold, aber ihr glühendes junges Geſicht und ihre hochgemute Backfiſchbegeiſterung hatten ihn angeſteckt. Es war eine kurze Zeit des flammenden Idealismus und der Selbſtveredelung nach dieſem Abend für ſie beide angebrochen, die dann auch vorüberging, um anderen minder reinen und unſchuldigen Einflüſſen in ſeiner wachſenden Männlichkeit Platz zu machen.

Es kamen Jahre, in denen er ſich Hildens kaum zu erinnern vermochte, ſo gleichgültig war ſie ihm geworden. Später, als er ſich in Mimi Rahlen verliebte, ertrug er ihre Gegenwart oft nur mit Ungeduld als ein notwendiges Übel, das er mit in Kauf zu nehmen hatte, wenn er die Nähe und die Unterhaltung der blonden Gutsnachbarin genießen wollte.

Niemals wäre es ihm eingefallen, nach Hildens innerm Leben, nach ihrer Entwicklung, nach ihren Wünſchen und Enttäuſchungen zu fragen, ſich auch nur einen Augenblick lang damit zu beſchäftigen. Nun verſuchte er, ſich die Seiten dieſes Mädchenlebens vorzuſtellen, von denen niemand wußte. Sie war ſtiller, diskreter Zeuge ſeiner Werbung um ihrer Freundin Liebe. Er ſelbſt hatte ſich zu jener Zeit in einem berauſchten, halb unzurechnungsfähigen Zuſtand tollen Jugenddranges befunden, in dem die höchſten Pläne, die zarteſten Empfindungen und die

törichtſten Handlungen ſich zu einem wunderlichen Chaos vermiſchten. Um Mimis reiner Liebe wert zu ſein, ging er des Morgens in die Kirche und faßte die frömmſten Vorſätze, während er ſich einige Stunden ſpäter zwei neue Interimsröcke und ein elegantes Jagdzivil beſtellte, obwohl ſeine Zulage ihn keineswegs zu ſolchen Extravaganzen berechtigte. Er war plötzlich bei allen Feſten, bei Rennen wie bei Quadrillen der erſte, und, was naturgemäß ſich damit verband, er ſtellte auch bei Spiel und Trunk ſeinen Mann. Niemals — weder früher noch ſpäter — war er ſo jeder Überlegung bar wie in dieſem ſelig unſeligen Jahre. Das ſchmerzliche Ende folgte denn auch ſehr ſchnell: der Abſchied vom Regiment, vom Vaterland und Elternhaus und von dem ſüßen, blonden Mädchen, dem zuliebe er alle die eitlen Torheiten begangen hatte.

Er blickte ſpäter auf dieſe Zeit wie auf einen Zuſtand gelinden Irreſeins, einer Art von geiſtiger Erkrankung zurück, und daß die Erinnerung an Mimi ſich mit der Reue über ſo viele, nicht wieder gutzumachende Torheiten verband, verleidete ihm die Liebe ſelbſt ſchnell genug. Niemals wieder hatte ein Weib Gewalt über ſein Tun und Laſſen bekommen — von da ab war die Liebe ihm nur ein Spiel, das völlig außerhalb ſeines Lebens und Strebens bleiben mußte und jederzeit abgebrochen wurde, ſobald er fühlte, daß er zu viel von ſeinem Herzen drangab.

Vielleicht hatte Hilde mehr Ähnlichkeit mit ihm als nur im Blick der Augen? Vielleicht kannte ſie auch dies völlige ‚Sichaufgeben‘ im Rauſch und Taumel des Gefühls, das in jenen Zeiten ihm unabwendbares Fatum wurde?

Er hatte damals Keſſenbrock ins Haus gebracht.

Er rühmte ſich der Freundſchaft des glänzenden, ältern Kameraden, der ihm Leitſtern und Ratgeber auf dem gefährlichen Weg, Frauen zu imponieren, wurde. Er hatte an der eigenen Perſon den verführeriſchen Einfluß des geiſtreichen Mannes erfahren. Ihm war er Abgott und Vorbild — wie mußte er auf Hilde wirken, in der ſo viel ſchlummernde Möglichkeiten bisher noch nie geweckt waren.

Sonderbar, wie er heute die Fäden ſah, die ſich zwiſchen dem eigenen und dem Geſchick ſeiner Pflegeſchweſter hin und wieder ſpannen. An ſeinem Liebesglück entzündete ſich ihre Phantaſie, er führte ihr den Freund entgegen, dem das bebende, wartende Herz zuflog. Er kannte ja Keſſenbrock und machte ſich nun manchen Kommentar zu Mimis Bericht.

Armes Mädchen — armes Mädchen . . .

Ob ſie wenigſtens ein kurzes Glück genoſſen hat? fragte er ſich und zweifelte faſt daran. Ihren herben Mädchenſtolz zu demütigen bis zum äußerſten Opfer der Liebe vielleicht — das mochte ihr Wolluſt, aber ſchwerlich Glück geweſen ſein.

Aber wer mochte das wiſſen? Nur machte ſie

nicht den Eindruck wie eine, die ſich tränenreich und ſehnſüchtig an heimlich ſüßen Erinnerungen weidet. Dieſes ironiſche Lächeln um den ſchönen, verſchloſſenen Mund, das ihn ſo ſehr anzog, war ſchwerlich aus holden Erfahrungen entſproſſen. Sie mochte ſchon dem Leben hinter die Maske geſchaut haben und darauf in Liebe und Mitleid eingewickelt worden ſein — aus täglicher, verzweifelter Dankbarkeit heraus zu ewigem krampfhaften Schweigen, zu einer ſtill fortzehrenden Lüge gezwungen . . . Das Daſein herabgewürdigt zu einem unaufhörlichen ‚Um Verzeihung bitten‘.

Auch vor ihm hatte das einmal gelegen, als ſein Vater ſich erbot, ſeine Schulden zu bezahlen, als er heimkommen und auf Rauſchenrode unter Vaters Aufſicht den Verwalter erſetzen ſollte. Schaudernd hatte er ſolche Zukunft durchdacht und tauſendmal lieber auf das Erbe, auf jeden Anteil an Rauſchenrode wie auf Liebesglück und geſellſchaftliche Stellung verzichtet, um als Arbeiter ein neues, fremdes Daſein zu erobern.

Daß Hilde mit zwanzig Jahren nicht den Mut zu dieſem Äußerſten beſeſſen hatte, blieb ſehr begreiflich. Dafür hatte ſie tragen müſſen, was er nie hätte tragen können. Mimis Worte, Mimis Bedeutung enthüllten ihm genau jene halb von Mißtrauen vergiftete Großmut, jene beleidigende Schonung, die ihr entgegengebracht worden war, die ſie

hatte dulden und als ein volles dankenswertes Geſchenk hatte empfangen müſſen.

Und er ſah plötzlich mit einem beinahe phyſiſchen Schmerz in der Bruſt jene öden, einförmigen Jahre dahinrollen, die des ſchönen, begabten, ſtolzen Mädchens Daſein bedeuteten — jenes lautloſe Dienen, jene tiefe Einſamkeit, in der ihre Jugend geſchwunden war. Er dachte an Herbſtwochen mit ihren endloſen Nebeln, ihren kalten Regenſchauern. Er dachte an die verſchneiten weißen kalten Winter, wo der Verkehr faſt aufhörte, in denen ſo viel Zeit war, Geſchehenes, Unabänderliches im Herzen um und umzuwenden. Er ſah Hilde in trüben Frühlingstagen hinauswandern in die dunklen, ſchwermütigen Fichtenwälder, wo die gleichförmigen Säulenſtämme ſich in endloſer Eintönigkeit zu folgen ſchienen, wo der herbe Ernſt der Harzer Landſchaft ſich dumpf beklemmend auf ihr Gemüt legte und ihr ewige, unabänderliche Entſagung predigte.

Welche Fülle von Kraft mußte in dieſer Mädchennatur gelegen haben, daß ſie nicht bitter, eng und klein geworden war, ſondern reif und verſtehend und mit einer Art von gütiger, wenn auch kühler Ironie die Dinge der Welt betrachtete . . . War ſie wirklich ſchon ſo weit von jungem, menſchlichem Begehren entfernt, daß es ihr gleich war, ob ſie Hofdame bei einer verpfuſchten Prinzeſſin oder Ehegattin eines reichen Protzen wurde? Nein — er wußte,

daß ſie es nicht war — er fühlte, die Augen einen Moment ſchließend, im Rückerinnern ihren Kuß auf ſeinem Munde. Und er ſeufzte, weil er ſich jene Szene heute, wo er ſie begriff, nicht mehr verzeihen konnte.

Zwiſchen uns iſt etwas Gefährliches im Spiel, philoſophierte er — ſchade, daß ich nicht jung genug mehr bin, um eine Tollheit zu begehen, die hier vielleicht das einzig Vernünftige wäre — und daß ich dieſer armen, lieben, gequälten Seele auch nicht mehr in guter, brüderlicher Treue beiſtehen und helfen kann . . . Und ſo wird ſie ſich denn am Ende, wie jeder von uns, ſelbſt zu einem Entſchluß und zu irgend einer neuen Entwicklung durchringen müſſen . . .

Dies war das ziemlich nüchterne Endergebnis ſeines Grübelns und Träumens, mit dem er ſich dem Hauſe wieder zuwendete, um, die feuchten Nebeldünſte hinter ſich laſſend, den abendlichen Familienteetiſch aufzuſuchen.

Das eheliche Ungewitter, das Mimi zagend vorausgeſehen hatte, war nicht ausgeblieben. Zum Abendeſſen ließ ſie ſich mit Kopfweh entſchuldigen und lehnte auch Mamas Beſuch ab, die ſorglich nach ihr ſehen wollte.

Noch am nächſten Morgen erſchien ſie mit blaſſem Geſicht und geröteten Augen am Frühſtückstiſch und vermied es mit ängſtlicher Scheu, auch nur ein Wort

mehr als die flüchtigſte Begrüßung an ihren Schwager zu richten. Auguſt war ſchon früh zum Elektrizitätswerk hinaufgegangen und ließ ſich überhaupt nicht ſehen. Die Stimmung war allgemein etwas beklommen.

Fritz ging ärgerlich mit großen Schritten im Gartenſaal auf und nieder, nachdem Mimi ſich entfernt hatte.

„Iſt es nicht unglaublich verrückt von Auguſt,“ ſagte er zornig zu ſeinen Eltern, „die arme, kleine Frau in dieſer Zeit, wo ſie, wie wir alle ſehen, körperlich leidend und beſonders ſenſitiv iſt, mit ſeiner grundloſen Eiferſucht zu quälen?“

„Alſo da ſitzt der Haſe im Pfeffer . . .“ knurrte der alte Herr. „Na ja . . .“

„Ich habe ſchon öfter bemerkt, daß deine Art, mit Mimi zu verkehren, Auguſt nicht recht iſt,“ ſagte Mama Koſegarten. Und dann bekam die Stimme der alten Dame plötzlich einen beſonders ſanften, ſchüchternen Ton, wie immer, wenn ſie es für ihre Pflicht hielt, einem der Ihren einen Vorwurf zu machen. „Grundlos, mein alter Junge — ganz grundlos iſt dieſe Eiferſucht wohl doch nicht —“

„Um Gottes willen, Mama,“ rief Fritz und ſtreckte mit einer Gebärde komiſcher Verzweiflung die Arme gen Himmel, „verfalle du auch noch auf dieſe Albernheiten . . . Jeder hat eben ſeine Art, und ich kann die meine nicht ändern, den verrückten Ideen

meines Bruders zuliebe. Es ist schon wahrhaftig nicht leicht, mit euch allen hier fertig zu werden!“

„Zum Deibel nicht noch mal, da mach', daß du fortkommst!“ fuhr der alte Herr von Rosegarten auf. „Ich möchte auch nicht in Augusts Haut stecken. So junge Schwäger im Haus mit ihren verfluchten ausländischen Manieren, das tut niemals gut! Und trau einer den Weibern! Da ist ein Mann keine Stunde sicher!“

„Aber, Alterchen,“ sagte Frau Marie lächelnd, denn sie nahm ihren alten Mann auf diesem Gebiet schon längst nicht mehr ernst, „rede doch nicht so abscheuliche Sachen!“

„Na ja,“ wetterte der Alte, „on revient toujours à ses premières amours! Das mag wohl dem August manchmal durch den Kopf gehen. Und dann wird er eben fuchsteufelswild. Ein Mann in den Flitterwochen ist auch nicht ganz zurechnungsfähig. Na, und wer kennt dich eigentlich hier, Fritz? — Was? Du wärst doch nicht der erste, für den eine Frau wieder Reiz bekommt, wenn sie das Eheweib eines andern ist!“

Fritz lachte kurz. „Das kann schon passieren, und wenn August nicht vernünftiger wird, müßte man ihm wahrhaftig mal Grund geben zu seinen Wutanfällen. Ich hab ihn gestern bis in mein Zimmer herüber toben hören. Übrigens kann ich ja auch gehen, wenn ich sehe, daß ich zu viel bin hier im Haus!“

„Aber, Kind, nimm es doch nicht so tragisch,“ sagte Frau Marie bekümmert, stand auf und schob ihren Arm in den ihres Sohnes. „Wenn du dich rein fühlst, kannst du doch August einfach ignorieren, dann wird er schon wieder zur Besinnung kommen.“

„Ich fürchte, das wird er nicht, solange ich in der Nähe bin!“ sagte Fritz und blickte in einem gespannten Nachdenken zum Fenster hinaus auf mattgolden durch dünnen Nebel schimmernde Baumwipfel. Langsam sanken die Blätter, denn es war in der Nacht ein früher Frost darüber hingegangen.

„Was sollen sie denn überhaupt ohne dich machen?“ versuchte ihm seine Mutter einzureden. „Du hast ja das ganze Unternehmen in der Hand und bist an allen Ecken und Enden nötig.“

„Ach, Mutter,“ sagte Fritz, indem er seine kühle Gelassenheit wiederbekam, „kein Mensch ist irgendwo unbedingt nötig! Laß ihn sterben, und es geht sofort auch ohne ihn. Das müssen wir uns immer vorhalten, sobald wir anfangen wollen, uns unentbehrlich zu dünken.“ Er nahm seine Mutter beim Kopf und küßte sie. „Beruhige dich, Mutterchen, noch ist das Billett zur Abreise nicht genommen, und nun will ich hinunter und sehen, ob die Maurer mal wieder länger als eine Stunde frühstücken.“

Zehntes Kapitel

Hilde glaubte zu bemerken, daß Fritz in der letzten Zeit viel von seiner fröhlichen Laune verloren hatte. Zwischen ihm und seinem Bruder griff mehr und mehr der eigentümlich gereizte Ton Platz, der zwischen diesen zwei so verschiedenen Naturen noch jedesmal entstand, wenn sie genötigt waren, längere Zeit zusammen zu sein.

Dagegen schien sich allmählich zwischen August und Debberitz eine größere Verständigung anzubahnen, und, was Hilde eigentümlich genug anmutete, diese Verständigung richtete ihre Spitze gegen Fritz. Die beiden andern hatten ihre Arbeitsgebiete getrennt und kamen dadurch naturgemäß weniger in Kollision, und seit August als Kapitalist durch das Vermögen seiner Frau an dem Unternehmen beteiligt war, begegnete ihm Debberitz einerseits mit größerer Hochachtung, anderseits kamen ihre Interessen sich dadurch in Wahrheit näher. Fritz hatte kein bestimmtes Feld der Tätigkeit. Er war überall und nirgends — aneifernd, treibend, auf Schäden und Schwierigkeiten hinweisend. So machte er sich oft genug bei beiden mißliebig. Alles ging ihm zu langsam, alle Berechnungen wurden ihm zu kleinlich und knauserig ausgeführt. All die tausend Rücksichten, die von den beiden andern genommen wurden, um wichtige Persönlichkeiten nicht zu verletzen, verhöhnte er als über-

trieben und lächerlich. Ja, es war nicht zu leugnen, ein gewisses großsprecherisches Amerikanertum trat neuerdings in seinem Wesen mehr in den Vordergrund, ärgerte seine Familie und ließ die überschwengliche Dankbarkeit, mit der man ihn nach seinem ersten tatkräftigen Eingreifen überhäuft hatte, in den Hintergrund treten.

Endlich kam es zwischen ihm, Debberitz und August zu einer heftigen Auseinandersetzung. Er forderte eine deutliche und klar abgegrenzte Stellung als dritter Leiter des Unternehmens. Er forderte einen bestimmten hohen Gehalt und bedeutende Tantiemen. Das zu bewilligen, war beiden Herren unbequem. Sie erklärten, daß die aus dem Unternehmen zu ziehenden Gewinne durchaus noch nicht so sicher seien, daß man außer den Dividenden, die man den Aktionären zu zahlen haben werde, sich auf einen hohen Gehalt für einen dritten Direktor einlassen könne. In der ersten Generalversammlung der Gesellschaft, die Anfang Oktober stattfand, unterstützten sie Fritz in seinen Forderungen keineswegs mit der Energie, die er erwartet hatte. Und so bewilligte man ihm denn nur die knappe Hälfte dessen, was er wünschte. Debberitz fügte dem mit ihm aufzusetzenden Kontrakt noch einen Paragraphen bei, in dem es der Gesellschaft gestattet war, ihn nach halbjährlicher Kündigung entlassen zu können. Fritz erklärte rundweg, auf diesen Kontrakt nicht eingehen

zu können. Er ſtellte der Geſellſchaft anheim, in einem halben Jahr, wenn die Sachen ſich mehr geklärt haben würden, auf ſeine Anſprüche zurückzugreifen und ſie in der nächſten Verſammlung nachträglich zu bewilligen. Sonſt würde er ſich ſofort von dem Unternehmen zurückziehen. Man nahm dieſen Ausweg an, weil man allgemein die Empfindung hatte, daß man ſeine Tatkraft und ſeine Geſchäftskenntnis jetzt nicht entbehren könne. Es wurden auch Stimmen laut, er werde wohl ſeine Anſprüche mit der Zeit noch herabſchrauben und ſpäter beſſer mit ſich reden laſſen.

Es war heftig genug zugegangen bei den Debatten, und die Brüder kehrten in einem unangenehmen Schweigen und mit verſtimmten Geſichtern aus Langenrode heim.

Auguſt äußerte ſich zu Frau und Eltern empört über die bei der Generalverſammlung zutage getretene Geldgier ſeines Bruders. Fritz äußerte ſich zu niemand, aber während er, amerikaniſche Gaſſenhauer pfeifend, im Schloß aus und ein ging, prägte ſich ein gewiſſer kalter ſarkaſtiſcher Zug immer deutlicher in ſeinem Geſicht aus.

Er fuhr in dieſer Zeit in ſeinem Automobil nach Halle, um dort die Verhandlungen mit dem Profeſſor und den zwei Aſſiſtenzärzten, die man zur Leitung des Sanatoriums in Vorſchlag gebracht hatte, definitiv abzuſchließen. Von hier aus tele-

graphierte er, man möge ihn erſt in einer Woche zurückerwarten, da er noch in eigenen Angelegenheiten in Hamburg zu tun habe.

Er kehrte in gelaſſen heiterer Stimmung zurück.

Welcher Art die perſönlichen Geſchäfte waren, die ihn zu dem Ausflug veranlaßt hatten, erwähnte er zu niemand, aber man war es ja auch nicht gewöhnt an ihm, daß er ſeine eigenen Angelegenheiten im Kreiſe der Familie vertraulich durchgeſprochen hätte.

„Findeſt du nicht,“ ſagte Frau Marie einmal ſeufzend zu Hilde, während ſie gemeinſam Pflaumen entkernten, die ſich blauſchimmernd in einem großen tiefen Korbe zwiſchen ihnen auftürmten, „daß Fritz uns trotz aller Liebenswürdigkeit und aller Zärtlichkeit im innerſten Grunde ein Fremder bleibt? Wie oft hab' ich ihn nicht ſchon nach Einzelheiten aus ſeinem vergangenen Leben dieſer zehn Jahre gefragt. Er erzählt dann irgend eine komiſche Geſchichte, über die man lachen muß; aber ich glaube, Hilde, er tut das nur, um die Teilnahme von ſich und ſeiner Perſon und von ſeinem Fühlen und Meinen abzulenken.“

Sie griff in den Korb mit den zum Einkochen beſtimmten Früchten, und blickte dann ſeufzend und gedankenvoll auf die Pflaume zwiſchen ihren Fingern nieder, ohne ſich entſchließen zu können, in ihrer Arbeit fortzufahren. „Er iſt ſo ritterlich mit uns Frauen,“

fuhr ſie endlich wieder laut in ihren Betrachtungen fort, „keiner von unſern Herren hier nimmt ſo viele kleine Rückſichten im täglichen Verkehr, wie er es tut. Wenn ich nur denke, wie oft ich den Onkel gebeten habe, die Hunde nicht in die Stube zu laſſen, und er tut es doch immer wieder, trotzdem ich ihren Geruch gar nicht vertragen kann. Und doch, Hilde, tauſendmal lieber iſt mir ſein bärbeißiges Weſen, und daß er ſich nicht die Stiefel abtritt, ehe er hereinkommt, und daß er auch einmal bei den Jagddiners übermäßig viel getrunken und geſpielt hat, denn er ſagt mir doch immer alles, er vertraut mir alles an, er beſpricht alles mit mir, ſeine Sorgen, ſeine Kümmerniſſe, ſeine Freuden . . . Ach ja . . . es war recht ſchwer, als er ſich einmal verliebt hatte und ich das auch immer alles mit anhören mußte; aber darüber ſollte ich wohl nicht mit dir ſprechen, weil du noch ein junges Mädchen biſt. Na, wir haben es ſchließlich miteinander durchgekämpft, mein guter Mann und ich, und es hat uns nur feſter verbunden. Er war wie ein hilfloſes Kind nachher, als die Perſon ſich ſo abſcheulich gegen ihn benahm . . . Gott ſei Dank! kann ich nur ſagen. Ja, aber Fritz . . . glaubſt du, er hätte ſeiner alten Mutter je geſtanden, ob er drüben in Amerika mal eine Liebe gehabt hat? Daß er hier ſo kühl auf Mimi Rahlen verzichtete, deutete doch entſchieden darauf hin. Na, das gute Kind würde nie für ihn gepaßt haben. Ich glaube, die wäre einfach erfroren

neben ihm. Und daß Auguſt ſo eiferſüchtig iſt, das iſt doch nur ein Zeichen von deſſen großer Liebe, das kann ſie ſich ſchon gefallen laſſen. So etwas ſchmeichelt uns Frauen im Grunde doch immer. Wenn dein Mann keine Szenen mehr macht, hab ich neulich zu ihr geſagt — dann haſt du Grund, dich zu grämen — dann ſteht es ſchlimm mit ſeiner Liebe.“

Frau Marie arbeitete eine Weile ſchweigend weiter, und der Korb begann ſich zu leeren, während die irdene Schüſſel mit dem entſteinten Obſt ſich häufte. Das Hausmädchen kam herein und brachte friſchen Vorrat. Frau von Roſegarten erkundigte ſich, wie weit ſie draußen wären. Die Ernte war gut ausgefallen in dieſem Jahr — da mußte, was im Schloß Hände hatte, helfen bei der Verwertung des Segens.

Hilde verſuchte die Tante auf ein anderes Thema zu bringen und fragte, ob ſie dem Plan, eine Wohnung in der Stadt zu nehmen, weiter nachgehangen habe.

„Ja, es iſt nun wohl das letzte Mal, daß ich beim Pflaumenentkernen helfe,“ ſagte die Gutsherrin wehmütig. „Der Onkel denkt doch ſehr ſtark daran, das Schloß den jungen Leuten allein zu überlaſſen. Es iſt ihm zu geräuſchvoll hier geworden. Ich bin auch dafür. Zwei Herren und zwei Herrinnen — das tut niemals gut! Die jungen Eheleute müſſen ſich miteinander einleben . . . Aber wie das mit

Fritz werden ſoll — darüber mache ich mir manchmal Sorgen ... Da hatte man gedacht, der Himmel täte ſich geradewegs auf, und das Glück käme direkt zu einem heruntergefahren, als der Fritz in dem roten Auto angeraſſelt kam, und nun? — Ja, was iſt es denn nun weiter? — Aber ich ſollte wohl nicht undankbar ſein, ſonſt ſtraft mich der liebe Gott noch mit irgend etwas Furchtbarem.“

Hilde hatte ihrer Tante ſchweigend zugehört, zuweilen mit dem Kopf eine zuſtimmende Bewegung machend, wie das ſo ihre Gewohnheit war, wenn ſie bei irgend einer häuslichen Arbeit zuſammenſaßen und die Tante ihr Herz erleichterte. Sie trug einen beſtändigen wehen Schmerz mit ſich umher, wenn ſie an jene kurzen Sommerwochen zurückdachte, in denen Fritz ſich ihr aufzuſchließen begonnen hatte. Nun waren ſolche vertraulichen Zwiegeſpräche nie mehr gekommen. Hilde empfand einen bitterſüßen Troſt, als ſie nun hörte, daß er wenigſtens keinen Erſatz bei ſeiner Mutter ſuchte. Er war wieder ein wenig freundlicher zu ihr, ſeit er von Hamburg zurückgekehrt war, und dennoch blieb eine geſpannte Reſerve, faſt eine Verlegenheit zwiſchen ihnen, die keiner mit einem offenen Wort zu brechen wagte.

In dem größten, blitzblank geſcheuerten Kupferkeſſel des geräumigen Waſchhauſes brodelte den ganzen Tag über der braune Pflaumenbrei. Sobald die

Tür geöffnet wurde, quoll ein süßer, schwerer Würzduft bis hinauf in die Wohnräume des Schlosses. Das Pflaumenmuskochen war immer eine wichtige Angelegenheit. Die alte Wibekken aus dem Dorfe, die schon seit einem halben Jahrhundert bei allen Wochenpflegen, Kindtaufen, Sterbebetten und beim Pflaumenrühren helfen mußte, stand am Kessel und bewegte mit einem Holzgestell in hingebender Treue unaufhörlich den braunen Brei, um ihn vor dem Anbrennen zu bewahren. Aus dem rosenrot geblümten Kopftuch, in dem sie ihr graues Haar verborgen hatte, blickte das runzlige Greisenantlitz mit seinen trüben, rotumränderten Augen sonderbar genug hervor. Mamsell Wärmchen erschien zuweilen, um diese oder jene feine Zutat an Gewürz und auserlesenen Wallnüssen der Masse im Kessel hinzuzufügen. Auch die junge Herrin kam in Hildens und ihrer Schwiegermutter Begleitung, das Einkochen in Augenschein zu nehmen und mit ihrem Rat zu unterstützen. Mamsell Wärmchen, deren runde Backen wie zwei Pfingstrosen glühten, preßte, sobald sie der jungen Frau von Rosegarten ansichtig wurde, die Lippen zusammen und drückte mit einer störrischen Bewegung das Kinn zurück. Mimi fragte sie liebenswürdig heiter, ob sie wohl getrocknete Apfelsinenschalen mitkochen lasse, sie hätten das immer getan in Niedernrode, es gebe so einen pikanten Geschmack.

„Jedes Haus hat eben seine Gewohnheiten beim

Pflaumenmuskochen," ſagte Mamſell in einem ſcharfen Ton, indem ſie vermied, die junge Frau von Roſegarten anzuſehen. „Ich kann die Verantwortung nur übernehmen, wenn ich unſer altes Rauſchenroder Rezept benutze. Nun — nächſtes Jahr, da können ja die gnädige Frau alles auf Ihre Weiſe machen, da bin ich ja denn nicht mehr hier. „Ja," ſchloß ſie tief aufſeufzend, „da bin ich nicht mehr hier."

„Aber, Wärmchen, was Sie ſagen," rief die Wibekken ganz erſchrocken, „Sie werden doch die Herrſchaft nicht verlaſſen?! Wo wollen Sie denn hin?"

„Gott," ſagte die Wärmchen und machte vor Wichtigkeit einen ganz ſpitzen Mund, „es ſind ja ſo manche Veränderungen hier vorgegangen. Warum ſollte ich mich denn da nicht verändern?"

Frau Marie lachte über ihr ganzes freundliches Geſicht. „Ja, was Sie denken, Wibekken, Mamſell Wärmchen iſt im Steigen. Sie pachtet mit Schottenmaier zuſammen die Wirtſchaft im Kurhaus, wenn das nächſten Frühling eröffnet wird."

Die alte Wibekken ließ vor Schrecken und Staunen den Rührer faſt in die kochende Maſſe fallen. „Nee, is ja woll nich möglich," ſchrie ſie hell heraus, „wo haben Sie denn dazu das Geld her, Wärmchen? Ich habe mir doch immer ſagen laſſen, dazu muß eins eine Kantion ſtellen, oder wie ſie das Dings nennen?"

„Nun ja,“ ſagte Wärmchen zufrieden und ſtrich mit beiden Händen ihre Schürze glatt, eine Bewegung, die bei ihr der Ausdruck höchſten Wohlbehagens war, „man hat ſich ja was geſpart. Der Herr Debberitz ſieht ſich ſchon ſeine Leute an. Allen und jeden nimmt er nicht. Ach nein. Aber bei mir und Herrn Schottenmaier da geht er ja ſicher, auch ſo was die feine Küche betrifft, geſchmeckt hat's ihm ja immer bei uns.“

„Ja, ja, Mamſellchen wird eine einflußreiche Perſönlichkeit,“ rief Hilde, „und wer weiß, ſchließlich, wenn ſie das Kurhaus einmal zuſammen haben, wird Herrn Schottenmaier auch ſeine Witwerſchaft leid, und ihr Myrtenſtöckchen gibt doch noch einen Brautkranz.“

Mamſellchen kicherte verſchämt. „Es is ja noch nich aller Tage Abend,“ geſtand ſie mit niedergeſenkten Augen. „Schottenmaier hat ja ſchon verſchiedentlich ſolche Andeutungen gemacht, aber ich ſage immer: ‚Erſt das Geſchäft und dann das Vergnügen.‘ Man darf den Männern nicht zu viel Avancen machen.“

„Da haben Sie recht, da haben Sie aber ſehr recht, Mamſellchen!“ rief eine vergnügte Männerſtimme, und Fritzens brauner Kopf ſchaute in die Tür. „Wer iſt denn der Glückliche?“ fragte er, Mamſellchen mit ſchelmiſchen Augen zwinkernd ins Geſicht ſchauend, „dem nicht zu viel Avancen ge-

macht werden ſollen? Doch nicht etwa ich ſelbſt? Mir können Sie ſchon welche machen, Wärmchen! Ich bin nicht ſo eingebildet wie die andern Kerls, bei denen Sie ſich in acht nehmen müſſen. Sie können mich ruhig mal von Ihrem ausgezeichneten Mus koſten laſſen, danach hab ich mir elf Jahre lang die Finger geleckt."

„Ach, was der junge Herr immer für Späße macht!" rief Mamſell Wärmchen und füllte ihm eifrig ein Tellerchen voll auf. Die Damen mußten nun auch koſten. Sie ſaßen auf der Eimerbank, auf einem umgeſtülpten Waſchfaß, auf einem defekten Holzſchemel, und ein fröhliches Plaudern und Scherzen ging zwiſchen ihnen, zwiſchen der Alten am Keſſel und der purpurwangigen Mamſell Wärmchen hin und wieder. Draußen brauſte ein ſcharfer Herbſtſturm durch die Kaſtanienbäume und ließ ihre Blätter im Wirbel über den Raſen tanzen, hier innen war es ſchön warm und traulich bei dem guten Geruch des Muſes. Alte Kindergeſchichten wurden erzählt, und die Wibekken wußte zu berichten, wie Auguſt und Fritz ſich verhalten hatten, als ſie auf die Welt gekommen waren, und ſpäter, als ſie die Maſern und das Scharlachfieber durchmachen mußten. Es war ſo eine behagliche, friedlich frohe Erinnerungſtimmung, bei der ein Tellerchen Mus nach dem andern geſchleckt wurde und niemand Luſt hatte aufzubrechen.

Endlich wurde Mamſell doch abgerufen, und damit löſte ſich das ganze Zuſammenſein. Während Frau Marie ſich am Arm ihres Schwiegertöchterchens hielt, um die ausgetretenen Kellerſtufen hinaufzuklimmen, geſchah es, daß Hilde und Fritz nebeneinander zu gehen kamen.

„Ich weiß nicht,“ ſagte Fritz plötzlich zu ſeiner Couſine, „warum du nicht an Mamſell Wärmchens Stelle auf den Gedanken verfallen biſt, das Kurhaus zu pachten. An wirtſchaftlichen Fähigkeiten dazu hätte es dir doch nicht gemangelt. Es würde mir an deiner Stelle beſſer behagt haben, als ſo ein armes Quälholz bei einer launenhaften alten Prinzeſſin zu werden.“

Hilde lachte. „Die wirtſchaftlichen Fähigkeiten hätte ich vielleicht, aber nicht das nötige Kapital, um die Kaution zu ſtellen. Das hat Mamſell Wärmchen. Woher aber ſollte ich es nehmen?“

Fritz blieb ſtehen und blickte das Mädchen an. „Ich vergaß,“ ſagte er langſam, . . . „Verwandte für jahrelange treue Arbeit zu belohnen, das geht ja wohl gegen die Ehre?“

„Ach, rede nicht ſo,“ ſagte Hilde, „ich habe doch auf Rauſchenrode eine Heimat gefunden gehabt, und nun — nun wird's ja wohl Zeit, daß ich auf eigene Füße zu ſtehen komme.“

„Gedankt hat dir, glaube ich, noch keiner von uns ordentlich für alles, was du an unſern Eltern getan

haſt," ſagte Fritz und hielt ihr ſeine Hand hin. Überraſcht legte Hilde die ihre hinein, und er hielt ſie einen Augenblick ſchweigend mit feſtem Druck. Sie ſtanden in dem kühlen Steingang, aus den Milchkellern umfing ſie ein ſäuerlicher Geruch. Es war nicht gerade ein ſchöner oder ein poetiſcher Aufenthalt, und doch erſchien es Hilde, als ob der ganze alte dämmerige Gang ſich plötzlich für ſie mit einem goldenen Licht erfüllte, und als ob dieſer kühle Duft nach ſaurer Milch und Rahm und Käſe ſüßer zu atmen ſei, als alle Roſen des Morgenlandes. Sie gingen dann ſtill die ausgetretenen Stufen hinauf und jedes an ſeine Beſchäftigung, aber ein Friede blieb dem Mädchen im Herzen, durch den ſie leichter dem Glück entſagen zu können meinte, das ſie doch, wie es ihre Überzeugung war, nimals mehr ergreifen würde.

Wo die aufgetürmten Bergmaſſen ſich zu weitem grünen Talgrund verflachten, der ſich dann wieder zu einem Ausblick nach den blauen Fernen der Ebene öffnete, ſtiegen auf einer letzten, hügelartigen Bodenerhebung die Mauern des neuen Kurhauſes empor. Schon war das Dachgerippe mit ſämtlichen muntern Türmchen angelegt. Das Richtfeſt ſtand vor der Tür; es ſollte mit großem Glanz und Pomp begangen werden. Die herzoglichen Herrſchaften hatten ihr Erſcheinen zugeſagt, ſie wollten mit dem Staatsminiſter und dem Bürgermeiſter von Langenrode die

neugeplanten Anlagen bei dieser Gelegenheit eingehend besichtigen. Es wurde fieberhaft gearbeitet, die Umgebung von häßlichem Bauschutt zu säubern, die im Rohen angelegten Gartenpartien und Wege vor dem breit hingelagerten Gebäude durch eine Fülle kleiner Tannen und Birken, durch schwebende Blumengirlanden und bewimpelte Holzmasten wenigstens anzudeuten und zu einem bunten, fröhlichen Bild zu gestalten. Rechts, nicht allzuweit von dem Kurhaus entfernt, war schon der Grundstein zur ‚Villa Debberitz‘ gelegt und weiterhin die Station der elektrischen Bahn durch ein mit Flaggen ausgeputztes, buntes Holzbarackchen wenigstens angedeutet. Links am Abhange des Rauschenberges grüßte das graue Dach des Schlosses aus den breitästigen Wipfeln seiner Parkbäume traulich herüber als ein Rest ehrwürdiger und poetischer Vergangenheit. So drückte sich wenigstens Herr Debberitz Hilde gegenüber aus, als er sie am Tage vor dem Richtfest mit der ältern und jüngern Frau von Kosegarten zu den neuen Anlagen führte, ihnen die festliche Ausschmückung zu zeigen. Er war voll zufriedenen Eifers, strahlend von schlecht verhehlter Wichtigtuerei, während er in seiner Hand die Rollen seiner Baupläne wie einen mächtigen Feldherrnstab schwang. Zwei Arbeiter mußten die riesigen Zeichnungen halten. Er stand breitbeinig davor und wies mit der Silberkrücke seines Stockes auf diese und jene besonders bedeutungsvolle Einzel[illegible]

„Hören Sie auf," rief Frau Marie lachend und ſchüttelte ſich in ihrem alten, etwas mottenzerfreſſenen Pelzkragen, „mir ſchwindelt der Kopf ſchon von all den Modernitäten, den elektriſchen Drähten, Beleuchtungskörpern, Telephonen, Loggien, Fahrſtühlen, Aufzügen, verſenkbaren Eßtiſchen und wie das Zeug alles heißt. Gott ſei Dank, daß ich nicht Hausfrau bei Ihnen zu ſein und dieſe komplizierte und gefährliche Maſchinerie in Gang zu halten brauche! Ich hätte keinen Augenblick Ruhe vor irgend welchen Exploſionen, Kurzſchlüſſen, eingeklemmten Fahrſtühlen und andern ſolchen Freuden."

Debberitz lächelte mitleidig. Die gute alte Frau von Roſegarten, ſie war eben ein Original in ihrer freundlichen Aufrichtigkeit und ihrem Unverſtändnis für neue Ideen. Seine Blicke gingen bewundernd zu Hilde hinüber, und er ſagte bedeutungsvoll: „Wenn man die Sache erſt gewöhnt iſt, ſo könnte man in einem altmodiſchen Hauſe ohne dieſe Hilfsmittel gar nicht mehr exiſtieren. Ich glaube, gnädiges Fräulein iſt meiner Meinung, wenn ich ſage, der Menſch ſoll ſich das Leben mit dieſen modernen Errungenſchaften erleichtern, falls er in der glücklichen Lage iſt, ſie bezahlen zu können. Geben Sie mir da nicht recht, gnädiges Fräulein? Sie zum Beiſpiel würden dieſes ganze Getriebe ſpielend in Ordnung halten."

„— Debberitz, Herr Debberitz," ſagte Hil-

de liebenswürdig, „ich fürchte, Sie überſchätzen mich!“

Debberitz ſchmunzelte. „Nee, nee,“ rief er mit ſeiner fetten, ſatten Stimme, „ich habe nur meine Augen offen, ich ſehe nur, was jeder leiſten kann!“ Er kniff die Augen zuſammen und wagte einen vielſagenden Blick. Als er indeſſen bemerken mußte, daß Hilde die Lider etwas abſichtlich geſenkt hatte, wendete er ſich aufs neue liebevoll zu den Plänen für ſeine Villa. „Sie ſehen, wie die Sache gedacht iſt,“ erklärte er, „hier auf die Halle münden unten die Salons, oben rechts das Schlafzimmer, daneben ein geräumiges Toilettezimmer für die zukünftige Frau Gemahlin. Ja, ja, man muß auch an ſo etwas denken!“ Er kicherte fröhlich und meinte, die Gemahlin werde es gut haben in dieſem Toilettezimmer mit ſeinen Marmorwannen, in die Wände gelaſſenen Spiegeln, mit all dieſen Hähnen und Schrauben und Knöpfen, die jedes Bedürfnis durch einen Fingerdruck befriedigen konnten.

Hilde lachte kurz auf. „Wenn Sie nun einmal eine Frau bekommen, Herr Debberitz,“ rief ſie luſtig, „die ſich aus allen ſolchen Sachen gar nichts macht und ſich im Hof am Brunnen die Hände wäſcht? Was dann?“

„Gnädiges Fräulein,“ ſagte Debberitz ernſthaft und wagte wieder einen Blick, dieſes M
treuherzigen, „eine ſolche Frau würde ich

heiraten! Ich würde nur eine Frau nehmen, die gewissermaßen wie eine Königin zu herrschen versteht! Ja, das würde ich tun — das können Sie mir glauben!"

„Ich glaube es Ihnen ja, Herr Debberitz," rief Hilde unbehaglich, „ich bin von Ihrem guten Geschmack fest überzeugt!"

„Seht, dort kommt Fritz im Ponywagen," unterbrach Frau von Kosegarten das gefährlicher werdende Gespräch, „wohin mag der wollen?"

Fritz kutschierte den leichten Dogcart und fuhr in behendem Trab über den freien Platz.

„August schickt mich nach Brottendorf, der Schmied hat ihn wieder im Stich gelassen! Hilde, willst du mitfahren? Dann nehmen wir den Weg durch den Dietrichsgrund."

„Aber natürlich will ich," rief Hilde überrascht; es war ihr in dem Augenblick vielleicht noch mehr darum zu tun, Debberitz zu entgehen, als mit Fritz zu fahren. In den letzten Sekunden hatte eine jähe Befürchtung sie überfallen, Debberitz könnte bei Gelegenheit des Richtfestes gern seine Verlobung mit ihr proklamieren wollen, um doppelt und dreifach der Herr des Tages zu sein. Eine betäubende Angst, eine sinnlose Furcht vor einer von ihr geforderten plötzlichen Entscheidung ergriff sie. So sprang sie denn mit einer ganz unnötigen Hast auf das leichte Gefährt zu. Fritz reichte ihr die Hand hinunter, sie

ſetzte den Fuß auf den kleinen Tritt und ſchwang ſich auf den ſchmalen Sitz neben ihren Vetter, noch ehe jemand von den andern recht zur Beſinnung gekommen war.

„O, gnädiges Fräulein,“ rief Debberitz, „das iſt aber gegen die Verabredung! Ich wollte Ihnen doch die ganze wirtſchaftliche Einrichtung noch zeigen!“

„Ein andermal, Herr Debberitz,“ rief Hilde von ihrem geſicherten Platz herunter mit fröhlichem Spott, „wir haben ja noch viel Zeit vor uns!“

Fritz fuhr davon. Die Stirn des prächtigen Herrn Debberitz umwölkte ſich mit Unzufriedenheit, dann aber dachte er, es ſei beſſer, nichts zu übereilen, und der Zufall ſei ihm hier zu Hilfe gekommen und habe ihn vor allzu ſchnellen Abſchlüſſen in einer immerhin wichtigen Choſe bewahrt. Wer konnte wiſſen, wie die Prinzeſſin Karoline ſeine Verlobung mit Hilde von Roſegarten auffaſſen würde? Es ſchien ihm jetzt bei weitem richtiger, morgen die Gelegenheit zu ergreifen und das Terrain erſt ein wenig zu ſondieren — die Stimmung der hohen Dame in bezug auf ihn ſelbſt erſt noch ein wenig zu prüfen. Und ſo überwand er ſchnell den Ärger über die Durchkreuzung ſeiner eigentlichen Abſichten und führte die Roſegartenſchen Damen nach Beendigung ihres Rundganges zum Schloß zurück, überall den ihn grüßenden Arbeitern mit huldvollem Kopfnicken dankend und hie und da einen Befehl erteilend.

„Dem hab' ich einen Strich durch die Rechnung gemacht," rief Fritz vergnügt, als sie durch das Tal rollten, wo auf den fahlgewordenen Herbstwiesen die lila Zeitlosen blühten. „Man darf dem edlen Herrn die Eroberung nicht gar zu sehr erleichtern. „Findest du nicht auch?"

Hilde lächelte schwach und wurde dabei sehr rot. „Ich höre nur von allen Seiten, daß ich sie ihm unnötig erschwere," sagte sie, die Schultern leicht schaudernd in die Höhe ziehend.

„Ekelhaft!" rief Fritz und knallte wie ein Knabe zornig mit der Peitsche.

„Aber, Fritz," meinte Hilde begütigend, „es sind doch deine Verwandten, die mich Herrn Debberitz gönnen."

„Eben, weil es meine Verwandten sind," knurrte er, „darum ist es mir doppelt und dreifach ekelhaft, ihr Gehabe und Getue um diesen Kerl mit anzusehen!"

Hilde lachte hell. „Du bist köstlich in deinem Zorn! — Wer hat denn diesen Kerl in die Familie eingeführt? — Bitte, mein Lieber, gib Antwort! Wer hat ihm denn seine jetzige Stellung verschafft?"

„Nun, ich natürlich," grollte er, „das weiß ich, deshalb brauchst du mich nicht so spöttisch anzugucken. Bin ich deshalb verantwortlich, oder konnte ich auch nur ahnen, daß meine liebe Familie so jedes Unterscheidungsvermögen über Bord werfen würde?"

„Sie ſind berauſcht vom Geiſt der neuen Zeit,“ ſagte Hilde nachdenklich. „Er wirkt auf ſie wie ein Gift, das taumeln macht und die Beſinnung raubt. Du haſt ihnen eine zu ſtarke Doſis auf einmal davon zu koſten gegeben. Du freilich biſt daran gewöhnt und biſt des neuen Geiſtes Meiſter geblieben.“

„Hilde, höre auf,“ rief Fritz, „du ſprichſt mir allzu klug, du ſtempelſt mich ja geradezu zum Verbrecher und Unheilſtifter, und weißt du, manchmal komm ich mir ſelbſt ſo vor!“ Er hielt am Eingange des Tales, wo die Straße in den waldigen Dietrichsgrund einbog, und blickte auf die zerwühlte, zerriſſene, durch die halbfertig in die Luft ragenden Bauten und die Arbeiterkantinen jedes friedlichen Zaubers beraubte Landſchaft zurück. „Ich komme mir ſelbſt oft vor wie ein greulicher Barbar, der kalt und nüchtern in all die Schönheit einbricht, die mir doch von der Kinderzeit her mehr ans Herz gewachſen iſt, als ihr alle wißt. So ſtreitet in uns Erben alter Häuſer ewig der angeborene Geſchmack mit der erworbenen Vernunft. Verrückt, was?“

Uber Hildens feines, bräunliches Geſicht und durch ihre goldig ſchimmernden Augen ging ein wehmütiger Glanz. „Das iſt wohl die Tragik aller Übergangsmenſchen, die etwas Neues herbeiführen wollen, denn die ſchöpferiſchen Naturen ſind doch niemals die derben, unbekümmerten Verſtandes-

menſchen. Irgend ein ſtarker Schmerz wird immer im Grund ihrer Seele ruhen. Kennſt du nicht die Sagen von den großen Baumeiſtern alter Zeiten, die ein lebendiges Kind in den Grundſtein einmauern mußten, damit ihr Werk Beſtand hatte, und erſt auf dieſer Leiche konnten die ſtolzen Zinnen hinaufwachſen."

„Das iſt ein ſchauerlicher Vergleich, Hilde . . . Und doch hat er etwas Wahres."

Sie ſaßen eine Weile ſchweigend nebeneinander und fuhren in den engen Grund hinein, wo ſich zu beiden Seiten die Berglehnen, mit mächtigen Buchen beſtanden, ſteil emportürmten. Golden und kupferbraun ſchimmerte das Laub, und die Ebereſchen zur Seite des Wegs ſtanden wie Korallenbäume in Purpur und Karmin, bis zu ſeltenem Erdbeerrot und Blaßroſa abgeſtuft, das Scharlach der Fruchtbüſchel zwiſchen dem feinen, in ſo märchenhafter Pracht glühenden Gefieder. Auf einer Felſenwand, der ſie gerade entgegenfuhren, erhoben ſich einzelne dieſer roten Bäume, von der ſinkenden Sonne beſchienen, wie aufzüngelnde Flammen. Sie ſahen beide um ſich und freuten ſich der Schönheit, während die Luft herbſtſcharf ihre Wangen umwehte. Fritz fuhr langſamer, indem ſie tiefer und tiefer eintauchten in die wunderſame Farbenpracht der Bergeseinſamkeit. Auf die Waldwieſe zwiſchen die feinen roten Bäumchen traten braune Rehe, hoben den Kopf, witterten

ängſtlich hinüber nach den im Grunde Fahrenden und äſten dann friedlich weiter. Fritz lächelte, und ſie blickten einander in die Augen in gemeinſamer Freude, die ſie ſich mit jähem Griff aus dem alltäglichen Leben geſtohlen hatten.

Dann kamen ſie auf den morgigen Tag zu ſprechen, was man davon erwartete, und auf den ſichtbaren Stolz, der Auguſt und Mimi beſeelte über das ſchnell Erreichte und über alles, was noch in Ausſicht war.

„Glaubſt du nun eigentlich ehrlich," fragte Hilde, „daß die Sache Beſtand haben wird?"

„Aber gewiß!" rief Fritz energiſch. „Sicherlich! Das kühnſte Wagnis glückt, wenn die Bedürfniſſe der Zeit ihm entgegenkommen. Millionen und Genie ſind verſchwendet, wenn ſie ſich dem Geiſt der Zeit entgegenſtellen oder ihm zu weit vorauseilen!"

„Du biſt ſo philoſophiſch heute," meinte Hilde.

„Fällt mir eben auch auf," rief Fritz. „Sehr bedenklich! Philoſophie kommt bei mir immer an die Reihe, wenn mich ein Unternehmen nicht mehr intereſſiert!"

„Aber Fritz, du willſt doch nicht ſagen . . .?"

„Siehſt du," begann Fritz behaglich, „die Sache hier iſt in die richtige Bahn geleitet, die beſten Leute ſind gewonnen, die Aktien ſteigen . . . Das andere, ſo die tägliche Arbeit, das werden Auguſt und Debberitz ſchon leiſten . . . Was ſoll ich noch hier? — Ich ſtöre ſie nur."

Hilde ſah erſchrocken zu ihrem Vetter auf. In ſeinem ſchmalen, harten Geſicht mit den feſten regelmäßigen Zügen lag eine ruhige Entſchloſſenheit, und ſie wußte plötzlich, daß ſie ihn bald verlieren mußte, daß er ihr in kurzer Zeit ins Unbekannte entſchwinden werde, wie er aus dem Unbekannten vor ihr aufgetaucht war. Und indem ſie leiſe ſagte: „Fritz, du willſt gehen," war in den ſtill geſprochenen Worten doch etwas von dem Erzittern ihres Herzens.

Fritz blickte ſie nicht an, ſondern ſah ins Weite. „Du gehſt ja auch," antwortete er mit einer ſonderbaren Betonung, deren Sinn ſie nicht verſtand.

„Ja, ich gehe," wiederholte ſie mechaniſch, „ich muß wohl gehen. — Das Haus hat zwei neue Herren, der eine liebt mich zu wenig, der andere liebt mich zu viel . . . Übrigens kann es ja auch ſein, daß ich gerade deshalb bleibe. Wenn ich klug wäre . . . Ach," ſagte ſie plötzlich ganz mut- und hoffnungslos, „es iſt ja alles gleich, was ich auch wähle, das eine iſt mir ſo abſcheulich wie das andere. Ich habe keine Entſchlußfähigkeit mehr. Mein Leben iſt doch einmal aus den Fugen."

„Dann renke es wieder ein und laß es nicht vollends aus den Fugen gehen," ſagte Fritz hart.

Das Mädchen wandte mit einer gequälten Bewegung den Kopf hin und her, als litte ſie unerträglich. „Du haſt gut reden. Was weißt du von meinem Leben! Es iſt ja auch nichts davon zu

ſagen, ſo oder ſo bleibt es ein törichtes und häßliches Flickwerk.“

Fritz gab einen unwilligen Ton von ſich. „Herrgott, Hilde, du haſt mich vorhin einen Meiſter genannt . . . ich wollte, ich könnte auch dir etwas mehr Meiſterſchaft beibringen. Aber ihr deutſchen Mädchen habt alle zu viel Gefühl und zu wenig Mut. Darum bleibt ihr ſo im Dumpfen, Feigen und Unſichern ſtehen.“

„Wir meinen eben,“ ſagte Hilde melancholiſch, „Gefühl haben ſei Pflicht und Mut ſei Frevel.“

Fritz hob den Kopf und heftete die Augen mit einem ſcharfen eindringlichen Blick auf ſeine Couſine. „Mir iſt eine mutige Frau das Höchſte auf der Welt,“ ſagte er ernſt.

Aber Hilde klagte: „Mir nützt kein Mut mehr, ich wüßte nicht, wo ich ihn gebrauchen und was ich mit ihm anfangen ſollte!“

„Ha,“ rief Fritz, „wozu man ihn gebrauchen ſoll? — Das zeigt uns ſchon die Stunde, die Notwendigkeit! Wenn etwas unerträglich wird, entſchloſſen Feuer an die Schiffe legen und den Sprung ins Dunkle wagen!“

Hilde hatte ihm zugehört, den Kopf geſenkt, die Arme vor ſich hingeſtreckt, die Hände zwiſchen den Knieen feſt gefaltet. Jetzt hob ſie den Blick und ſah ihn mit großen Augen an. „Für das Wort das

dank ich dir! Den Sprung ins Dunkle wagen — das wäre vielleicht das einzige . . ."

Sie ſenkte den Kopf wieder und blickte in tiefem Sinnen vor ſich hin. Er ſtörte ſie nicht. Er fühlte, daß hier über ein Leben entſchieden wurde.

Nach einer Weile ſagte er ruhig: „Du haſt mich nicht mißverſtanden, Hilde, nicht wahr?" Sie ſchüttelte haſtig den Kopf, bittend, als möge er Schonung üben und nicht mehr an dieſe ſchweren Dinge rühren. Sie hatten auch bald ihr Ziel erreicht, und auf dem Rückweg ſprachen ſie nur Gleichgültiges.

Elftes Kapitel

In allen Öfen und im Kamin des Gartensaals auf Rauschenrode prasselten große Feuer, damit die Herrschaften sich schnell durchwärmen konnten, wenn sie erkältet vom geduldigen Anhören der verschiedenen Ansprachen, die ihrer warteten, zu kurzer Erholungsrast hier einkehren würden.

Schottenmaier unterwies Cyprian, wie er sich bei der Bedienung der hohen Gäste zu verhalten habe. „Wenn sie kommen, das Tablett mit Sekt und Tee zuerst der Frau Herzogin und dem Herzog präsentiert — du mit's Gebäck dicht hinter mir. Dann Prinzessin Karoline, der Staatsminister, der Herr Oberpfarrer, unser Herr Debberitz und denn all die übrigen. Daß du mir keine Konfusion machst, du mußt heute zeigen, ob du würdig bist, meine Stelle bei den jungen Herrschaften auszufüllen. Du machst so gewissermaßen dein Examen. Wenn ich gehe, hast du doch hier einen schönen, sichern Posten für Lebenszeit, bei dem man auch etwas erübrigen kann. Das siehst du doch an mir."

Zipperjahn nickte und zeigte ein breites Grinsen auf seinem freundlichen, roten Gesicht. „Sie werden 'n mächtiger Mann, Herr Schottenmaier, wenn Sie erst das Kurhaus haben," sagte er ehrfurchtsvoll. „Ja, wenn man so denkt, was Herr Debberitz hier

jetzt bedeutet. Das ist doch noch gar nicht so lange her, als den der Herr von Rosegarten ein Mistvieh schimpfte."

„Höre mal, Cyprian," sagte Schottenmaier, „daran hast du dich nicht mehr zu erinnern. Es ist manchesmal gut, man hat nicht zu viel Gedächtnis, hörst du wohl?!"

Die Tür wurde hastig geöffnet, Fräulein Trinette rauschte herein, atemlos und so erhitzt, daß sich zwei kleine rote Flecke auf ihren spitzen Backenknochen gebildet hatten. Sie war in höchstem Staat, das präsentabelste ihrer verschiedenen schwarzen Seidenkleider umgab ihre hohe, knochige Gestalt, die Schmelzbehänge ihrer ehrwürdigen Samtmantille wogten und knisterten um sie her, der beste Spitzenhut ihrer Schwägerin thronte würdig über ihren glatten, zu dieser festlichen Gelegenheit mit Nußextrakt gefärbten Scheiteln. Die sorgfältig gereinigten weißen Glacéhandschuhe, die schon die glorreichen Wiener Tage geschaut hatten, strömten liebliche Benzindüfte aus. Im übrigen umwehte ein Parfüm von Kampfer, Naphthalin und ungelüfteten Stuben die vornehme Erscheinung des Fräuleins von Rosegarten.

„Aber, gnädiges Fräulein," rief Schottenmaier erschrocken, als er sie erblickte, „die Wagen mit den andern Herrschaften sind schon längst fort, die Feier muß gleich beginnen. Wo waren Sie denn? Ich habe Sie im ganzen Hause gesucht."

Sie lächelte verſtohlen. „Ich, ich habe mich verſpätet,“ gab ſie zu, „ich werde die Rede des lieben Herrn Oberpfarrers verfehlen. Aber Herr Debberitz klagte heute morgen über Schmerzen im Knie und im Rücken, ich fürchtete, es könnte Influenza werden, und habe ihm ſchnell noch etwas Ameiſenſpiritus abgegoſſen. Auch trug ich eine Taſſe Erdbeertee in ſeine Stube und ſtellte ſie in die Ofenröhre, damit ſie warm bleibt. Es iſt ein ausgezeichnetes Mittel. Sorgen Sie, lieber Herr Schottenmaier, daß Herr Debberitz vor dem Schlafengehen ſich mit dem Ameiſenſpiritus einreibt und den Tee trinkt. Die Geſundheit dieſes prächtigen Mannes iſt für uns alle von der größten Wichtigkeit. Die Wagen ſind alſo fort? Nun, da werde ich wohl gehen müſſen. Schlimm, ſchlimm, es iſt kalt und windig. Wiſſen Sie nicht, Cyprian, ob die gnädige Frau ihren Muff genommen hat?“

„Nein,“ ſagte Cyprian, „der hängt draußen in der Garderobe.“

„Nun, da bring ihn mir, mein Knabe,“ ſagte Fräulein Trinette mit gütigem Lächeln. Und als ſie ihn entgegengenommen hatte, entfernte ſie ſich mit huldvollem Kopfnicken. Der Sturm ergriff ihre Samtmantille und blähte ſie wie ein großes, ſchwarzes Segel, ſo daß ſie, einer majeſtätiſchen Trauerfregatte gleich, über den Kiesplatz dahinflog. Schottenmaier aber hob bedeutungsvoll den Finger. „Zipper-

jahn," sagte er mit schlauem Lächeln, „die Aktien steigen. Man merkt's am Ameisenspiritus!"

Wieder öffnete sich die Tür, diesmal behutsam, und Mamsell Wärmchen steckte den Kopf herein. „Schottenmaier, hören Sie die Glocken? Die Kirchenglocken läuten!"

Schottenmaier öffnete das Fenster, der Wind trug einzelne verwehte Glockentöne herüber.

„Dann hat die Feier schon begonnen," sagte er.

Wärmchen faltete die Hände und lauschte andächtig. „Schottenmaier," sagte sie so gerührt, daß ihr die Tränen über die Backen liefen, „hören Sie doch nur! Ach Jott, wie erhebend! Schottenmaier, wenn man so denkt, das ist nun das Richtfest für unser Glück".

Schottenmaier stand würdig neben ihr. Er hielt es nicht für passend, in Cyprians Gegenwart irgendwelche Zärtlichkeiten gegen die Erwählte seiner Zukunft an den Tag zu legen, da die Verlobung ja noch nicht offiziell verkündigt war, und ebensowenig hielt er es für angebracht, eine allzu große Befriedigung zu zeigen. So sagte er denn nur philosophisch: „Der eine geht, der andere kommt, das ist der Lauf der Welt. Wenn die alte Herrschaft hier oben auszieht, dann ziehen wir unten ein."

„Wenn der liebe Gott so will, Schottenmaier," ergänzte Wärmchen, die in solchen feierlichen Augenblicken unbewußt den Ton von Frau Marie von Kosegarten anzunehmen pflegte.

Sie ſprachen noch einiges über die Veränderungen, die im Schloß vor ſich gegangen waren, und zeigten ſich einig in der Anſicht, daß die neue, junge Frau ihr Herrſcherrecht ſchmählich mißbrauche. Es war geſchehen, daß ſie Wärmchen Vorwürfe gemacht hatte über den Butterverbrauch — man denke, dieſes junge Geſchöpf hatte es gewagt, Mamſell Wärmchen, die ſeit vierundzwanzig Jahren in der Familie war, Vorwürfe zu machen! Da hörte ſich denn doch Verſchiedenes auf! Das hätte ſich nicht einmal Fräulein Hilde unterſtanden, trotzdem die ja auch ſchon öfter verſucht hatte, ſich in Dinge zu miſchen, die ſie nichts angingen. Aber Gott ſei Dank, da hätten doch der gnädige Herr und die gnädige Frau immer die Partei der alten treuen Leute genommen. Jetzt wagten die ja kein Wort mehr. Alſo ſei es ſchon beſſer, das Feld zu räumen. Aber man ſchwieg plötzlich, denn Hilde, die der Feier nicht beigewohnt hatte, um im Hauſe die Oberaufſicht zu führen, trat herein, fragte, ob alles in Ordnung ſei, und rief: „Es fährt ſchon ein Wagen in den Hof, das Programm muß geändert ſein! Bitte, Zipperjahn, ſieh einmal nach, ob Blaffke und Schmidt unten am Portal ſtehen.“

Cyprian kehrte gleich darauf zurück und berichtete, es ſei die junge Frau von Roſegarten und Herr Fritz. Fräulein Hilde möchte doch ſchnell einmal heraufkommen, ließ der Herr Fritz bitten. Hilde

eilte verwundert ins Wohnzimmer und fand Mimi blaß, mit geschlossenen Augen im Lehnstuhl liegen, während der Schwager ihr ein Tuch, dem ein scharfer Duft nach Eau de Cologne entströmte, auf die Stirn hielt.

„Es ist ihr unwohl geworden bei dem langen Stehen in der Kälte unter den vielen Menschen," sagte Fritz erklärend, „der gute Pfarrer konnte wieder kein Ende finden. Da habe ich mich ihrer angenommen. Bitte, Hilde, ein Glas Wein und irgend etwas Genießbares für das kleine Frauchen."

Hilde holte aus dem Schränkchen neben dem kleinen Eckſofa, wo ſie einſt ſo manche trauliche Beſprechung mit dem Vetter gepflogen hatte, von Mama Koſegartens Erquickungsſchätzen hervor: das geſchliffene Spitzgläschen wurde mit Malaga gefüllt und Mimi hingehalten, auch die kleinen Vanillekuchen taten ihre bei gelegentlichen Schwächeanfällen im Familienkreiſe lang' erprobte Wirkung. Mimi ſchlug die Augen in belebterem Glanz zu dem Schwager auf, und ihre blaſſen Wangen röteten ſich leiſe, nachdem ſie einige Schlucke Wein genoſſen und einen Biſſen gegeſſen hatte.

„Du hätteſt nicht mitgehen ſollen," ſchalt Hilde, „du weißt doch, daß der Arzt dir geſagt hat, du müßteſt dich ſehr ſchonen, Mama Koſegarten meinte gleich, es würde dir zu viel werden."

„Ach," klagte Mimi, „Auguſt wäre doch zu un-

glücklich gewesen, wenn ich nicht hätte an der Feier teilnehmen können. Es ist mir so schrecklich peinlich, daß Fritz mich beinahe tragen mußte. Ich weiß nichts mehr davon, wie ich in den Wagen gekommen bin. August ist gewiß außer sich über diesen Vorfall." Sie blickte mit ängstlich verstörten Augen von einem zum andern. „Glaubt ihr, er hat es bemerkt, daß Fritz mich fortgeführt hat? Er stand doch so weit vorn beim Herzog. Vielleicht hat er nichts gesehen. Aber er wird mich vermissen, wenn die Herrschaften zum Elektrizitätswerk hinaufgehen. Bitte, Fritz, tu mir den Gefallen und kehre gleich wieder um."

Die Besorgnis vor der üblen Laune ihres Gatten prägte sich so deutlich auf dem blassen, leidenden Gesicht ab, daß Fritz mitleidig und ärgerlich zugleich ihr antwortete: „Beruhige dich, Mimichen, und lege dich jetzt nieder. Wenn August verdrießlich wird, so schicke ihn nur zu mir, dann werde ich ihm einmal den Standpunkt klarmachen."

„Fritz," rief die junge Frau erschrocken, „was denkst du dir, wie es zwischen Eheleuten zugeht! Da muß man die Dinge schon unter vier Augen ausfechten. Was August wohl für ein Gesicht machen würde, wenn ich ihn zu dir schicken wollte!" Sie lachte schwach und streckte sich gähnend, mit heftigem Zusammenschauern, als fröre sie, wieder in dem Lehnstuhl aus.

„Mir iſt abſcheulich zumute,“ klagte ſie, „aber ich muß die Herrſchaften ja hier empfangen.“ Und hilflos den Kopf zur Seite legend, ſeufzte ſie: „Ach, daß doch alles Glück ſo ſchwer erkauft wird!“

„Alſo komm,“ mahnte Hilde, „leg dich auf dein Bett, du kannſt dich darauf verlaſſen, daß du gerufen wirſt, wenn die Herrſchaften kommen. Es dauert ſicher noch volle zwanzig Minuten. Du haſt noch genug Zeit, dich zu erholen, in dieſem Zuſtand kannſt du dich doch nicht vor der Geſellſchaft zeigen.“

Sie beugte ſich über die junge Frau, umfaßte ſie mit den Armen und zog ſie ſchmeichelnd und mit kleinen, zärtlichen Liebkoſungen, wie man ein Kind zu beruhigen pflegt, in die Höhe, um ſie nach der Tür zu geleiten.

„Auguſt wird ja außer ſich ſein,“ klagte Mimi in jenem mutloſen Seelenzuſtand, in den die beginnende Mutterſchaft die Frau ſo häufig zu verſetzen pflegt. Trotz aller Gegenreden ließ ſie ſich willenlos von Hilde auf ihr Lager bringen.

Nach wenigen Minuten kehrte Hilde ins Wohnzimmer zurück.

Sie fand Fritz, der Mantel und Hut abgelegt hatte, vor dem Ofen ſtehen, um ſich die Hände zu wärmen. Seine ſchlanke Geſtalt erſchien in dem Geſellſchaftsanzug mit der weißen Krawatte noch ſchlanker und magerer als ſonſt.

„Willſt du nicht zurück?“ fragte ſie verwundert.

„Warum?“ ſagte Fritz. „Man braucht mich dort nicht.“

Hilde legte beide Hände an die Schläfen, als fühlte ſie einen Schmerz.

„Man braucht dich dort nicht, wo du die Seele des Ganzen biſt? . . .“ wiederholte ſie.

„Aber, Hilde,“ ſagte Fritz, und der freundliche Ton ſeiner Stimme widerſprach dem Ernſt, der in ſeinen Augen und über ſeiner Stirn lag, „du biſt ein kluges Mädchen und weißt nicht, daß die, die am meiſten geſchuftet haben, bei Grundſteinlegungen und Einweihungen die allerüberflüſſigſten Perſonen ſind? — Da kommen andere dran — nach dem alten Geſetz der Arbeitsteilung . . . Nein — ernſthaft geſprochen — ich erkenne täglich mehr, daß ich im Wege bin in dieſem ‚Hauſe meiner Väter.‘ Na — irgendwo in der Welt wird ſich ſchon ein Plätzchen finden, wo ich mich wieder mehr daheim fühlen werde . . .“ Er lächelte humoriſtiſch zu dem Mädchen hinüber. „Nur nicht ſchwerfällig werden . . . Wenn eine Hoffnung ſich nicht erfüllt, ſteht gleich eine andere vor der Türe.“

„Deine Mutter würde es ſchwer verwinden, wenn du wieder gingeſt,“ meinte Hilde. Sie vermied es, ihn anzuſehen. „Man glaubt dich nun hier gefeſſelt, und daß du im heimatlichen Boden wieder feſtwachſen wirſt.“

„Ich und feſtwachſen —“ ſagte Fritz und zog

die Brauen hoch, „welches Talent Mütter doch ſtets entwickeln, ihre Söhne gründlich mißzuverſtehen. Es war ihr eine große Freude, daß ich kam, es war ihr vielleicht notwendig, aber längere Gefühlsaufregungen ſind gar nicht zuträglich für alte Leute. Wenn ich wieder fort bin, wird die Erinnerung an mich ſich weit beſſer ihrem täglichen Leben einfügen, als es meine Gegenwart tut. Was ich hier wollte, hab ich ja ſchließlich erreicht, habe meinen alten Herrn von der Sorge um das Gut befreit — na, und wenn man fühlt, daß man ſeine Arbeit getan hat, ſo ſoll man ſich ſchnell davon machen.“

Im Hofe tönte das Rollen von Wagen.

Hilde lief ans Fenſter. „Sie kommen! Die Eltern ſteigen eben aus! Da werden die herzoglichen Herrſchaften auch gleich hier ſein!“ Sie reckte ſich ſeufzend auf. „Du wirſt dir deine Fluchtabſichten noch überlegen,“ ſagte ſie zu ihrem Vetter, indem ſie ſich beide hinunterbegaben.

Er lächelte und antwortete nicht.

Der Gartenſaal ſah heute, ehe er für die Wintermonate geſchloſſen wurde, zum letzten Mal noch eine große, glänzende Verſammlung zwiſchen ſeinen blumigen Tapeten. Die Herzogin, eine ſchmale, ſchlanke Frau mit müden Augen und einem kleinen, feinen Mündchen, die ſtets beſtrebt war, den Altersunterſchied zwiſchen ſich und ihrem Gemahl durch ernſte Würde der Haltung zu verringern, ſaß mit der alten

und der jungen Frau von Roſegarten und Prinzeſſin Karoline am Kamin. Rieſige knackende und praſſelnde Buchenſcheite ſtrömten eine wohlige Wärme auf die arg durchfrorenen Damen aus, und heißer Tee, dampfender Punſch wurden mehr begehrt als der eisgekühlte Sekt.

Prinzeſſin Karoline hatte Fritz an ihre Seite gewinkt. Er lehnte ſich an den Pfoſten des Kamins und plauderte mit ihr in jener neckiſch galanten Weiſe, die Prinzeſſin Karoline ſtets ſo anmutig an ihre glorreichen Wiener Tage erinnerte.

„Wo iſt Ihre Couſine Hilde? In acht Tagen, wenn wir von Naſſenſtein nach Langenrode überſiedeln, hoffe ich ſie bei mir zu ſehen. „Wiſſen Sie,“ flüſterte die Prinzeſſin, ſich nahe zu Fritz hinüberbeugend, ſo daß das fürſtliche Parfüm gleich einer ſchweren Duftwelle zu ihm aufſtieg, „es hat Mühe genug gekoſtet, diesmal meinen Willen durchzuſetzen. Ich verſpreche mir viel von dem jungen Mädchen. Ich glaube, wir paſſen ſehr gut zuſammen. Es wäre mir äußerſt fatal, wenn ich dieſe affreuſe dicke Audorf als Begleiterin bekommen hätte. Sie müſſen uns oft aufſuchen, wenn Ihre Couſine erſt bei mir iſt. Ich plane kleine Teeabende, vielleicht ein Spielchen, o, ganz harmlos, ein Whiſt oder dergleichen. Sie müſſen noch ein paar nette junge Leute mitbringen, ich ſehe gern Jugend um mich. Nett, ſehr nett, was? Wir wollen recht luſtig ſein.“

Fritz verbeugte ſich zuſtimmend. „Ich weiß nicht,“ ſagte er etwas zögernd, „ob Hoheit den Charakter meiner Couſine ganz richtig beurteilen.“

Die Prinzeſſin kicherte. „Mon cher ami, Sie wollen doch nicht etwa auch unter die ernſten Warner gehen? Ihre Couſine wird nicht prüde und nicht albern ſein, superbe, das gefällt mir gerade. Dort ſehe ich ſie eintreten, bitte, rufen Sie ſie zu mir.“

In der Mitte des Saals ſprach der Herzog, ein ſteifer Herr mit verbindlichem, aber ſchüchternem Weſen, mit Auguſt von Koſegarten und Debberitz. Er zeigte ſich intereſſiert für alle Einzelheiten ihrer Pläne und beſonders für den projektierten Bahnbau, der ſein Luſtſchloß Naſſenſtein mit ſeiner Reſidenz Langenrode in bedeutend bequemere Verbindung bringen ſollte. „Sie haben Erſtaunliches geleiſtet, meine Herren,“ rief er mit ſeiner feinen, hohen Stimme, „ganz außerordentlich, ganz außerordentlich!“

„Hoheit,“ begann Debberitz und legte die Hand auf ſein tadelloſes, weißes Vorhemd, „fürs Vaterland, fürs angeſtammte Fürſtenhaus . . .“

Der Herzog lächelte ihm gnädig zu. „Gewiß, gewiß! Die Ideale ſind treibende Kräfte! Wann wird die elektriſche Bahn dem Betrieb übergeben werden können?“

„Ich denke in ein bis zwei Jahren,“ bemerkte Auguſt.

Die Herzogin wandte ſich ein wenig zur Seite in ihrem Lehnſtuhl, um den Herren zuzuhören. Sie hielt einen japaniſchen Fächer, den ihr Frau von Roſegarten gereicht hatte, zum Schutz gegen die dem Kamin entſtrömenden Gluten an ihre ſchmale, wachsbleiche Wange. „O, das iſt gut, das iſt ſehr gut,“ ſagte ſie leiſe und erfreut, „beſchleunigen Sie den Bahnbau ſo viel wie möglich. Der Weg von Langenrode nach unſerem Luſtſchloß Naſſenſtein iſt ſo beſchwerlich für die armen Pferde.“

„Der Wunſch einer hohen Frau wird uns zu fiebernder Eile antreiben,“ ſagte Debberitz erfreut und zugleich erſtaunt, daß ihm dieſe pathetiſche Phraſe ſo gut gelungen war. Die Herzogin neigte mit freundlichem Dank das ungewöhnlich kleine Köpfchen, auf dem ein noch kleinerer Hut aus Goldgeſpinſt und Zobel ſich in das farbloſe dünne Haar ſchmiegte. „Wir werden einen Salonwagen haben?“ fragte ſie mit liebenswürdigem Empreſſement.

Debberitz verbeugte ſich. „Selbſtverſtändlich, Hoheit. Ahorntäfelung mit blauen Samtpolſtern!“

„Ahornholz mit blauen Samtpolſtern,“ wiederholte die Herzogin müde. „Scharmant, ganz ſcharmant!“

Ein Kammerherr war inzwiſchen auf den Herzog zugetreten und hielt ihm zwei Lederetuis entgegen. Der Herzog ergriff das eine, drückte auf den Knopf und entnahm ihm dann einen Orden. Das diskrete

Stimmengeſchwirr, das bisher den Saal erfüllt hatte, verſtummte plötzlich. Die ſtattlichen Geſtalten des Oberpfarrers und des Bürgermeiſters, der weißlockige Staatsminiſter und mehrere andere Herren des Gefolges gruppierten ſich unauffällig und doch mit der ſicheren Gewöhnung, ſolchen Szenen das nötige Dekorum zu verleihen, im Halbkreis um den hohen Herrn. Auch die neue Haushofmeiſterin, die Baronin Leuchtenberg, die die Herzogin heute begleitet und die bisher mit Herrn von Koſegarten im Geſpräch geſtanden hatte, näherte ſich, um mit dem Herrn des Hauſes Zeuge des kommenden Ereigniſſes zu werden.

Der Herzog wandte ſich zu Auguſt und Debberitz. „Meine Herren!“ begann er mit ſeiner leiſen, hohen und ſchüchternen Stimme, die ſich immer nur durch einen beſondern Willensakt zu hörbarer Feierlichkeit verſtärkte, „meine Herren, als einen Beweis, wie ſehr ich die Verdienſte tüchtiger Männer um das Herzogtum zu ſchätzen weiß, verleihe ich Ihnen, Herr Direktor von Koſegarten, und Ihnen, Herr Theodor Debberitz, meinen Hausorden zum Weißen Hirſch.“

Er überreichte Auguſt den Orden, den er in der Hand hielt, entnahm dem zweiten Käſtchen, das der Kammerherr ihm geöffnet entgegenhielt, ein zweites Exemplar und legte es in die Hand von Debberitz. Die beiden Männer empfingen die Orden mit tiefen, ſtummen Verbeugungen. Auguſt murmelte nach einer

kleinen Pauſe: „Hoheit können verſichert ſein,“ und Debberitz fiel ihm mit vollerem Ton ins Wort, „daß wir dieſe außerordentliche Ehre zu ſchätzen wiſſen.“

Der Herzog lächelte ein wenig, das war nicht ganz die übliche Form für den Dank, aber immerhin — dieſer prächtige Selfmademan ſetzte ſich naturgemäß über die Formen der höfiſchen Etikette hinweg und ſprach, wie es ſein treues, ehrliches Herz ihm eingab!

Der Herzog winkte ihm gnädig mit der Hand, und es entſtand ein zweites Schweigen, während der hohe Herr ſich ſeiner Gemahlin zuwendete. Da rief Prinzeſſin Karoline laut und enttäuſcht zu Fritz hinüber: „Ja, bekommen Sie denn keinen Orden? Das finde ich gar nicht nett.“

Fritz lachte. „Hoheit,“ ſagte er munter, „ich fühle mich in dieſem Augenblick durchaus als freier Amerikaner!“

Der Herzog zog, peinlich berührt, die Schultern leiſe fröſtelnd in die Höhe. „Sie bleibt doch eine ewige Gene,“ flüſterte er ärgerlich der Herzogin zu. Die gewandten Hofleute der Umgebung begannen, um den fatalen Zwiſchenfall vergeſſen zu machen, ein lebhaftes Geplauder. Der Herzog aber wandte ſich huldvoll im Geſpräch zu Fritz: „Ich höre, Sie wollen ſich wieder im alten Vaterlande ſeßhaft machen.“

„Das iſt ein Irrtum,“ ſagte Fritz kurz und kühl.

„Aber, Fritz,“ flüſterte ſeine Mutter ängſtlich, „wie konnte man der Hoheit in dieſer Weiſe widerſprechen!“

„Ich gehöre nun einmal nicht zu den ſeßhaften Männern,“ ſagte Fritz, „wenn ich ehrlich ſein will, der Boden brennt mir ſchon wieder unter den Füßen.“

„So, ſo,“ bemerkte der Herzog etwas verſtimmt und zerſtreut. „Abenteuerluſt? Läßt ſich nicht überwinden?“

„Wer der Heimat ſo lange entfernt blieb,“ warf die Herzogin begütigend ein, „findet ſich wohl ſchwer wieder in ihr zurecht.“

„Man hat zu ſcharfe Augen bekommen für ihre Verbeſſerungsbedürftigkeiten,“ ſagte Fritz. „Weil unſere Liebe nicht mehr blind iſt, wird ſie uns überhaupt nicht mehr geglaubt. Und ſo entdeckt man bei der Rückkehr in die Heimat oft erſt, daß man wirklich heimatlos geworden iſt.“

„Ein trauriger Zuſtand,“ flüſterte die Herzogin bedauernd.

„Wie man's nimmt,“ ſagte Fritz gleichmütig, „wir haben unſern Stolz, und ich denke, wir haben auch unſere Miſſion, wir Heimatloſen. Was wäre Deutſchland ohne ſeine verlorenen Kinder?“

„Es liegt etwas Wahres in dieſem Ausſpruch,“ meinte der Herzog nachdenklich, aber . . .“ und er hob ablehnend die Hand, „eine bedenkliche Wahrheit.“

„Wahrheiten ſind immer bedenklich, Hoheit,“ ſagte Fritz mit gleichmütigem Lachen.

„Geſtatten, Hoheit,“ miſchte ſich Debberitz ins Geſpräch, „er iſt uns zu wild mit ſeinen Projekten, das iſt die Geſchichte. Wenn wir alle ſeine Yankeeabenteuer nicht hier ausführen wollen, dann wird er biſſig, und predigen wir dem Herrn Vernunft, da will er uns die Choſe vor die Füße werfen.“

Der Herzog blickte zerſtreut im Kreiſe umher. Er blieb nicht gern lange bei einem Thema. Die derbe Gereiztheit, die ihm aus dem Ton dieſes gewaltigen Mannes entgegentönte, erregte ihm beinahe Furcht.

„Nun, da halten Sie nur als Gegengewicht zu den fremden aufreizenden Einflüſſen feſt an einer ſoliden deutſchen Geſinnungsart,“ ſagte er, das Geſpräch abſchließend, zu Debberitz.

Er näherte ſich darauf der Herrin des Hauſes, der älteren Frau von Koſegarten, mit der zu plaudern ſeine offiziellen Pflichten ihm bisher noch nicht geſtattet hatten. Aufs neue zwang er ſeine müden, blaſſen Lippen zu einem freundlichen Lächeln, als er ſich neben ſie auf einen Lehnſeſſel niederließ, und begann: „Die Familie Koſegarten iſt unſerm Hauſe ſtets in Treue attachiert geweſen; wie ich höre, ſoll dieſes Band in Zukunft wieder feſter geknüpft werden. Ihre liebe Nichte ſoll als Hofdame meiner Schweſter in unſern engern Kreis aufgenommen werden?“

„Ich bin glücklich," sagte Frau Marie, „daß Hoheit so gnädig waren, Hilde in Ihren Dienst zu wünschen. Wir werden voraussichtlich das Schloß den Kindern überlassen, vielleicht auf Reisen gehen, da ist es so schön, zu wissen, daß für Hilde gesorgt ist. Ich habe sie lieb wie meine Tochter."

„Wir sind sehr zufrieden mit der Wahl unserer lieben Schwägerin," bemerkte die hohe Frau, „ich bin stets dafür, die Damen des Hofes aus den adligen Familien des Landes zu wählen, deren Gesinnung man kennt, deren ganzer Ton schon eine Art Garantie für den Charakter des jungen Mädchens bietet. Sie haben Ihre Nichte in der abgeschiedenen Einsamkeit der Berge und Wälder erzogen . . . hm . . . ja . . ."

„Sie hat wirklich arbeiten gelernt," fiel Frau Marie ein, als die Herzogin zaudernd nach einem passenden Wort suchte, um den Satz zu beenden, „ich habe sie niemals geschont, sie hat sich tüchtig in der Wirtschaft tummeln müssen."

„Superbe," meinte die Fürstin freundlich, „da wird sie sich die einfache Unschuld des Herzens bewahrt haben, die man leider in neuerer Zeit so häufig an den jungen Damen vermißt." Sie lehnte sich behaglich in ihrem Sessel zurück, der gute Tee hatte sie erwärmt, ihre Umgebung wußte, daß sie nun auf ihr Lieblingsthema, die falsche verhängnisvolle Erziehung der modernen Frau, zu reden kom-

men würde. Sie ſprach von böſer Lektüre, von unangebrachten Freiheiten, von der Bedenklichkeit der Sportpaſſion bei den Töchtern des Adels . . .

„Ma chère,“ murmelte der Herzog, räuſperte ſich ein wenig und verſtummte wieder. Er fürchtete, daß ſeine Gemahlin mit ihren ſtrengen Anſichten hie und da verletzen könnte. Übrigens ſah er gern junge Mädchen ſowohl beim Tennis als auch zu Pferde. Er äußerte dies vorſichtig und ſchüchtern, wie er alle ſeine Meinungen zu äußern pflegte.

„Auch ich ſelbſt habe ja früher geritten,“ ſagte die hohe Frau — „in angemeſſener Begleitung — warum nicht? Aber etwas anderes iſt die burſchikoſe Kameradſchaftlichkeit in ſportlichen Angelegenheiten, die heute zwiſchen den jungen Leuten beliebt wird, und die zu den böſeſten Situationen führen kann. Zum Exempel eine Geſchichte, die mir die Baronin Leuchtenberg vorhin auf der Fahrt erzählte, und die mich wahrhaftig erregt hat. Baronin — Sie ſagten doch ſelbſt, der Ruf des jungen Mädchens, die damals im Rennſtall des Grafen — mon Dieu, der Name tut ja nichts zur Sache — kurz ihr Ruf war ruiniert. Und ich finde, die Welt verurteilte hier mit Recht. Eine junge Dame, die ſich ſo weit vergißt, die Pferde ihres Courmachers . . .“

Die Herzogin hielt plötzlich inne — es war eine ſo atembeklemmende Stille um ſie her entſtanden — das leiſeſte Flüſtern verſtummte, es rauſchte kein

Kleid, es klirrte kein Glas mehr . . . Sie blickte erſtaunt umher.

Da erhob ſich Prinzeſſin Karoline halb von ihrem Seſſel. Ihr volles Geſicht war noch mehr gerötet als ſonſt. „Pardon, liebe Schwägerin, dieſer Rennſtall des Grafen Keſſenbrock . . . Ja — ich behaupte," rief ſie laut und kriegeriſch, „dieſer Rennſtall hat damals, als die Leuchtenberg ſich ſo unverantwortlich benahm, überhaupt nicht mehr exiſtiert. Das Ganze iſt ein Märchen — eine Perfidie," ſchloß ſie, indem ſie ſich wieder niederließ und mit haſtigem Fächerſchlagen ihre Empörung zu betäuben ſuchte.

„Mon Dieu, Caroline, je ne comprends pas un mot de votre altération," flüſterte die Herzogin fragend — ſie verfiel bei Familiendifferenzen immer in die franzöſiſche Sprache.

In dieſem Augenblick durchbrach ein heftiges Geräuſch die ängſtliche und bange Stille des Raumes. Hilde hatte einen Stuhl beiſeite geſtoßen und ſtand vor der Herzogin. Ihr Geſicht war glutrot und wurde gleich darauf ganz weiß, während ihre Augen ſich weit offen und mutig auf die Herzogin richteten.

„Nein, Hoheit, es iſt kein Märchen," ſagte ſie mit einer Stimme, die nur wenig zitterte, und ſo ruhig, als ſpräche ſie etwas längſt Überlegtes aus, „Frau von Leuchtenberg hat mich nicht falſch beſchuldigt! Ich war bei Graf Keſſenbrock — ja —

und — ja! Wir haben uns liebgehabt, und ich war nicht nur im Stall bei ſeinem Pferd, auf dem er am nächſten Tage um Sieg oder Niederlage kämpfen wollte, und weil er mir ſagte, es würde ihm Glück bringen . . . Ich war auch oben bei ihm auf ſeinem Zimmer . . . Ich will dies geſagt haben — ich will nichts, nichts mehr zu verbergen und zu verleugnen haben in meinem Leben . . . Ich weiß, es wäre nur lächerlich, in dieſem Augenblick zu behaupten, daß ich trotzdem das Recht habe, meinen Kopf ebenſo hoch zu tragen wie jede der Frauen und Mädchen hier — es würde doch niemand mir glauben. Jedes Beteuern wäre nutzlos . . .“ Sie hielt inne, aufs neue kam eine ſchnelle Röte über ihr Geſicht, ihre Sprache wurde ſchärfer, heftiger. „Darum bin ich froh, daß es ſo gekommen iſt, daß ich nun ein Ende damit mache, mich vor euren Urteilen und eurem Verurteilen zu fürchten — daß ich nun weiß: ich bin mit euch allen fertig — fertig — fertig! Gott ſei Dank!“

Ihre Stimme brach in der tiefen Bewegung ihrer Seele, ihr Antlitz hob ſich und blickte über die Menſchen fort mit einem Ausdruck ſo ſtolzer Freude, daß es wie ein Triumphlächeln war. Und dann ſenkte ſie die Augen, und trotzdem ſie zitterte und ſchwankte, ging ſie doch langſam und aufgerichtet zwiſchen den verblüfften und erſchrockenen Gäſten hindurch aus dem Saal.

Man wich ihr aus, man gab ihr Raum, als brächte ihre Berührung Unheil und Tod. Es war, als hätte ſoeben jeder einzelne etwas geſehen und gehört, was er unmöglich mit einem andern teilen könnte, was man ſich kaum ſelbſt eingeſtehen dürfte. Es wagte niemand auch nur einen Blick mit ſeinem Nachbarn zu tauſchen.

„Ein Anfall von Geiſtesſtörung," ſagte Fräulein Trinette von Koſegarten ernſt und gab damit eine Art von erlöſender Parole aus.

„Ein intereſſanter Fall hyſteriſcher Selbſtbeſchuldigung," ließ ſich der Kreisarzt vernehmen.

„Aber ſie deutete doch an, daß gar nichts wirklich Bedenkliches . . . Ich neige entſchieden zu der Anſicht . . ." ſo erklärte eine andere Stimme, worauf einige Herren zu kichern begannen.

„Mein Gott," flüſterte jemand, „wie das nun auch geweſen ſein mag — das iſt jetzt ganz gleichgültig — aber ſie ſagte ‚euch' zu den Herrſchaften — ſie ſagte ‚euch' — haben Sie es wohl gehört, Exzellenz?"

„Welch ein Affront!" murmelte die Herzogin, die ſich während des peinlichen Auftrittes, ſo viel wie möglich war, in die Kiſſen ihres Lehnſtuhls zurückgezogen hatte.

Frau Marie verſuchte, um Verzeihung flehend, ihre Hand zu küſſen, aber die hohe Frau hielt Arme und Hände feſt an ſich gepreßt und dachte unbeſtimmt an die ruſſiſche Revolution.

Der Herzog wandte den Blick zu August und machte der unerträglichen Situation ein Ende, indem er gleichgültig fragte: „Sind die Wagen bereit?“

„Zu dienen,“ erwiderte der jüngere Kosegarten zusammengefaßt, in militärischer Haltung.

Eilig und verstört folgte der Aufbruch.

Die Herzogin hatte die Fassung jetzt so weit wiedergewonnen, um Frau von Kosegarten die Hand zu reichen und zu lispeln: „Meine Gute, Arme — ich ahnte ja nicht — o welch ein Zusammenbruch!“

Frau von Kosegarten senkte demütig das Haupt unter der fürstlichen Ungnade, die sie unabwendbar über ihre Familie heraufziehen sah. Wie konnte die Herzogin es dem Hause Kosegarten je verzeihen, daß hier eine Taktlosigkeit begangen worden war . . .

„Hoheit werden mir diese verrückte Frauenzimmergeschichte nicht nachtragen?“ wagte ihr alter Mann seinen Fürsten zu fragen, aber der Herzog hob ablehnend die Hand, murmelte nur etwas Unverständliches, in dem das Wort Sanatorium vorkam, und ließ sich vom Lakaien in seinen Pelz hüllen. Er lehnte die Hilfe des Herrn von Kosegarten ab.

Einige der offiziellen Persönlichkeiten griffen die Bemerkung des hohen Herrn auf und ließen gleichfalls einige tröstende Worte von Sanatorien und Nervenheilanstalten fallen; die Prinzessin Karoline aber schüttelte vorwurfsvoll den Kopf und rief em-

pört ihrer alten Freundin Trinette zu: „Ich hatte doch so bestimmt verlangt, dieser Stall dürfe nicht existieren. Und nun existiert sogar ein Zimmer . . . Und ich muß die alte fette Audorf nehmen . . . Welche Torheit, mon Dieu . . . mon Dieu!“

Hier zeigte sich Theodor Debberitz als ein Mann von Entschlossenheit und Größe. Er beugte sich über die Hand der gekränkten und enttäuschten Fürstin und drückte einen langen, ehrerbietigen Kuß auf das parfümierte Leder des weißen Handschuhs. „Ich fühle ganz mit Hoheit,“ bemerkte er würdig mit dem sattesten Ton seiner Stimme. „Aber wenn mir die gnädigste Hoheit verzeihen — möchte ich sagen: Donnerwetter! Schneid hat sie . . . Ein Weib von Temperament! Ich bewundere Leidenschaft und Temperament bei der Frau!“

„O,“ meinte die Prinzessin gedehnt, während sie auf das Vorfahren des zweiten Wagens wartete, „man kann auch Temperament besitzen, ohne solche Theatercoups zu machen!“

„Würde und Leidenschaft verstehen nur Fürstinnen zu vereinen,“ flüsterte Debberitz, entriß in dem erregten Wirrwarr des Aufbruchs dem Diener den Pelz der Prinzessin und legte ihn sanft um ihre Schultern.

„Wie können Sie so etwas ahnen,“ erwiderte Prinzessin Karoline, sich für einen kurzen Augenblick der Berührung dieser großen ungefügen Proletarier-

hände überlaſſend. „O, Sie haben viel Kraft,“ ſeufzte ſie befriedigt. „Und wir — wir Armen dürſten nach Leben . . . Laſſen Sie ſich mir melden, wenn Sie nach Langenrode kommen! Sie müſſen mir berichten, wie die Dinge ſich hier entwickelt haben, hören Sie?“

Debberitz verbeugte ſich tief und fühlte ſein Herz heftig ſchlagen. Dieſe Prinzeſſin hatte ein Lächeln . . .

In den Wagen ſteigend, fragte die Prinzeſſin obenhin nach Fritz von Koſegarten. Er war nicht zu ſehen, und Debberitz zeigte ſich nicht eben befliſſen, ihn herbeizurufen.

Sie winkte dem Manne des Tages freundlich mit der Hand und ſagte zu ihrer Begleiterin: „In dieſem Hauſe erlebt man ſtets ungewöhnliche Dinge.“ Sich behaglich in die Wagenkiſſen zurücklehnend, fügte ſie mit träumeriſch befriedigter Miene hinzu: „Nett — ſehr nett —“ welche Bemerkung die Hofdame in dieſem Augenblick nicht gerade als paſſend angewendet empfand.

Zwölftes Kapitel

Erſt nachdem der hohe Beſuch das Schloß verlaſſen hatte, kam die Familie Koſegarten recht eigentlich zum Bewußtſein der ſoeben ſtattgefundenen, außerordentlichen Szene und zur Überlegung ihrer Folgen.

„Der gute alte Gartenſaal iſt mir ganz unheimlich geworden,“ klagte Frau Marie und blickte mit ſchreckverſtörten Augen in dem ihr ſonſt ſo lieben und vertrauten Raum umher, der freilich jetzt mit allen Zeichen des eiligen Aufbruchs, durcheinandergeſchobenen Stühlen, geleerten Taſſen und Gläſern auf allen Tiſchen einen öden und unfreundlichen Eindruck gewährte. Auch gingen die Diener ordnend ab und zu, und ſo begab ſich die Familie ins Wohnzimmer, weil alle denn doch das Bedürfnis fühlten, das Geſchehene durchzuſprechen.

Der Zorn und die Verwirrung des alten Herrn entluden ſich in einer Fülle der ſaftigſten Schimpfereien, die indeſſen bezeichnenderweiſe mehr der ‚Schweinerei und Boshaftigkeit der Leuchtenberg‘, wie er ſich auszudrücken beliebte, als der ‚exaltierten Schneegans‘, ſeiner Nichte, galten.

‚Aber was in aller Welt ſollte nun mit dem Mädchen werden?‘ Das war die Frage, die auf aller Lippen ſchwebte und aller Herzen ſorgenvoll bewegte.

Auguſt, als wäre er der Überzeugung, daß bei ſolchen Erwägungen unpaſſende Dinge zur Sprache kommen könnten, trat zu ſeiner Frau, ſie zart und gütig auffordernd, ſich zurückzuziehen. Ja, er bat ſie ritterlich um Verzeihung, daß dieſer widerliche Auftritt ihr überhaupt zugemutet worden ſei. Mimi, die die ganze Zeit das Taſchentuch an den Mund gepreßt, blaß, faſt teilnahmlos duldend in ihrem Stuhl geſeſſen hatte, drückte ihrem Mann teilnehmend die Hand, küßte ihre Schwiegermutter und entfernte ſich. Auguſt kam gleich darauf wieder und fand Debberitz in ernſter Verhandlung mit Tante Trinette.

Wer das erſte Wort zu ſprechen gewagt hatte, blieb ungewiß, genug, das Thema war in Fluß gebracht, und Tante Trinette befand ſich wieder einmal aufs eifrigſte bei der Arbeit, Menſchen glücklich zu machen und Lebenswege nach ihrem Vergnügen zu lenken. „Im Grunde," begann die frühere Hofdame, deren Beruf ſo viele Jahre darin beſtanden hatte, die Unbegreiflichkeiten ihrer Herrin auszugleichen, zu vertuſchen und als die unſchuldigen Ausbrüche einer kindlich frohen Laune hinzuſtellen, „... was iſt denn eigentlich geſchehen, was wir nicht längſt wußten? Meine Nichte hat mit dem Grafen Keſſenbrock geflirtet — mein Gott, vielleicht haben ſie einige Küſſe gewechſelt — ich für meine Perſon glaube nicht, daß ein Fräulein von Roſegarten, ſelbſt wenn ſie unbe-

sonnen genug gewesen sein sollte, einen Herrn in seiner Wohnung aufzusuchen, ihrer Person auch in solcher verfänglichen Sitution das mindeste vergeben haben würde! Fritz hat uns erzählt, daß dergleichen Verkehr in den Vereinigten Staaten zwischen den jungen Leuten an der Tagesordnung ist — nur hier in Deutschland denken wir anders . . . immerhin — die Zeiten haben sich geändert — Sie müssen das zugeben, Herr Debberitz?"

Sie blickte Herrn Debberitz mit auffordernder Frage an.

Er nickte mehrmals zustimmend. „Gnädiges Fräulein haben vollständig recht in Ihrer Auffassung." Er beteuerte in Verbindung mit diesem Ausspruch, daß er ein moderner, vorurteilsloser Mensch sei und als Großstädter weitere Begriffe habe. „Ich für mein Teil fand das Mädchen direkt heroisch," rief er laut und mit Energie — „ich habe die höchste Achtung vor ihr — das kann ich nur wiederholen — obschon — natürlich . . ." hier wurde seine Stimme leiser und kleinmütiger, „. . . man weiß ja nicht, wie die hohen Herrschaften über die Chose denken!"

„Herr Debberitz," sagte Trinette sanft und überredend, „glauben Sie mir, ich kenne den Herzog — wir haben als Kinder zusammen mit der Puppe gespielt — er würde sich in seinem wahrhaft guten Herzen freuen, wenn diese fatale Angelegenheit —

wenn ein edler Mann, wollte ich ſagen, ſich bereit finden würde ... kurz, er würde dieſem edeln Manne dankbar und verehrungsvoll die Hand drücken ..."

Debberitz räuſperte ſich umſtändlich, und auch Herr von Roſegarten ſtieß unverſtändliche Töne aus, von denen es ungewiß blieb, ob ſie Zuſtimmung oder Warnung bedeuten ſollten. Auguſt war ans Fenſter getreten und blickte, als hörte er nichts von dem Geſpräch, in den mit Schneeflocken untermiſchten Herbſtregen, der draußen gegen die Fenſter ſchlug.

Debberitz fragte, ob er ſich eine Zigarre anzünden dürfe, eine Bitte, die ihm ſelbſtverſtändlich gern geſtattet wurde. Frau Marie erhob ſich und brachte ihm Streichhölzer, ſie ſah ihn dabei mit ihren guten, tränenumflorten Augen bittend an.

Debberitz blies eine Weile ſeine Rauchringe ſchweigend in die Luft. Er befand ſich in einer für ihn ganz ungewöhnlichen Erregung. In dem Augenblick, als er Hilde ſo glühend und empört vor die Herzogin hatte treten ſehen, rührte ſie zum erſten Mal wirklich an ſeine Sinne und erregte ein jähes, heftiges Verlangen in ihm — aber dann hatte Prinzeſſin Karoline gelächelt, und dieſes Lächeln hatte ſeine Phantaſie wieder auf andere Wege gelockt. Dennoch genoß ſeine Eitelkeit das Bewußtſein, von allen ihn umgebenden Roſegartens als einziger Retter des unglücklichen Mädchens und der Familienehre überhaupt betrachtet zu werden wie einen berauſchenden

Trank, der den nüchternen Geſchäftsmann in eine Art von romantiſcher Exaltation verſetzte. Er fühlte ſich zu dieſer Stunde als nächſter Freund der Familie von Koſegarten, faſt ſelbſt als ein Glied dieſes alten, ehrwürdigen Geſchlechtes, mit verantwortlich für ſeine Stellung in der Welt — für die Aufrechterhaltung ſeiner Ehre zu jedem Opfer bereit . . . Wie aber ließ ſich die verletzte Ehre eines jungen Mädchens beſſer wieder herſtellen, als durch die Heirat mit einem ehrenwerten Manne? An ſich war ihm ja Hilde nur begehrenswerter und pikanter geworden durch dieſe Liaiſon mit einem Grafen . . . Denn er zweifelte ja keinen Augenblick daran, daß eine ſolche wirklich beſtanden habe. Übrigens hatte er auch vor kurzem in Erfahrung gebracht, daß Hilde urſprünglich nähere rechtliche Anſprüche auf das Vermögen, das der Tante Trinette zugefallen war, geltend machen konnte — daraus ließ ſich denn doch wohl auch ein gelinder Druck auf die alte Dame herleiten und nützlich zur Anwendung bringen. Eventuell drohte man nach der Heirat mit einem Prozeſſe zur Anfechtung von Onkel Chriſtophs Teſtament . . . Es war ohnehin unglaublich nachläſſig vom alten Koſegarten, ſein Mündel ſo friedlich um ein Vermögen kommen zu laſſen. Nun — man kannte ja geſchickte Anwälte, Gott ſei Dank . . .

Fräulein von Koſegarten hatte während dieſer ſtillen Erwägungen auf den Ausſpruch des Kreis-

physikus zurückgegriffen: ein interessanter Fall von hysterischer Selbstbeschuldigung. Diese Bezeichnung des tüchtigen, langbewährten Hausarztes gab ihr manches zu denken, gestand sie. „Wer wußte denn, wie viel Tatsächliches dem wirren Geständnis des unglücklichen Kindes zugrunde gelegen haben mochte? Jener Stallbursche, auf dessen Aussage das ganze unglückliche Gerede damals in Langenrode zurückzuführen war, ist notorisch später in die Dienste der Leuchtenbergs getreten — wie nun, wenn er von der Baronin, die entschieden eifersüchtig auf kleine Huldigungen des Grafen an das harmlose junge Mädchen gewesen, einfach bestochen worden war?“ Fräulein Trinette blickte sich nach dieser Beweisführung triumphierend im Kreise ihrer Verwandten um und fuhr dann in ihrem christlichsten Stimmentonfall, in dem sie sonst nur die Predigt des lieben Herrn Pastors zu besprechen pflegte, in der Behandlung des heiklen Falles fort: „Wir alle, meine Lieben, haben ja wohl an dem armen Kind ein sonderbar erregtes Wesen und die wechselnden Stimmungen wahrgenommen. Wie wäre dies auch anders möglich, wenn die Liebe, die zum heiligen Ehestand führen soll, nach Gottes Willen ein Herz ergreift! Da erforscht sich wohl ein Mensch ernstlich, ob er eines solchen Glückes auch würdig ist, und manche harmlose Mädchentorheit mag dem zarten, jungfräulichen Gewissen schon als schwere Sünde erscheinen . . . So erklärt sich die

Überspannung unserer armen Hilde am besten aus der angstvollen Liebe, die zweifellos von ihr Besitz ergriffen hat — und so sind Sie, unser lieber Herr Debberitz, recht eigentlich die Ursache der heutigen peinlichen Erschütterung gewesen!“ Sie blickte Debberitz lächelnd an, hob dazu den langen, dürren Zeigefinger mit dem langen, spitzen Nagel und schwenkte ihn fein scherzend gegen den Mann hin und her. Und dann trat sie neben seinen Stuhl.

Debberitz seufzte, es klang fast wie ein schweres, beklommenes Ächzen. Er legte die Zigarre fort. Der Augenblick des Entschlusses war gekommen.

„Wer könnte so ein armes, liebes Ding besser absolvieren als der geliebte Mann selbst?“ flüsterte Fräulein Trinette ihm ins Ohr. Sie war durch manche Andeutung seiner Wünsche berechtigt, so weit zu gehen, das sah er vollkommen ein. Und so erhob er sich denn, zog seine Weste straff, griff sich mit dem Zeigefinger lockernd zwischen Kragen und Hals und wandte sich mit ernstem, feierlichem Gesicht an den alten Herrn von Rosegarten, in dem er in diesem Augenblick das ehrwürdige Haupt der Familie respektierte.

„Herr von Rosegarten,“ sagte er einfach und würdig, „ich glaube, Sie haben schon länger bemerkt, daß ich Ihre Nichte, Fräulein Hilde, mit wohlgefälligen Blicken betrachte. Daran hat der eben stattgefundene Auftritt nichts geändert. Ich bin ein Mann

von liberalen fortschrittlichen Ideen. Es würde mir eine hohe Ehre sein, in Ihre werte Familie einzutreten. Ich bitte Sie also, Herr von Kosegarten, um die Hand Ihres Fräulein Nichte! Wie gesagt — ich werde meine Frau Gemahlin stets in Ehren halten!" Er zog ein Tuch und wischte sich den Schweiß, der denn doch bei dieser Ansprache reichlich an Stirn und Schläfen hervorgequollen war.

Der alte Herr schüttelte ihm heftig die Hand. „Na, Debberitz, unter den Verhältnissen — da kann sich das Mädel gratulieren, wenn sie unter die Haube kommt." Auch er ächzte und pustete, der alte Edelmann. Sie kam ihm doch hart an, diese Einwilligung. Das Leben war putzwunderlich, und er für sein Teil machte nicht mehr mit — nee, weiß der Deibel — so 'ne verflixte Schweinerei . . .

Man beschloß, daß man erst am folgenden Morgen Hilde den Antrag von Theodor Debberitz mitteilen wollte. Denn man hielt sie am heutigen Tage ihrer Sinne nicht genug mächtig, um die einzig vernünftige Antwort, die man von ihr erwartete, zu geben.

Frau von Kosegarten bemerkte trübe, man müsse sich nach Hilde umsehen. Sie hatte ein dumpf reuevolles Gefühl ihrer Nichte gegenüber. Niemals hatte sie den Mut fassen können, mit Hilde über jene fatale Angelegenheit offen und ehrlich zu reden. Sie hatte damals schon es für das bequemste ge-

halten, nicht nachzuforſchen und einfach über die Bosheit und Klatſchſucht der Menſchen zu jammern. Aber warum hatte Hilde, bei der ſie doch Mutterſtelle vertrat, niemals das Bedürfnis geſpürt, Rat und Troſt bei ihr zu ſuchen?

Seufzend machte ſie ſich innerlich zu dieſer großen, nun leider arg verſpäteten Ausſprache bereit, als Trinette energiſch erklärte, ihre Schwägerin müſſe ſich ſchonen — ſie ſelbſt wolle mit ihrer Nichte reden. Da verſchob Frau Marie mit erleichtertem Herzen ihren Vorſatz auf gelegenere Zeit.

Trinette erfuhr indeſſen von dem Hausmädchen, das gnädige Fräulein ſei nicht auf ihrem Zimmer, der Herr Fritz habe ſie auch ſchon vergebens dort geſucht und ſei ihr dann in den Park nachgegangen, wohin man ſie in großer Erregung habe eilen ſehen.

Ein Gang durch Sturm und Wetter wird ſie am beſten beruhigen, dachte Fräulein von Koſegarten, und aus weit entlegenen Tagen kam ihr die Erinnerung an einen ſolchen Gang in den Wald hinaus bei Sturm und Regen, um ein ſtürmiſch verlangendes Herz, das entſagen mußte, zu beſchwichtigen. Dem Herrn ſei Dank, ſie war ohne Schuld und Fehle geblieben damals! Im ganzen — die Geſchichte mit Hilde war doch widerlich . . . Nun ein Proletarier wie dieſer Debberitz hatte jedenfalls — ſtärkere Nerven und ein abgeſtumpfteres Gefühl für gewiſſe zarte Punkte . . . glücklicherweiſe!

Fritz lief die Parkwege entlang, dem Walde zu. Sein Jägerauge durchspähte mit scharfen Blicken die trübe Dämmerung, die schon alle Seitenwege und Fernen zu umhüllen begann. Sein Ruf: „Hilde — Hilde!“ klang über die weiten, von körnigem Schnee weiß besprenkelten Wiesen. Der Fuß raschelte durch die Herbstblätter, die der Sturm wirbelnd von den Ästen riß und rauschend durcheinander jagte.

Er war keineswegs der Meinung seiner Tante, daß ein Gang durch Sturm und Dunkelheit das geeignete Mittel sei, ein schmerzbewegtes Herz zu stiller Vernunft zurückzuführen. Ihm stand der Blick vor der Phantasie, den Hilde zu ihm gesandt hatte, ehe sie vor die Herzogin getreten war, um der ganzen versammelten Gesellschaft ihre Verachtung vor die Füße zu werfen. Er war Menschenkenner genug, um sich zu sagen, daß dieser Blick der Seelenausdruck eines verzweifelten und zum Äußersten entschlossenen Weibes gewesen war. Und er wußte auch, daß er und sein Einfluß Hilde so weit getrieben hatte. Daß sie ihn auch so gründlich falsch verstehen mußte!

Einen Esel — einen von Gott verlassenen, verfluchten Esel nannte er sich, wenn er an seinen Ausspruch dachte, von dem Sprung ins Dunkle, der jedes Menschen letzte Rettung vor dem Unerträglichen bleibe, und der Hilde in verhängnisvollem Irrtum in diesem Augenblick in die ewige Nacht hinaustreiben mochte . . .

Und er rannte in weiten Sprüngen den steilen Waldpfad zum Heuberg hinauf, dem Brausen des Wasserfalles entgegen, das Herz schlug ihm in wilder Angst, Haar und Stirn waren gefeuchtet von Schweiß und tauenden Schneeflocken, die Augen geblendet von heiß aufsteigenden Tränen.

Er hatte es nicht gewußt, nicht begriffen bis jetzt, wie nahe ihm das Mädchen innerlich gerückt war, wie lieb er sie hatte.

Im allgemeinen fand er es ja ziemlich töricht, für persönliche Mißgeschicke gleich die Gesellschaft verantwortlich zu machen. Er neigte keineswegs zu fanatischem Haß gegen die bestehende Ordnung der Dinge. Aber während er in diesem angstvollen und und vergeblichen Suchen nach Hilde durch den rauschenden Regen eilte, erbitterte sich sein Herz wie nie zuvor gegen die Armseligkeit, Schwäche und Kleinheit der Menschen, die ein unglückliches Geschöpf, das sich nicht wehren kann, ein für allemal ungehört verdammen, weil es in junger, dummer Unerfahrenheit gewagt hat, gegen ihren Anstandskodex zu verstoßen. Er hatte die Gesichter der Versammlung um Hilde beobachtet — er war sicher, daß keiner von ihnen allen für sie Partei nahm, daß jeder eine geheime Schuld verzeihlicher fand als dieses öffentliche und rücksichtslose Zugeständnis einer Unbesonnenheit. Sie hatte recht — nur zu sehr recht: niemand würde ihr geglaubt haben, wenn sie trotz-

dem ihre Mädchenunſchuld beteuert haben würde. Der Flecken lag auf ihr und würde auf ihr bleiben. . . .

Er verſtand es ſo gut, daß das Leben ihr zum Ekel geworden war — daß ſie nicht mehr der Mühe wert fand, noch einmal neu anzufangen. Wenn zehn Jahre treuer, ſtiller Pflichterfüllung nichts galten . . . Wie albern, wie nutzlos wäre es geweſen, wenn er ſelbſt vor dieſen Leuten für ſie eingetreten wäre — er, der Abenteurer, den ſchließlich daheim doch niemand für ernſt nahm . . . Ging es ihm denn beſſer als ihr? Ein paar Jugenddummheiten folgten ihm nach und legten ſich ihm hindernd auf Schritt und Tritt in den Weg. Anderen wurde weit mehr verziehen. Aber freilich — die anderen, die hatten ſich auch nicht in Art und Weſen dem, was daheim als Form und Ideal galt, ſo weit entwendet . . . Dies war der entſcheidende Punkt! Weil Hilde, ſo fühlte er deutlich, ſich unter ſeinem Einfluß entwickelt hatte, mußte ſie zu einer Trennung von dem, was ihr bisher als Autorität galt, gelangen . . . Wie hatte er nur glauben können, in dieſem Kreiſe mit Erfolg zu wirken? Gleich einem ſcharfen Wind hatte er zwiſchen ſie geblaſen, aufrüttelnd, ermunternd, kräftigend. Nun ſeine Arbeit getan war, wirbelte ihn das Schickſal weiter zu unbekannten Fernen . . . Sollte er gehen mit der bitteren Qual auf der Seele, den Untergang dieſes armen Mädels zum Teile wenigſtens doch mitverſchuldet zu haben?

Aufs neue rief er laut und ſchmetternd Hildens Namen in die Dunkelheit. Wie war es möglich, ſie hier zu finden, wenn ſie ſich nicht finden laſſen wollte? Jeder breite Buchenſtamm konnte ſie ihm verbergen. Er ſah das völlig Unſinnige ſeines Suchens ein und konnte es doch nicht laſſen, weiter zu rufen.

Auf der Waldwieſe ſtand, trübſeligem Verfall preisgegeben, der kleine Pavillon, der in ſchönen Maitagen den Triumph ſeines Geiſtes erlebt hatte. Er lachte höhniſch über ſich ſelbſt. So ging es ihm immer wieder: er griff das Glück, er hielt es in die Höhe und ergötzte ſich kindiſch an ſeinem Glänzen — und ein anderer riß es ihm in letzter Stunde aus der Hand zu eigenem Nutzen.

An den Gebäuden des Elektrizitätswerkes ſtrahlten, als er es erreichte, die Lampen noch blaue Helle durch den Wald und beleuchteten den kläglich verregneten Putz an Fahnen und Girlanden. Er ſtieg den ſteilen Felsweg längs des Falles empor, vorſichtig umherſpähend, um auf den vom Regen und vom naſſen Laub glitſchigen Stufen nicht auszugleiten, er ſtarrte, verwirrt und betäubt von Schmerz und Angſt, minutenlang untätig in das Brauſen und Toſen der weißen ſtürzenden Waſſer. Und dann raffte er ſich plötzlich energiſch zuſammen und kehrte um. Es war vielleicht nur eine verrückte Phantaſie von ihm, daß ſie gerade den Waſſerfall gewählt

haben ſollte — überhaupt . . . wer konnte denn wiſſen, ob er ſie nicht in der ſinnloſen Aufregung, die ihn ergriffen hatte, völlig falſch beurteilte — völlig unterſchätzte?

Mit mehr Ruhe und einem neuen Lebensmut ſtieg er hinab und kehrte im Elektrizitätswerk ein, um dort zu fragen, ob man ſeine Couſine Hilde etwa habe vorübergehen ſehen. Dies war nicht geſchehen. Er gab nach einigem Zögern Befehl, daß zwei Arbeiter mit Laternen den Wald und die Gegend um den Fall nach ihr abſuchen möchten, da man annehme, ſie habe ſich im Walde verirrt. Dann begab er ſich in ſchnellſtem Schritt nach Haus zurück. Er hatte plötzlich eine freudige Hoffnung zu hören, ſie ſei inzwiſchen heimgekehrt. Er mußte hoffen — er trug dieſe Angſt um ſie einfach nicht länger.

Im Flur traf er auf Zipperjahn, der ſeine haſtige Frage gleichmütig mit der Nachricht beantwortete, Fräulein Hilde ſei ſchon längſt aus dem Park zurückgekommen.

Fritz wäre dem Jungen am liebſten um den Hals gefallen. „Weißt du, wo ich ſie finde?“

„Das gnädige Freilen is auf'n Boden.“

„Auf dem Boden?“

„Ja, ſie hat ſich 'ne Laterne bei mich jeholt und machte ſo'n kurioſes Geſicht dazu.“

„Wie lange iſt das her?“

„So etwa ein Dreiviertelſtündchen wird's ſchon ſein.“

Fritz pfiff ſcharf durch die Zähne. Er ſprang in die Dienerſtube und riß dort die Lampe vom Haken an der Wand. Dann ſtürzte er an Zipperjahn vorüber die Treppe hinauf.

All die Zeit hatte er auf falſchem Wege verloren . . . unwiederbringliche Zeit . . . Und die Angſt überſchwemmte wie eine große Meereswoge aufs neue ſein Herz.

Dreizehntes Kapitel

Zipperjahn begab sich gelassen in den Gartensaal zurück. Dort brannte jetzt nur noch eine Lampe, bei deren spärlichem Licht er die guten Meißner Tassen wieder in die Eckschränke stellte. Er hatte aus manchem Glas die Neige genippt und war in vergnüglicher Stimmung. Zufrieden flötete er vor sich hin die Melodie seines Lieblingsliedes: „Muß i denn, muß i denn zum Städtle hinaus — und du mein Schatz bleibst hier . . .“

Die Tür zum Flur öffnete sich behutsam und schloß sich wieder. Zipperjahn blickte sich um, es war ihm gewesen, als ob jemand eintreten wollte. Als er pfeifend mit dem leeren Tablett hinausging, sah er auch draußen auf dem Flur niemand. Aber nachdem er in der Dienerstube verschwunden war, trat Hilde hinter dem Kleiderständer, wo sie sich verborgen gehalten hatte, hervor und ging eilig, doch vorsichtig, um kein unnötiges Geräusch zu machen, in den Gartensaal. Sie trug ein dunkles Wollenkleid, einen Regenmantel und einen Filzhut. In der Hand hielt sie ein kleines Köfferchen.

Aufatmend blieb sie in dem nun wieder von seiner gewöhnlichen friedvollen Ruhe erfüllten, dämmerigen Raum stehen und blickte hinüber nach der Ecke am Kamin, wo die vereinzelte Lampe trübe flimmerte, und die leidenschaftliche und heftige Szene,

die dort vor kurzem ſtattgefunden hatte, ſchien ihr jetzt ſchon beinahe unwahrſcheinlich und höchſt verwunderlich. So viele Jahre hatte ſie ſchweigend und dumpf duldend das auf ihr laſtende Mißtrauen getragen — war zu ſtolz, zu tief verletzt geweſen, um ſich auch nur mit einem Worte zu verteidigen und die Menſchen an die Wunde in ihrem Herzen rühren zu laſſen: eine fremde Macht hatte ſie plötzlich zu einem Ausbruch getrieben, der ihrer reſervierten Natur eigentlich fremd und höchſt unſympathiſch war, ja, den ſie faſt lächerlich fand. . . . Sie blickte auf das Bild von Fritz, das im kleinen Holzrähmchen auf dem Ständer neben Tante Mariens Sofaeckchen zwiſchen ihren Arbeitskörben ſtand — und ſie fühlte die Gewalt dieſer fremden Macht aufs neue ihre Bruſt mit ſtarkem Schmerz durchſchauern. Zu dieſer Stunde begriff ſie plötzlich wieder jenen Rauſch, der ſie damals, in der bebenden, demütigen Liebe zu Keſſenbrock, alle ihr doch von Kindheit an vertraut geweſenen Regeln und Formen äußeren geſellſchaftlichen Anſtandes hatte beiſeite ſetzen laſſen, indem ſie lächelnd zu ihm gegangen war — ihm zu beweiſen, daß ſie den Mut und die Freiheit beſaß, die er ihr nicht zutrauen wollte . . . Hilde verzog gramvoll ironiſch den Mund, als ſie jenes kurzen Beſuches dachte, der ſo viel Anſtoß in ihrer kleinen Welt erregte, und der ihr ſo gar keine von den wilden Seligkeiten geſchaffen hatte, um deren Genuſſes willen

man ſie verdammte. Es war ihr in ihrem mädchenhaften Ehrbegriff ſo ſelbſtverſtändlich erſchienen, daß Keſſenbrock ſie verſtehen und ihr Erſcheinen als ein Symbol ihrer Liebe auffaſſen und reſpektieren würde. Als ſie ſtatt deſſen den Triumph des Verführers in ſeinem Geſicht und in ſeinem Gebaren ſah, konnte ſie plötzlich nur noch kalte, empörte Abwehr für ihn haben, und ſo ſchieden ſie aus der Begegnung, die ſie aneinander binden ſollte, als erbitterte Feinde. Er war ihr Feind geblieben. In dem Wirbel von Verleumdung und Klatſcherei, der ſich um ſie erhob, hatte er nicht ein Wort der Verteidigung für ſie gefunden, hatte er nicht einmal verſucht, die Menſchen von ihrer Unſchuld zu überzeugen.

Wie ſeltſam, daß aus der Wüſte toter Gleichgültigkeit in ihrem Herzen noch einmal Glut, Rauſch und maßloſe Hingebung aufblühen konnten . . .

Aber wenigſtens ſollte der Rauſch ihre ſkeptiſche Vernunft nicht ſo weit umnebeln, daß ſie Proben der Liebe, des Glaubens, des Vertrauens von einem Manne zurückerwartete. O nein — heimlich wollte ſie ſich davonſchleichen und niemals, nur um alles in der Welt niemals erfahren, ob Fritz zu ihr geſtanden, ſie verteidigt, an ſie geglaubt hatte . . . Nur ſich eine einzige liebe Illuſion mit hinausnehmen in den neuen trüben und einſamen Tag, der ſich freudlos vor ihr dehnte.

Sie wußte, daß man ihr Verſchwinden ohne Ab-

ſchied unbegreiflich und höchſt undankbar finden würde. Aber ſie konnte ſich den Blicken ihrer Verwandten, all den vorwurfsvollen Fragen und Ratſchlägen nicht noch einmal ausſetzen! Sie erſtickte an all der Güte und dem Mitleid, das ihre Speiſe geweſen von früheſter Jugend an. Sie ſehnte ſich nach der Fremde, nach unbekannten Menſchen, die nichts von ihr wußten, denen ihr Name ein leerer Klang war, die nur ihre Arbeit und nichts weiter von ihr begehrten.

Sie wollte, um ſich unbemerkt zu entfernen, den Weg durch den Park einſchlagen, nach einem abſeits vom Dorf liegenden Gehöft, deſſen Beſitzer, wie ſie wußte, ein leichtes, ländliches Wägelchen und ein Pferd beſaß. Dieſen wollte ſie bitten, ſie zur nächſten Bahnſtation zu fahren. Sie hatte deshalb auch nur das alte Koffercheu mit den nötigſten Toilettegegenſtänden gefüllt — mochte man ihr ſpäter von ihrem Eigentum nachſenden, was man beliebte . . . Sie wollte jedensfalls nichts von ſich hören laſſen, ehe ſie eine feſte Stellung gefunden hatte. Einige kurze Abſchiedsworte, die ihr Vorhaben erklärten, würde Tante Marie ja auf ihrem Schreibtiſch vorfinden . . .

Hilde ſchlich ſich, ihr Koffercheu niederſetzend, zu Tante Mariens Sofaplatz, ſtrich liebkoſend über das Polſter und ſchüttelte ſchmerzlich den Kopf über ſich ſelbſt und das Abſchiedsweh, deſſen ſie nicht Herr zu werden vermochte. Sie nahm das Jugendbild

von Fritz in die Hand, blickte einen Augenblick in die fröhlichen Knabenaugen, drückte einen langen Kuß auf das Glas, ſetzte es wieder nieder und wandte ſich entſchloſſen ab. „Mut — nur Mut — nur ſeiner wert ſein,“ ſagte ſie leiſe für ſich und wollte den Saal durch die nach dem Garten führende Tür verlaſſen. Da ſah ſie, daß Zipperjahn die Glastür ſchon geſchloſſen und den Schlüſſel abgezogen hatte. Sie öffnete die Tür zum Korridor, um zu ſehen, ob ſie von dort aus unbemerkt zum Ausgang gelangen könnte, und prallte faſt mit Fritz zuſammen, der eilig die Treppe vom Oberſtock herunterkam.

„Hilde!“ ſchrie er, ſtürzte auf ſie zu, packte ſie bei den Schultern und drückte und ſchüttelte ſie — „Mädel — wo in aller Welt haſt du geſteckt — du — du — ich hab' dich geſucht — das war ſchon nicht mehr ſchön — die letzte Viertelſtunde da oben auf dem Boden, unter dem alten Gerümpel — du, warum — was wollteſt du dort oben? Oder biſt du's etwa gar nicht — hat der edle Zipperjahn nur deinen Geiſt geſehen?“

„Doch —“ ſagte Hilde erſtaunt über ſein aufgeregtes Gebaren, — „ich war wohl oben — ich ... dir will ich's ſagen, Fritz, du wirſt mich verſtehen — ich — ich holte meinen Koffer — ja — ich will ...“

Aber ſie kam nicht weiter, denn ſein tolles Gelächter erſtickte ihre Erklärung.

„Deinen Koffer — deinen Koffer —“ und er riß ihr das kleine Ding aus der Hand und ſchwenkte es hoch in die Luft. „Geſegnet ſei der Koffer, Hilde ... Ich dachte weiß Gott Schlimmeres — weit Schlimmeres ... Seit zwei Stunden laufe ich umher und ſuche dich wie ein Irrſinniger!“

Er war ſo blaß, wie ſie ihn nie geſehen hatte — ſeine Augen funkelten und glühten unter Tränen.

„Du Lieber,“ ſagte ſie leiſe und erſchüttert, „ich danke dir für alles — für alles ... Ich habe im Geiſte deine Hand gehalten, als ich das — das Schreckliche dort drin ſagen mußte ... Du begreifſt, daß ich's mußte, nicht wahr?“

Er machte eine bejahende Bewegung mit dem Kopf. „Für dich war's nötig, nicht für die Puppen und Laffen.“

„Hilde, mir geht ſeitdem ein Wort nicht aus dem Sinn, ich glaube, Goethe hat es einmal geſagt:

‚Denn du warſt in abgelebten Zeiten
Meine Schweſter oder meine Frau.‘

Na, du verſtehſt mich ſchon, ſo die innere Verwandtſchaft zwiſchen uns beiden — die iſt mir in dem Augenblick ſo recht lebendig geworden ...“

Sie dankte ihm nur mit den Augen.

„Und wohin befehlen das gnädige Fräulein nun, daß ich den verhängnisvollen Koffer trage?“

Beide lachten, wie Menſchen lachen, die eine große Gefahr beſtanden haben.

„Fritz,“ ſagte ſie leiſe und glücklich, denn ſie war glücklich, beſinnungslos glücklich in dieſem Augenblick, „hindere mich jetzt nicht — ich bitte dich um alles in der Welt. Ich will fort, du ſiehſt ja, ich muß fort, und ich kann nicht Abſchied nehmen . . .“

„Das iſt eine famoſe Idee von dir, ſiehſt du, Hilde, das gefällt mir ausgezeichnet. Ich bin auch nicht fürs Abſchiednehmen.“ Er öffnete die Tür zu dem leeren Gartenſaal und zog das Mädchen ſamt ihrem Koffercheſ hinein.

„Hier ſind wir ungeſtörter, deinen Plan zu beraten,“ ſagte er, und ſein ſchmales, braunes Geſicht gewann ſchon wieder die alte Gelaſſenheit. „Du gehſt alſo — und ich denke, es wird das beſte ſein, du gehſt gleich über das Meer. Ich werde dich begleiten und dir für die erſte Zeit zur Seite ſtehen.“

„O Fritz,“ rief ſie, halb im Zweifel, ob er ſpaße oder im Ernſt rede, „du biſt unſinnig!“

„Ich habe nie den Anſpruch darauf gemacht, für ſinnig zu gelten,“ ſagte er vergnügt, öffnete die Tür und rief nach Zipperjahn.

Der Junge kam eilfertig herein und empfing von Fritz den Befehl, zu ſeinem Chauffeur zu gehen und ihn anzuweiſen, das Auto umgehend zu einer Fahrt in ſtand zu ſetzen.

„Er ſoll dann hier vorfahren, verſtehſt du mich?

Hier an der Rampe, nicht vor dem großen Eingangstor, hörst du? Das ist sehr wichtig! Ich wünsche mit meiner Cousine eine Mondscheinpartie zu unternehmen, ohne daß Tante Trinette uns begleitet. Also reinen Mund gehalten! Bei deiner Mannesehre! Schön! Blaffke soll die Pelzdecken nicht vergessen. Dann gehst du in mein Zimmer — hier hast du meinen Schreibtischschlüssel . . . Aus dem mittelsten Fach die Kassette und die braune Ledermappe mit Papieren bringe mir hierher —. Ach ja so — mein Frack ist auch ziemlich naß geworden. Also, ich brauche ferner den blauen Rock, der an der Tür hängt und irgend eine Krawatte — du wirst schon was finden. Ich vertraue ganz auf dein Genie . . . . Und Mantel und Mütze!"

Der Groom strahlte. Ein Auftrag von so geheimnisvoller Wichtigkeit war ihm noch niemals zuteil geworden. Er stürzte davon, im Kopf alle die einzelnen Teile wiederholend, um keinen zu vergessen.

Hilde aber saß auf einem Stuhl in dem großen, leeren, dämmerigen Gartensaal, in dessen fernster Ecke die hohe Petroleumlampe langsam im Verlöschen war, und hörte dem allen zu und begriff noch immer nicht, wo alles hinauswollte.

Als Zipperjahn das Zimmer verlassen hatte, sprang sie auf, stand vor ihrem Vetter und sagte energisch, als müßte sie ihn aus einem unerhörten Traumzustand aufwecken: „Fritz — um Gottes

willen, nimm Vernunft an! Dies alles ist unmöglich! Wir beide dürfen nicht zugleich von hier gehen — wir beide zuletzt!"

„Und warum wir beide zuletzt?" fragte er mit einer weichen Betonung.

„Weil — Fritz — o — du weißt ja . . ." sie brach in Weinen aus. „Kind," sagte er lächelnd und herzlich ihre Hand in die seine nehmend, „ich habe in meinem Leben so viel Dummheiten gemacht, da werde ich deine eine Dummheit wohl verstehen können! Übrigens finde ich, daß man mit dieser albernen Geschichte nun zu Ende kommen sollte. Man hat schon viel zu viel Wesens davon gemacht. Du sollst noch darüber lachen lernen! Sieh mal, wir sind ja doch von einem Schlage, wir werden ein paar gute Kameraden abgeben! Durch dick und dünn marschieren, . . . dann weißt du, so eben und glatt geht's bei mir nicht, das hast du wohl schon begriffen . . . Aber du, erst muß ich sehen, ob du auch nicht beim ersten Kuß wieder Weinkrämpfe bekommst!"

Er hielt sie im Arm, noch ehe sie sich wehren konnte, und wenn die Tränen aufsteigen wollten, so küßte er auch sie eilends fort. Und sie wollte nichts anderes mehr, als was er wollte.

Zipperjahn kam mit den Kleidern und der Kassette, schloß diensteifrig die Gartentüren auf und war Fritz behilflich, den Frack gegen einen trockenen Rock zu

wechſeln und einen Mantel umzuwerfen. Dabei flüſterte er ihm atemlos zu: „Das gnädige Fräulein Trinette hat mich geſehen. Sie fragte, was ich mit der Kaſſette wollte. Ich glaube, ſie kommt mir nach!“

„Donnerwetter!“ entfuhr es Fritzens Lippen. „Alſo, dann ſchnell hinaus mit der Geſchichte, wir ſteigen im Schuppen ein!“

„Fritz, ohne Abſchied von deinen Eltern?“

„Um Gottes willen, Mädel, keine Tränenſzene! Übers Jahr kommen wir zum Beſuch!“

Das Automobil brauſte ſtampfend und fauchend auf den Kiesplatz, und Fräulein Trinette trat erregt in den Gartenſaal mit der ſtrengen und vorwurfsvollen Frage: „Hilde — Fritz — ihr beide hier — was ſoll das — in Hut und Mantel? Ich bitte um eine Erklärung!“

„Und ich bitte uns nicht zu ſtören, liebe Tante, ich bin eben im Begriff, meine Couſine Hilde zu entführen. Ich hoffe, du ſiehſt ein, daß dies im gegebenen Augenblick für alle Teile das einzig Richtige iſt . . .“

Der Scherz verging ihm bei dem gellenden Hilferuf, den das alte Fräulein ausſtieß. Durchdringend wie Feuerſignale hatte ihre Stimme binnen einer Sekunde einen Lärm von eilenden Schritten und angſtvollen Rufen vor der Tür und auf der Treppe entfeſſelt. Fritz ſah ein, daß er im Übermut ſeines

Glücks ſehr unvorſichtig geweſen war, aber er fühlte ſich Manns genug, jetzt dem ärgſten Familienſturm ſtandzuhalten.

Und ein Sturm von Ausrufen, Fragen, Durcheinanderſchreien und Sprechen brach wirklich in der nächſten Minute um ihn her aus. Fritz erklärte kurz, er habe eingeſehen, daß das Unternehmen hier ohne ihn beſtehen würde — beſchienen von der Gnadenſonne des hohen Landesvaters — ja daß ſeine Teilnahme daran dieſe Gnadenſonne nur an ihrer vollen Wärme hindern könne. Er habe deshalb die Generalvertretung der Hamburger Automobilfabrik für die Vereinigten Staaten definitiv angenommen und werde binnen zwölf Tagen in New-York erwartet. Inzwiſchen ſeien bekannte Ereigniſſe eingetreten, die auch ſeiner Couſine Hilde ein ferneres Bleiben unter den alten Verhältniſſen nicht mehr angenehm erſcheinen ließen, und deshalb werde ſie ihn begleiten.

So weit nahmen ſeine Eltern, Auguſt und Debberitz ſeine Erklärung ſchweigend entgegen. Als Hildens Name genannt wurde, entſtand eine allgemeine Bewegung.

„Fritz — Hilde — ihr verrückten Kinder, ihr wißt ja nicht," rief ſeine Mutter. „Das ändert ja alles ..."

„Was weiß Hilde nicht, Mama?"

„Daß Debberitz ſoeben bei Vater um Hildens Hand angehalten hat!"

„Ja," rief Debberitz mit seiner vollsten Stimme und trat in seiner ganzen stattlichen Prächtigkeit vor die Erwählte, „mein gnädiges Fräulein, das Haupt der Familie, Ihr verehrter Herr Onkel, hat mir gegründete Hoffnung gegeben, so daß ich mir schmeicheln darf, Sie werden Ihren Plan, den Ihnen eine momentane Verlegenheit eingegeben haben dürfte, nunmehr ändern . . ."

„Das glaube ich kaum," sagte Fritz freundlich und schlug Debberitz treuherzig auf die Schulter, „weißt du, lieber Thete, man macht mit dir Geschäfte, aber man heiratet dich nicht . . ."

„Oho — Herr von Kosegarten — dieser Ton . . ."

„Diesen Ton darf ich mir schon erlauben, denn ich bin über die Geschmacksrichtung meiner Braut wohl besser unterrichtet, als du es sein dürftest!"

Hilde hatte sich bei Fritzens Erklärung in Tante Mariens Arme geworfen und küßte und herzte sie so stürmisch, daß die Gute kaum zur Besinnung kam und den letzten Abschiedskuß des Sohnes nur wie in wirrem Traum und Taumel empfing.

Der alte Herr schüttelte verwundert den Kopf, er fand diesen jähen Aufbruch zwar keineswegs in der Ordnung — aber — so waren nun einmal diese Amerikaner — und was konnte man von Fritz jemals anderes erwarten als törichte und tolle Dinge!

Tante Trinette ſagte ſeufzend: „Er bleibt einmal der verlorene Sohn!“

„Der verfluchte Yankee — hat mich doch wahrhaftig begaunert,“ ſchimpfte Thete Debberitz, all ſeine Würde und Feierlichkeit vergeſſend.

Fritz zog Hilde geſchickt aus dem Kreis der Verwandten. „Mädel — bind' den Schleier um die Ohren, die Luft geht ſcharf da draußen! — Ha,“ rief er luſtig, die Mütze ſchwenkend, „ich freue mich auf die harte, ſcharfe Luft da draußen!“

Zipperjahn ſchlug die Tür des Kraftwagens zu; die großen Lichter glühten durch die Regennacht, ſtampfend ſetzte ſich die Maſchine in Bewegung. Hildens weißes Tüchlein wehte als letzter Gruß durch Sturm und Dunkelheit.

Ende

3 2044 018 784 926

THE BORROWER WILL BE CHARGED AN OVERDUE FEE IF THIS BOOK IS NOT RETURNED TO THE LIBRARY ON OR BEFORE THE LAST DATE STAMPED BELOW. NON-RECEIPT OF OVERDUE NOTICES DOES NOT EXEMPT THE BORROWER FROM OVERDUE FEES.

CANCELLED
DEC 8 - 1986
DEC 3 - 1986
2105170

CANCELLED
BOOK DUE
JUL - 8 1989
JUN 29 1989

SEP 10 1996
BOOK DUE